
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Oesterreichische
Geschichte für das Volk.

IX.

Ferdinand III. und Leopold I.

Vom

Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden

1648—1699.

Von

J. Zahn,

Landes-Archivar in Steiermark, k. k. Professor.

Wien, 1869.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Ferdinand III.

und

Leopold I.

Vom

Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden

1648—1699.

Von

J. Zahn,

Landes-Archivar in Steiermark,
k. k. Professor.

Wien, 1869.

Im Commissions-Verlage von Prandel & Ewald.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

I.

Kaiser Ferdinand III. letzte Jahre.

1.

Nach dem westphälischen Frieden — Kaiser und Reich — Die Lage in Oesterreich.

Der sogenannte westphälische Frieden war am 24. October 1648 unterzeichnet worden.

Allenthalben nahm das Volk die Nachricht mit unsagbarer Freude auf. Was es gelitten, schickte es sich nun in Erwartung froherer Tage an zu vergessen und trug der Zukunft an Vertrauen dasselbe Maß entgegen, das es an Kummer während des Krieges bis auf die Neige geleert hatte.

Allein für die Dauer war der Friede keineswegs angelegt. Die Einen der kriegführenden Theile, und zwar der Kaiser voran, waren aus Ermüdung vom Kampfe zurückgetreten. Es geschah unter Opfern, in der Besorgniß, im Gegenfalle schwereren nicht zu entgehen. Die Anderen dagegen lenkte die Ueberzeugung zum Frieden, daß eine bedeutende Vermehrung ihrer Errungenschaften durch Fortsetzung des Krieges kaum in Aussicht gestellt sei. Für

sie handelte es sich darum, den Frieden so anzusetzen, daß er die Bahnen ihrer Politik und somit Vergrößerungspläne der Zukunft so wenig als möglich beirrte. Da wie dort gestaltete sich also der Friedensschluß im wesentlichen zu einer Abmachung über die Lage des Augenblickes. Die Gegensätze, welche den Krieg hervorgerufen, oder durch ihn waren geweckt worden, schliffen sich nicht ab, sondern blieben da in Bitterkeit dort in Habsucht fortbestehen. Sie konnten sich höchstens schärfen, wenn im praktischen Leben die schadhaften Seiten der neuen Stellung mehr und mehr sich zeigten, welche dem deutschen Reiche gegenüber den anderen Staaten und Oesterreich gegenüber dem Reiche zugewiesen waren.

Abgesehen davon, daß ein fremdes und bisher nur feindliches Element wie Schweden zur Standschaft im Reiche und sonach zur Mitsprache in inneren Angelegeheiten kam, war auch die Centralgewalt durch die Anerkennung der Souveränetät der Stände so gut wie lahm gelegt. In dieser Anerkennung lag das Recht der Bündnisse mit auswärtigen Mächten. Dieses stellte, wo die Vertretung des Reiches in äußeren Fragen zur Geltung kommen sollte, dem Kaiser innerhalb der eigenen Staatsgrenzen so vielerlei Sonderinteressen gegenüber, als es Reichsglieder gab. Auch wesentliche innere Rechte, deren Übung seitens der Kaiser vormalen einsprachlos stattgefunden, sollten nun an den Ausspruch der Stimmenmhrheit auf den Reichstagen gebunden sein. Bei dem gewöhnlichen Bestreben nach Einschränkung der Befugnisse des Reichsoberhauptes kehrte aber jene mit gewisser Vorliebe sich gegen die Absichten desselben. Auf Kosten der Bedeutung des gesammten deutschen Staatswesens war jene der einzelnen Reichsfürsten gestiegen — ein seit lange schon verfolgtes Ziel, das jetzt seine verhängnißvolle Krönung erlangte. Bei der Zerklüftung des Reiches durch die confessionellen Gegen-

säße mußte jedem Kaiser, er mochte welchem Bekenntnisse immer angehören, Mistrauen von dieser oder von jener Seite begegnen. Daß dagegen Vertrauen, mehr als billig, und Dank, mehr als gerechtfertigt, Frankreich entgegengetragen wurde, lag in der Natur der Sache. Hatte es ja doch unter dem Schlagworte des Schutzes der „deutschen Libertät" dieses Überwuchern der Fürstenmacht gegenüber der Reichsgewalt wesentlich veranlaßt! Größer als irgend einer der materiellen Vortheile aus dem westphälischen Frieden gestaltete sich für Frankreich dieser moralische Einfluß. Nur die Habsburger hatte es gefürchtet und das deutsche Reich so lange, als diese im Stande waren, es unter ihrer Führung zu einen. Jetzt war ihre Macht von der französischen Grenze abgedrängt und Frankreich einer beengenden Nachbarschaft enthoben. Zwischen beiden Rivalen lagerte sich eine Anzahl von Souveränetäten, welche als oberstes Gesetz ihres politischen Handelns nicht mehr das Gemeinwohl, sondern das eigenstaatliche, oft auch sehr niedere persönliche Interesse anerkannten. Und so wie der Kaiser 1648 die Umgestaltung des deutschen Staatswesens, ohne sie hindern zu können, hinnehmen mußte, war er auch später außer Stande, sie rückzubilden. Nicht nur daß ihm die Eifersucht der anschwellenden jungen Fürstenmacht den Weg verlegt hätte, stellte eben der Friede diese Neuordnung der Dinge unter die Obhut der vertragschließenden auswärtigen Mächte. Jede Bestrebung desselben in dieser Richtung hätte als Bruch der „deutschen Libertät" und des westphälischen Friedens, als Verletzung der von Frankreich aufgestellten und für sich ausgenützten Theorie vom politischen Gleichgewichte, das bewaffnete Einschreiten dieses und Schwedens hervorgerufen. Diese als Garanten des Friedens befanden sich in der „angenehmen Stellung, die schützende Hand über das Reich zu halten".

Auf die Einzelbeziehungen zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten wirkten diese Umgestaltungen in der Reichsverfassung keineswegs günstig. Es waren aus der Zeit vor dem Kriege und während desselben der feindlichen Erinnerungen so viele geblieben! Jeder Theil sah in dem anderen sei es den Urheber der eigenen Verluste, sei es den Neider des Gewinnes. So gelassen auch der Kaiser die Thatsachen hinzunehmen hatte, konnte er sich doch den ersten menschlichen Regungen der Unzufriedenheit über den Miserfolg seiner Absichten nicht entziehen. Zwischen ihm und weitaus den meisten Reichsständen erhob sich in den ersten Jahren nach dem Frieden aus sachlichen oder persönlichen Gründen eine Scheidewand, die erst die Zeit und die bessere Erkenntnis in den Augenblicken der Gefahr wieder in etwas zu erniedrigen vermochte. Mistrauen kam ihm entgegen und mit nicht anderem Gefühle konnte er erwidern. Am schwersten traf es ihn, daß selbst katholische Fürsten, auf welche er wegen der Lage ihrer Gebiete zu Frankreich am meisten für die Zukunft zu rechnen hatte, wie die rheinischen Erzbischöfe, in dieer Beziehung mit den protestantischen Hand in Hand gingen.

Der Rückschlag daraus auf Oesterreich blieb nicht aus. Wie alle Bestandtheile des deutschen Reiches ihre Verbindung mit diesem als dem gemeinsamen Ganzen gelockert hatten, so auch bei ihm. Nur trat seine Sonderstellung schroffer hervor und zwar lag der Grund darin, daß sein Regent eben auch deutscher Kaiser war. Herrschte er im Reiche nur dem Namen nach, so lag fürderhin das Hauptgewicht seiner politischen Stellung in den eigenen Gebieten. Je höher und einflußreicher nach innen und außen seine Fürstenmacht auf letzteren sich entwickelte, desto nebensächlicher gestaltete sich der Besitz der Kaiserkrone in Beziehung auf wirkliche Machtübung. Damals zum erstenmal wurde

der Schwerpunct Oesterreichs durch den Druck äußerer Verhältnisse in seine eigenen Lande verlegt. Und wie der westphälische Friede der erste Anlaß zum gänzlichen Sturze des deutschen Reiches unter Napoleon I. gewesen, so war auch jene Zurückdrängung Oesterreichs der erste Schritt zur Sonderstellung desselben, welche in dem Patente von 1804 ihren Abschluß fand.

Diesen Rückzug auf sich selbst begünstigten überdies mehrere Bedingungen: die persönliche Stimmung des Kaisers und der Zustand der österreichischen Lande. Die erstere war jene des vollkommensten Ueberdrusses an allen größeren politischen Angelegenheiten; Ferdinand III., früher lebhaft in diese und ihre Mittel eintretend, hatte jetzt für sich mit ihnen abgerechnet. Der Miserfolg seiner wie seines Vaters Bemühungen und die Ueberzeugung, daß er in seinen Tagen der neuen Lage der Dinge gegenüber nur durch ein passives und vermittelndes Verhalten gewinnen könne, hatten ihn dazu geführt. An die Stelle der alten Entschiedenheit trat Zusehen, Abwarten und Streben nach Benützung augenblicklicher Verhältnisse. Der Umschwung war so entschieden, daß erst die Zukunft mehr Bestimmtheit in die allseitige Haltung bringen konnte.

In Ferdinand's Ländern fielen im Ganzen jene Gegensätze in Ständemacht und Glaubensbekenntnissen weg, welche die Regierung im Reiche so sehr erschwerten. Namentlich in den deutschösterreichischen Gebieten waren sie nahezu getilgt. Das Jahr 1618 sah daselbst mannigfache Herde der Bewegung politischer und religiöser Natur. Das Jahr 1648 fand sie erloschen und damit auch die Gelegenheit neuen Ueberschlagens auf das „Reich" behoben. Die gegnerischen Elemente hatte gewaltsamer oder natürlicher Tod oder die Verbannung hinweggenommen. Den Landtagen war theils durch Aenderung ihrer Verfassung, noch mehr aber durch den Wechsel der Mitglieder

oder des Geistes derselben jene Spitze abgebrochen, die sie vormalen so ungestüm wider die Regierung gekehrt hatten. Vor der in und aus dem dreißigjährigen Kriege merkwürdig erstarkten Fürstengewalt beugte sich alles, was früher in deren Beschränkung vernünftiges Staatsrecht gesehen hatte. Ohne eben ganz in der Gewalt der Regierung unterzugehen, wie das namentlich in Bayern und Brandenburg der Fall war, hatten die Stände in Oesterreich doch sämmtlich ihre einstige Bedeutung an sie abgegeben. Die strenge Durchführung der Gegenreformation stellte allmälig, namentlich in der leicht beweglichen städtischen Bevölkerung jene Einheit des Bekenntnisses wieder her, welche auch die protestantischen Fürsten mit allem Eifer anstrebten. Nicht viel minder als andere Reichslande hatten aber auch die österreichischen die Lasten des Krieges gedrückt. Hier wie allenthalben halfen diese mit, widerstrebende Geister allmälig auf ruhigere Bahnen zu lenken. So fand das Bedürfniß des Kaisers nach friedlichem Abschlusse seines Lebens mannigfach vorbereitetes Entgegenkommen in dem Gefühle und Sinne seiner Völker.

In Ungarn allein fehlte es nicht an Schwierigkeiten. Der Natur nach dem Streite der religiösen Bekenntnisse entstammend, kehrten sie sich weniger gegen den Regenten, in welchem ihr Vermittler gegeben war, als vielmehr gegen das Land selbst und den Frieden zwischen den Religionsparteien. Eigentlich hätte der Linzer Friede von 1645 sie schlichten sollen. Derselbe gewährte den Protestanten freie Glaubensübung, allein die örtliche Gestaltung dieser Errungenschaft sollte mit anderen Fragen gleichen Inhaltes der nächste Reichstag austragen. Auf diesem geriethen aber die Bekenner der verschiedenen Confessionen so hart aneinander, daß es des persönlichen Einschreitens Ferdinand's bedurfte, um wenigstens einem Theile der Forderungen der Protestanten zu genügen. Diese Vermittlung trug

ihre guten Früchte. Die Parteien erkannten in dem Monarchen das gleichmäßig abwägende Princip, dessen Ausspruch ihre beiderseitigen Härten abschürfte und ein gedeihliches Zusammenwirken ermöglichte. Der Landtag war daher den Wünschen des Kaisers, seinem Sohne die Krone baldmöglichst zuzuwenden, zuvorgekommen, hatte ihm diese Wahl aus eigenem Antriebe angetragen, den Prinzen am 3. Juni 1647 zum Könige ausgerufen und am 16. desselben Monates gekrönt.

In den inneren Angelegenheiten Ungarns hatte also die nächste Zeit vor 1648 den Boden für die Zukunft geebnet. Aber die Stellung zur Türkei gab Anlaß zur Unruhe. Ein Wechsel der Großwesire, der in orientalischer Weise oft plötzlich genug sich vollzog, vermochte mit Einem Schlage die Politik der Pforte in andere Richtung zu treiben. An der ganzen langen Strecke der türkischen Grenze in Ungarn herrschte der kleine Krieg ohne Unterlaß. Dazu kam die Stellung des Fürsten von Siebenbürgen zu Ungarn und zur Pforte: persönlicher Ehrgeiz desselben, irgend ein Conflict mit einem der nachbarlichen Paschas konnte Verwicklungen herbeiführen, deren Ausdehnung auf Ungarn und die Erblande gegebenen Falles nicht zu entgehen war. Und eben damals schwebte ein solcher Streit in der Luft, als Sultan Ibrahim von Georg I. Rákóczy wegen Vermehrung dessen Gebietes durch ungarische Gespanschaften, die demselben im Linzer Frieden bedingungsweise überlassen worden, Erhöhung des Tributes um 5000 Ducaten verlangte. Die Ermordung des Sultans (1648) ließ zwar diese Frage abbrechen, allein in der Angelegenheit der polnischen Königswahl hätte sich vermuthlich jene Veranlassung damals bereits ergeben, welche die Türken zehn Jahre später ergriffen.; für dießmal trat der Tod des Siebenbürger Fürsten hindernd dazwischen. Mit dem neuen Sultan Mahomed V. beeilte sich der Kaiser, den Frieden zu sichern,

indem er die Erneuerung des Zsitvatoroker Vertrages verlangte, welcher in drei Jahren zu Ende ging. Der Großwesir Murad zeigte keineswegs volle Geneigtheit; indeß ließ er sich durch Hinweise vernünftiger Rathgeber auf die vielfachen inneren Unruhen im osmanischen Reiche und auf den noch schwebenden Krieg mit Venedig bestimmen, den Vertrag auf weitere zweiundzwanzig Jahre zu verlängern (1. Juli 1649).

So gestaltete sich die Lage in Oesterreich für den Kaiser und seine Entschlüsse entschieden günstig. Nach Osten hin war die frühere Grundlage des gegenseitigen Einvernehmens neu gewonnen, in Ungarn der innere Friede hergestellt, in den deutschen Erblanden die monarchische Gewalt kräftiger als zuvor. Dem Kaiser blieb so freie Hand, den Gang der Politik jener Staaten, welche auf das deutsche Staatswesen vorzüglichen Einfluß nahmen, zu verfolgen und namentlich dem einen Gedanken, den er im deutschen Reiche bezüglich seiner Familie zu verwirklichen hatte, in der Ausführung vorzuarbeiten.

Von besonderer Wichtigkeit für Deutschland und Oesterreich war die Stellung zu Frankreich und Schweden.

Das Verhältniß zu Frankreich regelte weniger der Augenblick, als die Sorge um die Zukunft. Noch war dasselbe mit Spanien vollauf beschäftiget und innere Bewegungen durchzogen das ganze Land. Für den Moment durfte man sich zwar verschiedener diplomatischer Hindernisse versehen, die es Oesterreich bei den Schweden und den Ständen des deutschen Reiches in den Weg werfen konnte, aber keiner Angriffe von größerer Tragweite; indeß, man mußte sie gewärtigen, sobald es in Ruhe gekommen. Der Friede, welcher solchergestalt zwischen ihm und Oesterreich herrschte, konnte offenbar nur ein äußerlicher

sein, „Friede, aber keine Freundschaft" wie ein venetianischer Gesandter dieses Verhältniß bezeichnet.

Man beobachtete sich gegenseitig und that sich in gleicher Weise Abbruch. Oesterreich, dem der westphälische Friede auferlegte die Spanier in den Niederlanden oder Italien nicht zu unterstützen, gestattete Werbungen dahin, und Frankreich, das daraus keinen Friedensbruch ableiten konnte, suchte dafür in den Abfertigungsangelegenheiten mit Schweden, in der Wahlsache Ferdinand's IV., und später in dem schwedisch-polnischen Kriege dem Kaiser Verlegenheiten zu schaffen. Daß diese nicht ernst zu dessen Lebzeiten noch sich häuften, dazu trugen, außer der schon berührten Lage Frankreichs selbst, Umstände bei, welche außerhalb Mazarin's Berechnung lagen, wie die Abneigung Karl Gustav's von Schweden gegen Frankreich.

Durch die zurückgebliebenen mehrfachen Berührungspuncte weit besorglicher war anfangs die Stellung zu Schweden. Mehr denn einmal drohten entschiedene Conflicte. Zuvörderst handelte es sich um Räumung der von Schweden nach dem Frieden noch besetzten deutschen Gebietstheile, welche ihm nicht ständig waren abgetreten worden. Der Vertrag sicherte dieser Macht 5 Millionen Thaler Entschädigung; bevor sie diese erhalten, weigerte sie sich jene zu vollziehen. Bei der Erschöpfung des Reiches und der geringen Zahlungswilligkeit einiger zu Abfertigungsbeiträgen verpflichteten Reichsstände nahm nicht allein die Aussaugung der besetzten Strecken kein Ende, sondern den Schweden wuchs der Muth zu neuen Forderungen. Namentlich von Berlin trafen bittere Klagen ein, wie die Schweden gegen den Wortlaut des Vertrages ihren Bezirk an der Oder mehr und mehr ausdehnten und die Räumung Hinterpommerns trotz aller Zahlungserbietungen des Kurfürsten hinausschoben. Daß man am kaiserlichen Hofe für Brandenburg nicht sogleich ins Feuer ging,

trug der Kurfürst bei späteren Gelegenheiten in empfindlicher Weise nach. Und doch war der Kaiser überfroh, auf dem Vergleichstage von Nürnberg (26. Juni 1650) die Hauptforderungen der Schweden abthun und ihre Truppen durch Vereinbarung auf Abfertigungsraten aus den westlichen Staaten Nord- und Mitteldeutschlands entfernen zu können. Abgesehen von der Unmöglichkeit, in allen Einzelverhandlungen betreffs der mit Schweden belasteten Reichsstände einen Ernst zu zeigen, dem schließlich doch der gewichtige Nachdruck fehlen mußte, lag Ferdinand aus zwei besonderen Ursachen daran, mit ihnen nach Möglichkeit sich gütlich zu stellen: des allgemeinen Friedens im Reiche und der Reichsnachfolge wegen. Schweden war nicht wie Frankreich, von äußeren und inneren Gegnern in seiner Politik zur Ruhe gedrängt. Es konnte jeden Augenblick losschlagen. Es von dem Letzeren abzuhalten, war Aufgabe des Kaisers, die weit eher durch ein gewisses Übersehen erreicht werden konnte, als durch schroffen Druck. Dabei gelang es auch, den Einfluß Frankreichs zu hemmen und für innere Fragen des Reiches Schweden bereitwilliger zu stimmen.

In solcher Weise glich sich auch die Angelegenheit bezüglich der freien Stadt Bremen, welche Schweden als Rechtsnachfolger der vormaligen Erzbischöfe für sich verlangte, in ihren Anfängen bereits besser aus, denn sie ursprünglich sich anließ. Allerdings trug zum Ganzen die regierungssatte Stimmung der Königin Christine bei, welche den kriegerischen Begierden ihrer Generäle widerstrebte. Immerhin aber durfte eben die vermittelnde Politik des Kaisers es sich zu gute schreiben, daß die offenbaren Anlässe zum Kriege abgeschwächt wurden. Diese Erfolge hier und die Abneigung, welche Christinens Neffe und Nachfolger Karl Gustav von der Pfalz (seit 16. Juni König in Schweden) den Franzosen bewies, hatten am kaiserlichen Hofe

förmlich eine schwedische Partei geschaffen, die namentlich von Spanien unterstützt wurde. Die Stellung Oesterreichs zu Schweden hatte somit völlig gewechselt. Erst als in Karl Gustav's polnischem Kriege auch Oesterreich sich mittelbar bedroht sah, kehrte sich dieselbe um. Es war der letzte Act im Leben Ferdinand's III., die Unterzeichnung des Bündnisses mit Polen.

2.

König Ferdinand IV., seine Wahl und sein Tod. — Erzherzog Leopold als Nachfolger.

Der westphälische Friede hatte bestimmt, daß seine Festsetzungen bezüglich des deutschen Reiches auf dem nächsten Reichstage in Ausführung gebracht werden sollten. Auf diesem wollte der Kaiser auch den Gedanken ausgeführt sehen, an dessen Sicherstellung er alle Sorge wendete: die Wahl seines ältesten Sohnes Ferdinand zum römischen Könige.

Bei einer großen Zahl der deutschen Reichsstände herrschte aus den Kriegszeiten her und noch aus früherer Zeit gegen ein Reichsoberhaupt aus der Habsburger Familie rein confessioneller Ursachen wegen entschiedener Widerwille. Während des Krieges selbst hatte sich dieser zur systematischen Anschauung betreffs des Wesens des Kaiserthumes den Fürsten gegenüber ausgebildet. Ihr Kern bestand darin, das österreichische Haus vom Kaiserthume zu entfernen, dagegen ihm Lande des eigenen Besitzes abzunehmen und dem zukünftigen Kaiser als Reichsdotation zuzutheilen. Auch die kurfürstlichen Gewalten sollten in ihrer bestehenden Vereinzelung aufhören, das Wahlrecht erweitert werden

und die Küre den Ständen überhaupt zustehen. Bei der Minderzahl von Freunden, die Habsburg aus dem Kriege sich erhalten, konnte es darauf gefaßt sein, daß diese Theorien gegebenen Falles Verlegenheiten schufen, wenn sich nur ein Reichsstand fand, kühn und stark genug sie zu verfechten. Was ihn dem ungeachtet mit aller Energie an dem Ziele haften ließ, findet seine Erklärung in Folgendem. Gewiß, die Äußerungsfähigkeit des deutschen Kaiserthumes als Sammelpunctes nationaler Kraft und Vertretungsorganes gemeinsamen Willens war in merkbarem Grade gesunken. Allein dennoch waltete über der Stellung eines Oberhauptes „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ ein Glorienschein der Geschichte, welchen die faule Gegenwart nicht ganz verkümmert hatte. Oesterreichische Fürsten hatten nun seit mehr denn zwei Jahrhunderten diese Würde ohne Unterbrechung bekleidet. So lange das Bedürfniß eines gemeinsamen Oberhauptes im ganzen Reiche lebendig war (und dies konnte sich auch damals nicht verläugnen) trat Habsburg seiner Ahnen wegen in die Schranken. Bei seiner Machtstellung im Reiche und außer demselben konnte es füglich in seinen deutschen Beziehungen keinem anderen Reichsstande sich unterordnen. Wäre der Fall eingetreten, daß ein Fürst aus anderem Hause zur deutschen Krone gelangte, so konnte die Erweiterung der Sonderstellung Oesterreichs nicht vermieden werden, und seine und des Reiches Interessen standen in höchster Gefahr. Eine kaiserlose wie eine gegenkaiserliche Zeit stellte Deutschland gegen Frankreichs Vordringen blos und indem sie Oesterreich den Rückhalt benahm, den es an dem Reiche genoß, wurde im Osten den Osmanen Thür und Thor geöffnet. Kein anderer deutscher Fürst dagegen als ein habsburgischer besaß jene Hausmacht, jene Verbindungen mit fremden Mächten, jene auf geschichtlicher Erinnerung begründete Einigungskraft der deutschen Elemente, die nothwen-

dig waren, den französischen Vergrößerungsplänen mit Erfolg Widerstand zu leisten. Trat Oesterreich von der Bewerbung um das Kaiserthum zurück, so war es um das ganze Reich gethan. So sehr war damals der Lebensbestand Deutschlands als Reiches an die habsburgische Familie gebunden. Wenn der Kaiser für seinen Sohn candidirte und dem Reiche das Gefühl entgegentrug, das Erbe der Väter dem Hause zu bewahren, hätte er in weniger erregten Tagen wohl mehr Verständniß der wahren Lage gefunden. Allein dießmal spielten die Gegensätze aus dem kaum verklungenen Kriege noch zu lebhaft, als daß man über das Ineinandergreifen der Lebensbedingungen beider Reichskörper vollkommen im Reinen gewesen wäre.

Übrigens stand ein Friedensartikel der ganzen Wahl entgegen. Bei Lebzeiten des Reichsoberhauptes sollte nämlich kein römischer König erwählt werden. Dieser Punct war der Ausdruck der deutschen Politik Frankreichs sowohl, wie der Absichten der österreich- und kurfürstenfeindlichen Parteien im Reiche. „Ist der Kaiser nicht mehr“, sagte der venetianische Botschafter Giustiniani für eine wenig spätere Zeit, „so fehlt das eigentliche Triebrad.“ Der Artikel bedrohte übrigens den Kaiser so gut wie die Wahlherren. Es bedurfte also nur einer Verständigung beider, um in der Sache sich zurecht zu finden. Vorab kam es darauf an, daß keine fremde Garantiemacht und namentlich Schweden etwaigem Widerspruche der Nicht-Wahlherren Stütze biete. Der nächste Reichstag sollte also entscheiden.

Den Friedensbestimmungen zufolge hatte er sechs Monate nach Ratification dieser, also nach Februar 1649, zusammenzutreten. Daß es nicht geschah, lag zum Theile an der Säumseligkeit der zahlungspflichtigen Stände, den Abzug der Schweden aus den besetzten Landestheilen zu fördern. Nachdem man erst 1650 zur festen Convention mit diesen gelangen konnte, warf

1651 der Kurfürst von Brandenburg die Kriegsfackel neuerdings auf. Er beanspruchte wider den Pfalzgrafen von Neuburg Erbfolgerechte im Herzogthume Jülich und fiel daselbst ein. Dadurch rief er Conflicte mit Polen und Schweden hervor und die Angelegenheit drohte sich auszudehnen. Das vereinigte und ernste Einschreiten des Kaisers und der Reichsstände zwangen Friedrich Wilhelm zum Rückzuge. Allein daß er den Zweck nicht erreichte, ließ er den Kaiser mannigfach fühlen, als im ersten Jahre einigermaßen ruhiger Umschau die Einladungen zum Reichstage ergingen.

Die Wahlsache wurde bei dieser Gelegenheit angedeutet. Ihr festen Grund zu geben, lud Ferdinand (1652) die Kurfürsten zur Besprechung nach Prag. Der von Köln allein kam nicht. In Bayern war Herzog Maximilian kurz zuvor gestorben; den jugendlichen Kurfürsten Ferdinand Maria vertrat seine Mutter Maria Anna, des Kaisers Schwester. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schmollte; es bedurfte dringender Bitten der Kurfürsten von Mainz und von Sachsen, welche die Gefahr der wahlherrlichen Vorrechte betonten, und einer besonderen Botschaft des Kaisers durch den Grafen Hatzfeld. Der Groll wegen unerfüllter Wünsche und vereitelter Pläne versteckte sich hinter den obgenannten Friedensartikel. Zwar das Wahlrecht sich verkümmern zu lassen, daran dachte der Kurfürst nicht, allein es wog viel, zu rechter Zeit die eigene Nothwendigkeit fühlen zu lassen. Unter steter Betonung der Pflichten gegen das allgemeine Wohl und mit der Aussicht, Ansprüche in Schlesien auf Teschen zu eigenem Vortheile ausgetragen zu sehen, zog auch er endlich nach Prag und vervollständigte daselbst die Zahl jener, welche zwar unter Clauseln und Gegensicherungen, doch immerhin bestimmt genug der Erfüllung des kaiserlichen Wunsches Gewähr gaben.

Von Prag begab sich Ferdinand unmittelbar nach Regensburg. Dort hatten sich Reichsstände oder ihre Vertreter bereits eingefunden. Der Kaiser eröffnete den Reichstag noch nicht, erst sollte die Wahl vollzogen sein. Den Verhandlungen über diese kam es ganz gelegen, daß noch viele Mitglieder sich erwarten ließen. Die eigentliche Wahlangelegenheit fand zu Augsburg statt. Angeblich wollte man den übrigen Ständen nicht die von der goldenen Bulle vorgeschriebene Entfernung aus dem Wahlorte auflasten, thatsächlich aber geschah es, um Widersprüchen zu begegnen. In diesem Schritte waren Kaiser und Kurfürsten einig und was Schweden anbelangte, so fiel das ganze Gewicht seines Einflußes zu Gunsten des Ersteren. Es hatte nicht nur französischen Einfluß abgewiesen, sondern auch entscheidend in kaiserlicher Richtung nach allen Seiten hin gewirkt. Spanien und Schweden, vor wenigen Jahren noch Gegensätze verfolgend, strebten hier nach Einem Ziele. Nur Brandenburg suchte die Wahl zu vereiteln. Erst sollte der Kaiser ihm die Schweden aus dem pommerschen Lande schaffen; dann suchte es die Entscheidung durch Verzögerung der Ankunft seines Abgeordneten hinzuhalten und als man auch diesen noch abgewartet, trat derselbe dem Kaiser mit Forderungen betreffs der österreichischen Protestanten entgegen, suchte das Augenmerk der Wahlherren auf mehrere Thronwerber zu lenken u. dgl. m. Da übrigens kein Hinderungsmittel verfing und die Kurfürsten sonst sich geeint hatten, ging die Wahl Ferdinand's IV. am 31. Mai 1653 vor sich und am 18. Juni zu Regensburg die Krönung. Da hier der Erzbischof von Mainz als Metropolitan diese vollzog, schied der Kurfürst von Köln, dem sie gewöhnlich zustand, wenn der Act zu Aachen geschah, mit Protest aus der Versammlung.

Zwölf Tage später ward auch der Reichstag eröffnet, der letzte, dem ein Kaiser in Person vorsaß. Die kaiserlichen Vor-

lagen betrafen wesentlich die Ordnung des Kammergerichtes, die Einführung ordentlicher Reichs-Deputationen (berathende Versammlungen für eigens zugewiesene Angelegenheiten), einer beständigen Wahl-Capitulation und die Erneuerung des Reichssteuerwesens. Nur über den ersten der Gegenstände wurde Einigung erzielt; die übrigen fielen, da Streitfragen aus religiösen Motiven dazwischen traten, oder weil sich die Gemüther um Bagatellen erhitzten und für das gemeinsame Interesse immer schwerer zusammenfanden. Welcher Natur und Form diese Zwiste waren, schildert K. A. Menzel in hohem Grade anschaulich: „Nicht minderen Werth“, sagt er, „legten die Fürsten auf Formen, deren Wesen zu zerstören sie eifrig bemüht waren. Auf dem Wahltage zu Augsburg empfand der in Person anwesende Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz nur darüber schweren Verdruß, daß er nach dem Verluste des Truchseßamtes an Bayern den Reichsapfel nicht mehr vortragen sollte, und suchte einen Ersatz für dieses Geschäft, indem er die Krone von dem Haupte des Kaisers hob und sie auf den Altar legte; der brandenburgische Gesandte von Blumenthal, der dieses Geschäft zum Erzkämmereramte rechnete, kam ihm aber bei dem Wiederaufsetzen der Krone zuvor, obwohl der Kaiser seinen Unwillen durch einen finsteren Blick zu erkennen gab. Vor der Krönung entstand ein anderer Streit zwischen den Erzbischöfen von Mainz und von Köln über das Vorrecht, die bei der Krönung vorkommenden geistlichen Handlungen zu verrichten. Als der Kaiser denselben zu Gunsten des ersteren entschied, reiste der Erzbischof von Köln im Zorn davon, mit Zurücklassung einer von Notar und Zeugen aufgenommenen Protestation, welche er dem Erzbischof von Mainz am Altare bei Verrichtung seiner Amtshandlung einhändigen ließ. Bei dieser Feierlichkeit erneuerte sich der Zank zwischen dem Kurfürsten Karl Ludwig von der

Pfalz und dem brandenburgischen Gesandten über das Abnehmen und Aufsetzen der kaiserlichen Krone und der zuschauende Kaiser mußte zwei aus seinem Gefolge abschicken, die Streitenden auseinander zu bringen. Der brandenburgische Gesandte aber bekam weiteren Streit mit dem Grafen von Hohenzollern über dessen Anspruch, in Abwesenheit des Kurfürsten als beliehener Untererbkämmerer das Erzamt des Sceptertragens zu verrichten und mußte zu seinem Schmerze der dem Grafen günstigen Entscheidung des Kaisers weichen. Zugleich stritt Meklenburg mit Schweden und Brandenburg über den Vorsitz wegen Pommerns, ebenso Württemberg mit Hessen, Sachsen-Lauenburg mit Holstein, Sachsen-Altenburg mit Sachsen-Weimar. Auch der elende Zank über den Excellenz-Titel zwischen den Gesandten der Kurfürsten und denen der Fürsten erneuerte sich und stieg bis zur höchsten Erbitterung, als die Gotha'sche Gesandtschaft bei dem vorher verabredeten Ehrenbesuche, welchen sie der bayerschen abstattete, nur von Einem Mitgliede der letzteren im Hauskleide empfangen und die Abwesenheit der anderen mit einem Versehen des Geheimschreibers entschuldiget wurde". Daß solche Verhältnisse und die geringe Neigung der Stände, mit Aufrichtigkeit des Gemeinwesens sich anzunehmen, dem Kaiser den Aufenthalt verleideten, ist natürlich. Daß er zwischen den Parteien unmöglich immer vermitteln und jedem gerecht werden konnte, ist nicht minder begreiflich und ebenso, daß das Resultat der Versammlung nicht in seiner Hand lag. Daher war es nicht seine Schuld, daß Angelegenheiten von großer Tragweite, wie das vergebliche Ankämpfen Polens gegen Kosaken und Tartaren, gar nicht verfingen. Selbst den Verwüstungen des linken Rheinufers durch den Herzog von Lothringen, der an das Reich Entschädigungsansprüche erhob, vermochte man keine Grenze zu setzen. Unzufrieden und gegenseitig des Mißerfolges sich beschuldigend,

schieden Kaiser und Stände nach Publication des Abschiedes (17. Mai 1654).

Des glücklichen Resultates seiner persönlichen Wünsche erfreute sich indeß der Kaiser nicht lange. Kaum hatte er seinen ältesten Sohn in Wien eingeholt, als dieser, erst einundzwanzig Jahre alt, am 9. Juli an den Blattern starb. Wenig über ein Jahr hatte er die römische Königskrone getragen. Kein Schlag konnte Ferdinand III. herber treffen. Seine Entwürfe und seine Mühen schienen mit einemmal vernichtet. Entweder mußte er auf jene verzichten oder diese wieder von vorn aufnehmen. Und wenn letzteres, so war ihr Erfolg noch sehr fraglich nach einem unfriedlichen Tage wie jener zu Regensburg und in einer Zeit, wo die Politik durch eine Menge Einzelfragen beeinflußt, jeden Moment wechselte.

An einen solchen Todesfall hatte man am Kaiserhofe wohl nicht gedacht. Der zweite Sohn Ferdinand's, Erzherzog Leopold Ignaz, war dem geistlichen Stande bestimmt worden und schon seit Jahren mit den Forderungen dieses vertraut gemacht. Als der ältere Bruder starb, war derselbe erst vierzehn Jahre alt, ein schwächlicher Knabe. Die ihm selbst vollkommen zusagende Richtung mußte er nun aufgeben und übernehmen, was dem Erstgebornen schon war zugewendet worden.

„Die böhmische Krone für ihn zu erlangen“, schreibt der Botschafter Giustiniani an seinen Rath zu Venedig, „ist ganz unschwer; man braucht eben nur nach Prag zu gehen und sie zu holen, denn sie ist rein erblich. Minder glatt könnte die Erbfolge aber in Ungarn sich abwickeln. Man betrachtet sie zwar gleichfalls als ausgemacht erblich, allein thatsächlich ist sie doch von einer Wahl abhängig. Dazu ist die Palatinsstelle dermalen unbesetzt, was dem Siebenbürger Fürsten zur Einmischung Anlaß bieten kann. Im Reiche wie am Landtage zählt er ohnehin viele

Anhänger. Wahrscheinlich bleibt aber doch die Krone beim Hause Habsburg. Anders verhält es sich mit der römischen Krone. Die große Jugend des Thronwerbers allein wird bereits auf Widersprüche stoßen. Bayern zaudert vielleicht nicht; der Erzherzog von Innsbruck (Ferdinand Karl) möchte wohl, hat aber kein Geld, und der Kurfürst von Brandenburg, der Führer der protestantischen Partei im Reiche, wird alles aufwenden, einen Mann seines Bekenntnisses an die Spitze zu bringen; Sachsens ist man nicht sicher, Trier schmollt, Köln secundirt im Interesse Bayerns und der Kurfürst von Mainz dreht den Mantel nach dem Wind. Selbst zu Lebzeiten des Kaisers dürfte eine Wahl kaum zu Stande kommen; man scheint eben nicht geneigt, unter solchen Verhältnissen und so rasch nach einander die Krone von einem Bruder auf den andern, wozu noch beide wahre Jünglinge, zu übertragen. Ist aber der Vater nicht mehr, dann fehlt das eigentliche Triebrad; denn er allein würde die Sache einleiten und auch führen können. Es ist aber nicht anzunehmen, daß Se. Majestät so lange leben wird, bis auch der zweite Erzherzog herangewachsen und wenigstens zu den Jahren des verstorbenen Bruders gekommen. So wird man denn in kurzer Zeit fühlen, wie der frühe Tod des römischen Königs schwer in die Wage fällt".

Erst wendete Ferdinand dem Erzherzoge die Kronen der eigenen Lande zu. In Niederösterreich fand die Huldigung am 26. Jänner 1655 statt. Für Ungarn baldmöglichst einen Reichstag zu berufen, gab die Besetzung des durch Pálffy's Tod erledigten Palatinates einen geschäftsmäßigen Anlaß. Derselbe trat am 24. Jänner zu Preßburg zusammen, eine Versammlung unter Verhältnissen, davon wir heute nur schwer uns eine greifbare Vorstellung machen können. Die Türken hatten es förmlich abgesehen, sie in fühlbarer Weise zu beunruhigen. Von allen Seiten kamen Nachrichten über Einfälle auf königl. ungarischem Gebiete

und riefen daran interessirte Landtagsmitglieder ab; so in der Kaschauer Gegend, bei Neuhäusel und Veszprim. Selbst die Landtagsstadt und ihre unmittelbare Umgebung blieb nicht verschont. Während der Anwesenheit des Hofes versuchte ein türkischer Spion die protestantische Kirche zu Preßburg in Brand zu stecken und gleiche Hand legte auch den benachbarten Markt Pösing in Asche.

Die Absicht des Kaisers betreffs des Palatinates in Ungarn ging übrigens dahin, es nicht zu besetzen, sondern sich durch einen von ihm mehr abhängigen Statthalter vertreten zu lassen. Der Erzbischof Lippay von Gran war dafür bestimmt. Allein der Landtag widersprach so entschieden, daß der Kaiser vier Candidaten vorschlagen mußte, wovon man auf Franz Wesselényi sich einigte. Erst jetzt konnte die Frage der Wahl an die Reihe kommen. In ihrem Interesse wurde dem Landtage ein Antrag unbekannten Ursprunges (weil anonym dem Palatin zugestellt) eingebracht, auf das Wahlrecht zu verzichten und die Krone zur erblichen zu machen. Um einen Beschluß dieser Art hervorzurufen, hätte es entschieden vollkommenen Ausgleiches aller inneren Zwiste und großer Erfolge nach außen bedurft. Weder das eine noch das andere war aufzuweisen. Dazu kamen die Beschwerden der Protestanten, daß die Regierung sie in der Vollziehung des Linzer Friedens den Katholiken gegenüber nicht unterstützte, die Klagen des gesammten Landtages in Handelsangelegenheiten (Weinausfuhr) und in Sachen der öffentlichen Sicherheit. Nichts hatte weniger Hoffnung auf Annahme als jener Antrag, der thatsächlich nur verdächtigend wirken konnte. Die Wahl des Erzherzogs fand indeß keinen Anstand. Nachdem sie am 16. Juni vollzogen, geschah am 27. die Krönung. Das Jahr darauf, 14. September 1656, fand auch die böhmische Krönung zu Prag statt.

In Deutschland dagegen ließen sich die Verhältnisse allerdings derartig an, wie der venetianische Botschafter sie geschildert hatte. Der Kaiser versuchte wohl hie und da die Gedanken auf die Neuwahl zu lenken, doch weder mit der Festigkeit noch mit der Aussicht auf Erfolg wie vordem. Hier klagte man über nicht oder nicht ganz erfüllte Zusagen, dort konnte man andere Dinge nicht vergessen: Trier die geringe Hilfe wider Lothringen, Köln den Regensburger Streit mit Mainz; Mainz hielt sich die französische Nachbarschaft und Brandenburg die getäuschten Erwartungen wegen Teschens vor, das nach dem Ableben der Fürstin Elisabeth Lucretia (1653) der Kaiser nicht ihm verliehen, sondern dem römischen Könige Ferdinand IV.

Vielleicht indessen hätte sich die Frage lebhafter gestaltet, wenn der Stand nach außen jener von 1652 gewesen wäre. Allein eben der hatte sich vollkommen geändert und Oesterreich wurde von französischen und schwedischen Angelegenheiten weit mehr in Anspruch genommen als damals.

3.

Französisch-spanische und schwedisch-polnische Verhältnisse — Tod Ferdinand III.

Aus dem deutschen Kriege hatte Frankreich seinen besonderen Kampf mit Spanien noch fortgeführt und zwar in den ersten Jahren nach dem westphälischen Frieden mit Verlusten. Im Inneren durch Unruhen erschüttert, konnte es nicht alle Kräfte aufwenden; dazu war der Kriegsschauplatz sehr vertheilt, in den Niederlanden, in Italien, Spanien und zur See. Die Schwäche des Gegners allein hinderte verderblichere Folgen. Allein 1653 wur-

den die Aufstände der Adelspartei beschwichtiget und Frankreich konnte sich nun mit voller Macht wider Spanien kehren. Auch an äußerer Unterstützung fehlte es ihm nicht. Der Herzog von Lothringen trat mit jenen Schaaren, an deren Spitze er die Rheinlande auf eigene Rechnung unsicher gemacht, in seinen Sold. In Italien schloß sich der Herzog von Modena ihm an und schlug seinen Werbetisch in der Pfalz auf, zur Bekämpfung Spaniens im Herzogthum Mailand.

So lang Spanien seinen Gegner anderwärts verstrickt sah, mochte es der Hilfe Kaiser Ferdinand's entbehren. Nunmehr aber war es ihm nicht mehr gewachsen. In seinem Staatswesen durch die nichtswürdige Regierung Philipp's IV. vollkommen zerrüttet, lud es sich noch einen anderen Gegner an England auf, mit dem es durch sein Streben, das abgefallene Portugal wieder sich zu unterwerfen, in Conflict gerieth. Das Bedürfniß nach Frieden oder nach ausgiebiger Hilfe seitens der deutschen Habsburger wuchs mit jedem Augenblicke. Während Philipp IV. und Ludwig XIV. in ziemlich phrasenhaften Briefwechsel darüber traten, langten Vorstellungen dringendster Natur von ersterem in Wien ein, ganz besonders, als der französische König sein Ehebündniß mit der Infantin Maria Theresia als unumgänglich betonte. Bei dem Mangel eines männlichen Thronerben in Spanien hieß dies kaum etwas anderes als die Vereinigung beider Kronen auf dem Haupte Ludwigs XIV. anbahnen.

Daß es im Interesse Oesterreichs lag, diese Vererbung zu hindern, war natürlich und demungeachtet sah es sich außer Stande, ihr werkthätig zu begegnen. Spanien offen zu unterstützen, verbot der westphälische Friede. Eine geringe Erleichterung schuf es nur, daß Ferdinand dem Herzoge von Modena die Belästigung Mailands als eines deutschen Reichslehens untersagte und 12.000 Mann unter Graf Adrian Enkevoirt nach

Italien sendete, gering auch deshalb, weil ein guter Theil dieser Truppen fahnenflüchtig wurde. Bei solcher Lage der Dinge standen Frankreichs Aussichten um so günstiger, als selbst der Papst den österreichischen Hof in seinem Ringen nicht unterstützte. Der Heiratsbedingung erwehrte sich Spanien so lange es vermochte, und erst als 1657 dem Könige ein männlicher Erbe geboren wurde, sah es in derselben kein Zugeständniß mehr, so schwer wiegend wie früher, obgleich sie thatsächlich für Frankreich die Handhabe aller späteren Unternehmungen wurde.

Was Schweden anbelangt, so wußte ganz Deutschland, daß sein neuer König auf Krieg sinne. „Die heimgekehrten Soldaten and Officiere können sich an den Zwang und die Genügsamkeit daheim nicht gewöhnen", sagt ein Zeitgenosse, und ein anderer, „Schweden muß Krieg führen, weil es arm ist". Wie dasselbe später in der Höhe der bezahlten Summen die Richtschnur seiner Politik nach französischer oder österreichischer Seite nahm, so suchte es jetzt sein Heil in gewinnverheißendem Kriege. Mazarin, der jede Gelegenheit benützte, den Kaiser ernstlich zu beschäftigen, dachte Karl Gustav wider das deutsche Reich zu lenken. Allein dieser hegte unbesiegbare Abneigung wider die Franzosen und ihre Rathschläge (allerdings aber weniger gegen ihr Geld); daher er die eben damals schwebende Frage bezüglich Bremens nicht auf die Spitze trieb. Zudem lag gegen Polen für ihn ein Streitfall vor und just Polen war das Land, wie es Schweden für seine Zwecke brauchte. Dort regierte seit 1648 Johann Kasimir, aus dem Königshause der Wasa. Auf sein Anrecht auf den Thron Schwedens sich stützend, verweigerte er Karl Gustav die Anerkennung. Zu solcher Herausforderung waren aber die Angelegenheiten Polens nicht angethan. Im Kriege mit dem Zar und den aufständischen Kosaken hatte es an

keinem seiner Nachbarn irgendwelche Stütze, der König im Adel nur zweifelhaften Halt. Die Mißstimmung muß in der That weitverbreitet gewesen sein; denn als die Schweden im Juli 1655 in Polen einbrachen, schlugen sich die Woiwodschaften Kalisch und Posen auf ihre Seite, Litauen begab sich unter ihren Schutz, Johann Kasimir rettete sich nach Krakau, und als im October Karl Gustav auch dort erschien, nach Oppeln. Dabei drängte Schweden auch den Kurfürsten von Brandenburg zu einer Genossenschaft, die am Hofe zu Wien nicht mindere Besorgnisse erregte als die Erfolge Karl Gustavs. Für Brandenburg galt es die Souverainetät Preußens, das polnisches Kronlehen war. Oesterreich sollte dieselbe durchsetzen und die Allianz überflüssig machen. Ehe man aber in dieser Richtung, worin auch die Frage über die Wahl Leopolds zum römischen Könige oberflächlich sich verwebte, irgendwie vorwärts kam, hatten die Thatsachen bereits entschieden. Schweden machte sich in Preußen gewaltig, Brandenburg trat halb freiwillig halb gezwungen mit ihm zu Königsberg in Bund, 17. Jänner 1656, besiegelte ihn in der dreitägigen Schlacht zu Warschau, 28.—30. Juli, und obwohl von da ab das Band sich zu lockern begann, suchte doch Karl Gustav es durch den Vertrag von Labiau, 20. November, wieder zu stärken, in welchem die brandenburgische Souverainetät über Preußen von Schweden anerkannt wurde.

Die schwedischen Erfolge machten alle Nebenstaaten bestürzt, und Oesterreich fühlte sich noch besonders durch das Bündniß betroffen. Rußland fand sich in seinen eigenen Plänen beschränkt, wenn Schweden ihm ganz Polen vorweg nahm; die Türkei sah einen Nachbar sich erwachsen, der den Sieg immer weiter tragen konnte; Holland, das bisher den Ostseehandel ganz allein beherrschte, merkte an der Abnahme seiner Einkünfte den Wechsel der Herren am baltischen Meeresstrande und befürchtete ärgeres.

Nur Frankreich schürte. Ihm lag daran, die Schweden nach Schlesien und Ungarn zu leiten, und es war in Wien nicht unbekannt, daß Mazarin fünf Tonnen Goldes an Karl Gustav bezahlt hatte, welche dieser zwar nahm, ohne aber sich zu verpflichten, die französischen Pläne auszuführen. Im Gegentheile suchte er mit dem österreichischen Hofe alle Freundschaft zu halten. Aber diese französischen Absichten bildeten für Oesterreich immerhin die größte Gefahr. Karl Gustav oder der Kurfürst von Brandenburg konnten die in jenen Tagen ohnehin immer wiederkehrende Idee des Schutzes der österreichischen Protestanten aufgreifen und in dieser Form den Hader in des Kaisers Erblanden wieder aufleben machen. Dem Vordringen des Schwedenkönigs mußte eine Schranke gezogen und dem brandenburgischen Bündnisse die Spitze abgebrochen werden.

Während Johann Kasimir sich sammelte und in erster Reihe den Kaiser um Hilfe anrief, nebenbei auch den Kurfürsten von Brandenburg aus der schwedischen Allianz zu lösen suchte, wirkte Ferdinand bei dem Reichstagsausschusse zu Frankfurt. Das Reich solle gegen die schwedischen Besitzungen in Deutschland vorgehen; er indeß würde ein Herr von 23.000 Mann aus Böhmen und Schlesien in Polen einrücken lassen. An den Zar sendete Ferdinand den Botschafter Allegretti, um ihn zum Vergleiche mit Polen, womöglich auch zum Angriffe auf die von Schweden besetzten polnischen Lande zu bestimmen. Der spätere russische Einfall in Karelien und Ingermanland war das Resultat dieser Verständigung. Holland wirkte vornehmlich auf den Kurfürsten, um diesen von Schweden abzuziehen. Auch Dänemark, der jüngsten Niederlagen durch Schweden eingedenk, wurde in das Unternehmen gezogen und die Pforte befahl den Tataren, die Kosaken anzugreifen und so Polen von einem Gegner zu ledigen. So schnürte sich allmälig ein gegnerisches Bündniß um den Schwe-

denkönig, der nur in dem Kurfürsten von Brandenburg und in dem Fürsten von Siebenbürgen Genossen von zweifelhaftem Werthe besaß.

Um Georg II. Rákóczy's Beihilfe nämlich bewarben sich beide streitende Könige. Man wußte, er besitze ein kriegsgeübtes Heer, Thatenlust und Ehrgeiz. In jahrelangen Kämpfen mit den moldo-walachischen Woiwoden hatte er das eine versucht, und die anderen durch Vertreibung des Fürsten der Walachei noch nicht genügend gestillt. Johann Kasimir entsendete nach Klausenburg den Krongroßmarschall Lubomirski. Er versprach ihm die Verpfändung der Zipserstädte und die Krone Polens für den Fall ihrer Erledigung. Allein auch eine schwedische Botschaft unter dem Kämmerer Liliencron fand sich bei Georg ein; sie stellte ihm den polnischen Thron sogleich in Aussicht (freilich war damit nur ein getheiltes Polen gemeint) und so wurde Rákóczy schwankend. Von dem Kaiser und der Pforte wurde auf ihn entschieden für Polen gewirkt. Die Neigung des siebenbürgischen Volkes hielt dieselbe Richtung; nur eine Hofpartei unter Achaz Barcsai's Führung war für die andere. Ehe Georg sich entschieden, war Johann Kasimir 1656 wieder in Warschau eingezogen und hatte seine Botschafter aus Siebenbürgen abgerufen. Die Augustschlacht zwang ihn neuerdings zur Flucht. Wiederholt gingen seine Boten nach Klausenburg, aber jetzt bestand für Georg kein Zweifel mehr. Das Glück der Schweden riß ihn mit. Man sagt, Barcsai habe ihm vorgehalten, wie er mit einem solchen Bundesgenossen Siebenbürgen türkenfrei und vielleicht auch Ungarn sich unterthan machen könne; werde Polens Krone auf sein Haupt gesetzt, so würde er die Tage der Anjou im Magyarenreiche wiederkehren machen. Gegen diesen Entschluß halfen weder des Kaisers Warnungen noch des Sultans Drohen. Im Jänner 1657 zog Rákóczy mit 60.000 Mann aus. Der Erzbischof von

Kalocsa, Georg Szelepcsényi eilte ihm auf des Kaisers Befehl nach; in Galizien holte er ihn ein, drang auf den Rückzug, wies auf das Schicksal des Landes, an welchem die Türken des Fürsten Ungehorsam rächen würden — vergebens!

Mit dem Auftauchen dieses neuen schwedischen Bundesgenossen beschleunigten sich die Abschlüsse der vorbereiteten Gegenbünde. Dänemark war zum Losschlagen geneigt; Brandenburg fing bereits sehr deutlich an zu wanken. Es hatte erreicht, was es wollte; nun wartete es nur die beste Zeit zum Abfall ab. In Wien vereinbarte der polnische Gesandte Leszczyński ein Offensivbündniß mit dem Kaiser, wornach Oesterreich 16.000 Mann Hilfstruppen stellen sollte. Die ersten Kosten von 500.000 fl. und die Zahlungen Polens im Betrage von 300.000 fl. für das Jahr wurden Oesterreich an der Ausnützung der Bergwerke von Wieliczka gutgeschrieben oder, wenn diese nicht reichen sollte, auf polnische Bezüge aus Neapel angewiesen; die Hilfsarmee hatte Polen ganz zu verpflegen und nur der König als Oberbefehlshaber zu führen. Das Bündniß ignorirte gänzlich die bisherige Haltung Brandenburgs und ließ ihm den Beitritt dazu offen, doch unter Wiederherstellung des früheren Lehensverhältnisses zu Polen wegen Preußens.

Dieser vorläufige Vertrag und damit die Verwicklung Oesterreichs in den schwedisch-polnischen Krieg war Leopold's erstes politisches Erbe, denn drei Tage nach der Vereinbarung starb der Kaiser, 2. April 1657.

Selbst jene der Zeitgenossen, deren Aufgabe der Beobachtung es war die Schwächen der Höfe und ihrer Persönlichkeiten ausfindig zu machen, sprechen in hoher Achtung von dem liebenswürdigen Charakter Ferdinand III. Dieser gibt auch zum Theile den Standpunct an, von welchem aus der Gang der

öffentlichen Ereignisse unter seiner Regierung beurtheilt sein wolle. Bei allem Festhalten an den politischen Anschauungen seines Vaters lag es doch nicht in ihm, gegen Strömungen anzukämpfen, welche dem Auge jede Aussicht auf Erfolg benahmen. Daher bald nach Ferdinand II. Tode des Kaisers Einlenken in die Bahn des Friedens. Während in den deutschen Angelegenheiten sein Vater aggressiv vorging, verhielt er darin sich stets defensiv; denn nur auf diese Weise konnte die vollständige Auflösung des Reiches, aber auch die Preisgebung Oesterreichs an seine Feinde im Osten und Westen verhindert werden. Das freundliche Einvernehmen mit Schweden, die Einwirkung auf Brandenburg in dem Jülich'schen Erbstreite beugten Gefahren vor, welchen das zerklüftete Reich vollends erlegen wäre. Den Einfall Schwedens von Polen abzulenken, war bei der gänzlichen Unklarheit fremder Höfe über die Richtung der kriegerischen Pläne Karl Gustav's nicht in des Kaisers Hand gelegen.

Der venetianische Botschafter Giustiniani nennt Ferdinand III. den klarsten Kopf im eigenen Rathe, begabt mit auffallendem Talente, Fähigkeiten bei anderen zu beurtheilen und zweckmäßig zu verwenden. Dabei kam ihm das eine zu gute, daß er erst in reiferen Jahren zur Regierung gelangte und schon bei Lebzeiten des Vaters Personen und Verhältnisse abwägen lernte. Allerdings umgaben ihn auch Männer, auf deren Meinung Werth zu legen er allen Grund hatte: Johann Weikhardt (Graf, seit 1653) Reichsfürst von Auersperg, der ehemalige Obersthofmeister Ferdinand's IV., der Hofkriegsraths-Präsident Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz, der Vicepräsident desselben Amtes Johann Christoph Graf von Puchheim, der österreichische Kanzler Johann Mathias Brücklmayer Freiherr von Goldeck, der Vicekanzler des deutschen Reiches Ferdinand Sigmund Graf von Khurtz, durch seine Stellung zum Erzkanzler, dem Kurfürsten

von Mainz und seine Verwandtschaft zum bayerischen Minister gleichen Namens vorzugsweise einflußreich.

Seiner Kenntniß der Geschäfte entsprach auch die Arbeitslust, wenigstens in den ersten Jahren seiner Regierung. Der Druck der veränderten politischen Lage machte sie scheinbar abnehmen; die Störung seiner Gesundheit, der Tod des ältesten Sohnes trugen gleichfalls dazu bei. Er wich den Geschäften nicht aus, aber er verschob mit Rücksicht auf etwaige Gefahren ihre Abwicklung. Nur in der geduldigen Willigkeit, mit welcher er jedermanns Anbringen hörte, jedermanns Eingaben las, blieb er auch in späteren Zeiten, da sein körperliches Leiden bereits einen hohen Grad erreicht hatte, sich gleich. Im häuslichen Leben gleich dem Vater einfach, bot er ein strenges Widerspiel zu den Sitten an dem französischen Hofe und jenen kleinen deutschen Höfen, die nach dem Muster von Paris sich bildeten. Fremde konnten es nicht genug bewundern, daß der Kaiser bei öffentlicher Gelegenheit in gut bürgerlicher Weise stets an der Seite seiner Gemalin erschien. Diesem Zuge entsprechend entfaltete man nur bei seltenen Gelegenheiten jene anderwärts so häufigen Prachtschaustellungen. Nur ein Zweig der Erholung, die Jagd, forderte einigermaßen größere Auslagen. Sie und die Musik bildeten die Summe der Unterhaltungen, welchen Ferdinand in größerem Kreise huldigte. In letzterer war er Kenner, so wie in der Malerei.

Der Kaiser hatte sich dreimal vermält: 1631 mit der spanischen Infantin Maria Anna († 1646), dann 1648 mit der Erzherzogin Maria Leopoldine († 1649), endlich 1651 mit Maria Eleonore von Mantua († 1686). Aus erster Ehe stammten Ferdinand IV. († 1654), Leopold I. und Maria Anna, Gemalin Philipp's IV. von Spanien; aus der zweiten Karl Joseph, Bischof von Olmütz und Großmeister des Deutschordens († 1664); aus der dritten Eleonore, in erster Ehe an König

Michael von Polen, in zweiter an Herzog Karl IV. von Lothringen verheiratet, Maria Anna Josepha, später Gemalin des Pfalzgrafen Johann Wilhelm von Neuburg, endlich Erzherzog Ferdinand Ludwig.

II.

Kaiser Leopold I.

4.

Grundzüge seines Wesens und Strebens — Der österreichische Länderbesitz.

Die Zeiten Leopold's I. sind ein steter bald offener bald geheimer Krieg zwischen der österreichischen und französischen Hausmacht. Sie hoben an, nachdem kurz zuvor die Theorie vom politischen Gleichgewichte in das Leben der europäischen Staaten war eingeführt worden, und setzten fort und schloßen in der Zerstörung dieses Grundsatzes. Frankreich hatte denselben als gelegentliches Rechtfertigungsmittel seiner eigenen Gewaltschritte aufgestellt, und es selbst fand es gerathen, ihn wieder bei Seite zu legen. Es zog neue Bewegungsmittel herbei und setzte für die Erweiterung seiner Errungenschaften alle Hebel der List und Gewalt in Scene. Oesterreich, auf dem Gegebenen, dem wenn auch gegen seinen Willen Gewordenen bestehend, kehrte sein ganzes Ringen wider diese Politik des Angriffes und nahezu ein halbes Jahrhundert ist mit seinen Gegenmühen erfüllt. Dort wie da standen sich Principien entgegen, nur vertrat Frankreich jenes der Bewegung, das stets mehr die Aussichten auf Erfolge für

sich hat, und Oesterreich konnte ihm bloß jenes des zähen Festhaltens entgegenstellen, dessen Hoffnungen nur in Zeit und Ausdauer liegen. Merkwürdig aber ist, wie beide Monarchen jene Principien in sich verkörperten. Ludwig XIV. voll Drang nach Verewigung seines Namens durch großartige Leistungen in Krieg und Frieden, in seiner Person das Reich, die Nation fühlend, Beider Ansehen in seiner persönlichen Bedeutung suchend; Leopold für die friedlichste Seite alles Wirkens erzogen, stillen und löblichen Wandelns, allen stürmischen Bewegungen im Grunde des Herzens abgeneigt, in seinem ganzen Wesen mehr ablehnend als anziehend. In Einem Puncte nur fühlten beide Gegner gleich, in dem Bedürfnisse die monarchische Gewalt über alle anderen im Staate zu setzen und die Schranken zu beseitigen, welche jene eindämmten.

Und wieder in der Ausführung dieses Gedankens sind sie verschieden. Wenn schon die Defensive an sich eine weniger günstige Stellung anweist, so stand Oesterreich dem kühnen Gegner in mehr denn einer Richtung ungedeckt gegenüber. Das Oesterreich von damals lag nicht an der Donau allein. Bei der Verkörperung der Familien in den Staatsinteressen war es auch dort, wo Spanien mit der älteren Linie der Habsburger herrschte. Und gerade die Besitzungen dieser boten in der gänzlichen Verkommenheit der spanischen Macht Frankreich den wundesten Punct allen Gebietes dar, wo Oesterreich sein Anrecht zu wahren hatte. Aber auch die Donauländer gaben dem Nebenbuhler Handhaben genug. Die Türken und die sogenannten ungarischen Malcontenten standen während vierzig voller Jahre fast nie außer Beziehungen zu Frankreich. Im Inneren bemüht, die Gewalten der Stände einzudämmen und eine möglichst wenig beschränkte Fürstenmacht an ihre Stelle zu setzen, sah Leopold durch das Zusammenwirken jener feindlichen Kräfte den Sturz des Länder-

gebäudes ganz nahe gerückt. Dem beugte die alte österreichische Zähigkeit vor. Mehr als je trat an Oesterreich die Nothwendigkeit des Kampfes um die Existenz heran. In schweren Mühen und Nöthen, nach zwei Seiten hin in Krieg verflochten, lernte es sich fühlen und ging fester geeiniget aus dem Sturme hervor, als es vor demselben gewesen war. Vormals in deutschen Angelegenheiten aufgehend, mangelte ihm viel, ein geschlossenes Ganze darzustellen; am Ende der Regierung Leopold's war dasselbe begründet, und „erst unter ihm ist die Monarchie als solche eine europäische Macht geworden". Dieß fühlte man unter den Zeitgenossen wohl am lebhaftesten; der Gegensatz der Lage zwischen dem Jahre 1650 und 1700 wirkte so mächtig, daß der Beiname „der Große" für Leopold ihnen ein durch die Erfolge gerechtfertigter schien.

Bei seinem Regierungsantritte beherrschte Leopold ein Gebiet, das etwa der Hälfte des Umfanges des heutigen Gesammtösterreich gleichkommt. Galizien mit seinen Nebenlanden bildete noch einen Theil des Königreiches Polen, der Küstensaum von Istrien, Dalmatien und die Inseln von Fiume bis Cattaro gehorchten der Republik Venedig; das Innviertel in Oberösterreich stand unter Bayern, Salzburg unter seinem eigenen Fürsten; Brixen und Trient standen in loser Verbindung mit Tyrol, zu welchem zwar der politische Begriff und die oberste Schutzgewalt des Landesfürsten Beide zogen, von dem aber die Rechte der Bischöfe als Fürsten des deutschen Reiches sie wieder sonderten. Tyrol selbst war noch nicht der unmittelbaren Regierung Leopold's einverleibt, sondern von Erzherzogen der jüngeren Linie selbständig verwaltet. Ungarn theilte sich in zwei ungleiche Hälften: die östliche, Siebenbürgen ungerechnet, das seine eigenen Fürsten hatte, stand unter der Herrschaft der Pforte; von den 5000□ Meilen des Ganzen waren über 2000 siebenbürgischer,

beinahe 1900 türkischer und nur 1200 österreichischer Boden. Unter Georg II. Rákóczy gehörten vertragsmäßig auch die Gespanschaften Szathmar und Szabolcs in Oberungarn zu Siebenbürgen; seit 1660 waren sie heimgefallen, und seit 1664, der Zeit des Vasvarer Friedens, hatte die türkische Grenze ihren Beginn etwas nördlich von Großwardein, lief von da an die Theiß und das Zipser Gebiet, schloß Erlau, Fülek und das 1663 eroberte Neuhäusel ein, übersetzte die Donau bei Komorn, durchschnitt das südliche Land in fast gerader Linie zwischen dem Neusiedler- und Plattensee, ebenso Kroatien, und reichte unterhalb Zengg an das adriatische Meer.

Dafür gehörte zu Oesterreich der ganze südliche Theil des jetzt preußischen Schlesiens mit den Fürstenthümern Breslau, Oppeln und Ratibor. Diese beiden letzten waren von Ferdinand III. Polen verpfändet gewesen. König Johann Kasimir hatte sie seiner Gemalin verliehen, welche sie an den Prinzen Enghien übertrug, für dessen Wahl zu ihres Gemals Nachfolger sie alles ansetzte. Schon forderte Gremonville für diesen die Belehnung, da zahlte Leopold das Pfandgeld von 1,100.000 Gulden zurück und zog die Lande heim. Ein mehr zersplitterter als umfangreicher Bestand kleinerer österreichischer Landschaften lag in Süddeutschland, wie die Markgrafschaft Burgau, die Landgrafschaft Nellenburg, die Grafschaften Schelklingen, Böringen und Hohenberg, sämmtlich im Schwaben des heutigen Bayern und in Württemberg gelegen, die Ortenau, der Breisgau und die Stadt Constanz am Rhein. Im Breisgau stand allerdings Frankreich zu Breisach, sowie 1679 auch Freiburg ihm zugeschlagen wurde, und die Ortenau, ein Gebiet von 7☐ Meilen, das Kaiser Leopold 1690 an den Eroberer von Serbien, Markgrafen Ludwig von Baden, übertrug. Dieser ganze Besitz war sonach nur in den eigentlichen Erblanden, wie Böhmen,

Mähren, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain einheitlich, obgleich auch hier an manchen Stellen das Hoheitsrecht des Staates ein durch das Eigenthumsrecht deutscher Reichsfürsten beschränktes war; so in Oesterreich durch Passau, Salzburg und Freising, in Steiermark und Kärnthen durch Salzburg, in diesen beiden, dann in Krain und Görz durch Aquileja, in Krain durch Brixen und in Kärnthen durch Bamberg. Alle diese Bisthümer besaßen in den genannten Landen mehr minder ausgedehnte Liegenschaften, auf welchen ihnen von alten Zeiten oberherrliche Rechte zugestanden hatten. Erst seit dem 16. Jahrhunderte kamen diese mehr und mehr in Verfall, und eben Leopold schloß mehrfache Verträge ab, welche die Beziehungen der fremden zu den übrigen Landestheilen und zur Landesregierung namentlich in Steuer- und Gerichtsangelegenheiten regelten und jene mehr in die Stellung großer Gutskörper brachten.

Abgesehen von dem dadurch bewirkten festeren Anschluße der verschiedenen Landestheile und der so erzielten größeren Einheit der Regierung weist die Periode Leopold's I. eine Reihe von Vermehrungen des Gebietsumfanges auf. Der vertragsmäßige Rückfall Tyrols an die Hauptlinie des habsburgischen Hauses machte darin den Anfang. Er fand 1665 statt, als der letzte Regent, Erzherzog Sigmund Franz, ehemals Bischof von Brixen, Gurk, Augsburg und Trient, am 25. Juli gestorben war. Mit dieser Erbschaft (415 □Meilen) überkam Leopold zugleich eine sehr bedeutende Barschaft — man gibt sie auf 1¼ Millionen Gulden an — welche den stets dürftigen Finanzverhältnissen auf einige Zeit sehr frommte. Der Kaiser nahm bereits am 4. October die Huldigung entgegen und so war die Vereinigung aller österreichischen Lande unter Einem Haupte wieder erfolgt. Fast hundert und ein Jahr hatte es gebraucht, bis die 1564 durch das Testament Ferdinand's I. getheilten Lande

allmälig wieder sich zusammenfügten. Eine Art Erwerbung auf Grund weittragender politischer Ziele war jene der Grafschaft Neuwied am Rhein. Der Kaiser kaufte sie 1674 von dem Grafen von Wels. Der Zweck war, wider Frankreich einen Paß über den Strom sich offen zu halten, „damit man deßwegen nicht allemahl einen oder andern chur- und Fürsten des Reichs begrüssen und beschwehren müsse".

Dagegen fielen 1675 die drei schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wolan (117 □ Meilen) durch den Tod des letzten Piasten Georg Wilhelm an den Kaiser als Lehen der böhmischen Krone zurück. Der Kurfürst von Brandenburg trat zwar auf Grund eines zwischen seinem Ahn Joachim II. und Herzog Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossenen Erbvertrages als Prätendent des Nachlasses auf; allein der Kaiser verweigerte die Anerkennung, weil jener Vertrag gerichtlich als ungültig war erklärt worden. Friedrich Wilhelm gab jedoch hier ebenso wenig seine Ansprüche auf, als bezüglich Jägerndorf's, das 1621 seinem geächteten Vetter Johann Georg abgenommen worden. Dieselben waren Anlaß, daß die Beziehungen Wiens zu Berlin in der höchsten Noth des Kaiserhofes kalt und ablehnend sich gestalteten. Ja der Kaiser wollte die Hilfe des Kurfürsten 1683 eine Zeit lang nicht annehmen, da man ihm eingeflüstert hatte, dessen Truppen würden im Vorbeigehen gleich die schlesischen Fürstenthümer besetzen. Zu diesem tiefen Mißtrauen trug nun allerdings zeitweise Friedrich Wilhelm's Verhalten in den französisch-deutschen Angelegenheiten bei. Erst als er dem Kaiser sich wieder näherte und die Bündnisse vom 25. December 1685, vom 4. Jänner und 22. März 1686 zum Reichsschutze mit ihm einging, trat ihm derselbe mit Vertrag vom 7. Mai 1686 den Kreis Schwiebus ab. Doch sollte dieß nur vorübergehend sein und 1694 kehrte das Gebiet gegen Zahlung

von 255.000 Gulden und Anwartschaft auf andere Lande an den Kaiser wieder zurück. Leopold hatte eine tiefe Abneigung dagegen, daß durch eine solche Ueberlassung die Ansprüche des Kurfürsten auch nur dem Scheine nach als zu Recht bestehend anerkannt würden. Uebrigens kam es gerade umgekehrt. Denn wäre Schwiebus bei Brandenburg geblieben, so hätte König Friedrich II. von Preußen auch den scheinbaren Anspruch nicht stellen können, den er wider die Enkelin Leopold's, Maria Theresia, erhob. Die Sache wäre eben abgethan gewesen.

Klein an Umfang aber und gewöhnlich in den Mitteln waren diese Vermehrungen des österreichischen Gebietes gegen jene, welche von 1683 ab nach Osten und Süden vor sich gingen. Wenn dort Erb-, Kauf- oder Heimfallsrechte die Veranlassung gaben, so ging die Vergrößerung hier von der Spitze des Schwertes aus, dessen Richtung geniale Feldherren bestimmten und dessen Errungenschaften die blutigen Mühen des ganzen Volkes lohnten. Von der Leitha zur Waag und Raab, von da nach Ofen, von Ofen an die untere Donau, an die Save und endlich bis an die nördlichen Abhänge des Balkan wurde der Halbmond Schritt für Schritt geworfen; seine wiederholten Anstrengungen zerschellten an dem wiedergewonnenen Selbstbewußtsein der Christenschaaren, und das Jahrhundert schloß damit, daß er ganz Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen mit einziger Ausnahme des Banates in den Händen des Kaisers ließ (2969 □Meilen).

Zwei Jahre vor dem Frieden mit den Türken war durch jenen von Ryswik (1697) auch Freiburg und Breisach zu den österreichischen Vorlanden wieder zurückgekehrt, und Leopold, der einen Besitzstand von etwa 6800 □Meilen ererbt hatte, konnte seinem Nachfolger einen solchen von nahezu 9100 übertragen.

5.

Der Kaiser und die kaiserliche Familie.

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß diese Vergrößerungen durch den Krieg sich unter einem Monarchen vollzogen, der weniger als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger Beruf zum Kriegshandwerk in sich fühlte, nie seine Armee ins Feld begleitete und dem Ausbruche eines Kampfes immer mit Bangen entgegensah.

Abgesehen von der angebornen Neigung zu stillfriedlichem Leben war dieselbe Richtung Leopold auch anerzogen worden. Als zweiter Sohn Ferdinand's III., geboren 9. Juni 1640, hätte er Priester werden und eines der nächsten Bisthümer, etwa Passau oder Salzburg, bekleiden sollen. Diesem Ziele gemäß ward seine Erziehung geleitet. Als Obersthofmeister diente ihm Graf Johann Ferdinand Porzia, Ferdinand's III. Jugendgenosse und vormals Gesandter in Venedig, als Lehrer der Jesuit Pater Müller. Der von Geburt schwächliche, von Natur scheue Prinz ging mit vollem Herzen den Weg, den sein Vater ihn führen wollte. Es dauerte gar nicht lange, so konnte Ferdinand mit gewisser Befriedigung sagen: „Unser Leopold wird einmal einen prächtigen Bischof abgeben“. Unter solchen Händen bildeten sich jene merkwürdigen Eigenschaften und Sitten heraus, welche ihn so eigenthümlich gegenüber den Mitfürsten seiner Zeit, vortheilhaft nicht selten, zuweilen aber auch gegentheilig, erscheinen ließen. Diese Erziehung machte ihn zu einem gelehrten, sittenreinen, wohlwollenden Manne, der die Wissenschaften, nicht um damit zu prunken, sondern ihrer selbst willen liebte, der in Beziehung auf tadelloses Hof- und Familienleben alle Fürsten seiner Tage in Schatten stellte, und der Strenge nur da hervor-

kehrte, wo das oft verletzte Gesetz keinen Ausweg mehr duldete. Allein die Begleiterin dieser Weichheit und Sanftmuth war eine Scheu vor dem öffentlichen Leben und seinen Forderungen, die zu mancher mißdeuteten Unbeholfenheit führte, welche nicht leicht gewinnen konnte, wie am Wahltage zu Frankfurt, gelegentlich auch verletzte, wie bei der Begegnung mit König Johann von Polen bei Schwechat. Dieses Wesen halb angeboren halb anerzogen, im Ganzen aber mit der spanischen Etiquette des Wiener Hofes stimmend, schloß kräftiges Hervortreten einer selbstbewußten Persönlichkeit aus. „Energie, Entschlossenheit, durchgreifendes Handeln“, sagt Arneth, „das waren eben die Eigenschaften, welche Leopold's Charakter gänzlich versagt schienen“. Daraus stammten eine Anzahl Mißgriffe, die erst spät, mitunter gar nicht mehr gut gemacht werden konnten. Gewohnt im engeren Kreise zu leben und sich zu fühlen, wählte und ergänzte er als Monarch seinen politischen Rath aus dem seiner Erziehung und überließ diesem mehr Sorge in Staatsgeschäften, als eben gut war. Oder er ließ sich durch persönliche Rücksichten für überkommene Kräfte oder hohe Persönlichkeiten bestimmen, Würden der höchsten Tragweite ihnen zu übergeben. Gegen die Einen, wie Auersperg und Lobkovic, waltete bei ihm nicht das mindeste Arg, daß sie von den seinen verschiedene Interessen verfolgen könnten; und doch war es so. Die Kriegführung des Kurfürsten von Sachsen in Ungarn, die Hofkriegsrathspräsidentschaft Hermann's von Baden, hat Oesterreich theuer bezahlt. Nicht minder konnte Sinzendorf die unverträglichsten Stellen ohne Verdacht bekleiden und wie lange dauerte es, ehe der Kaiser den offenen Betrug ernst nahm!

Zu den Schattenseiten dieses Wesens gesellte sich aber auch ein gewisses Gehen- und Sichselbstüberlassen des Fernerliegenden, das zum Theil in seinem Vertrauen zu den Organen seines Willens, zum Theil in dem verwickelten Verfassungs- und Ver-

waltungswesen der österreichischen Lande bedingt war. Es hätte einer gewaltigen, die Mißstände beseitigenden Regierungskraft bedurft, und zu Schritten solcher Art fehlte Leopold die Entschiedenheit, seiner Zeit die nöthige Ruhe. Namentlich war das im Finanzwesen der Fall. Die nahezu selbständigen Behörden in den Provinzen gehorchten nur lässig, oder auch gar nicht. Eine tüchtige Controle mangelte; dieser Abgang unterstützte die zuweilen außerordentlich ausgedehnte Unterschlagung der Staatsgelder, und so langten die Steueranschläge immer nur in Bruchtheilen des Erwarteten ein. Aehnlich ging es im Kriegswesen, das übrigens in seiner Unvollkommenheit vielfach dem Finanzwesen die Schuld auflasten konnte. Das waren aber sämmtlich Verhältnisse, gegen welche auch eine entschlossenere Natur als jene Leopold's nur mit großer Mühe und unter Begünstigung der Zeitumstände hätte ankämpfen und das Bessere durchsetzen können. Wo sie dem kaiserlichen Machtgebote leichter sich fügen mußten, da sehen wir aber des Monarchen beste Absichten vollkräftig hervortreten. „Was für die Justiz- und Landesverwaltung", sagt Menzel, „von Leopold verfügt worden ist, zeugt von unparteiischer Gerechtigkeitsliebe, gesundem Urtheile und redlichem Willen für die Wohlfahrt des Volkes".

In dem Wesen des Kaisers war es gelegen, fremden Rath mehrfach eher zu hören, bevor er sich entschied, weil er eben jedermann gerecht sein wollte. Allein dieses aufrichtige Streben nach Klarheit erhöhte in vielen Fällen nur seine Unentschlossenheit, da verschiedene Rathgeber verschiedene Wege als die einzig richtigen angaben. Was Wunder, wenn er dann über solcher Vielfältigkeit der Urtheile seiner großen Räthe zuweilen sich an die Meinungen kleiner Persönlichkeiten wendete. Bei der großen Frömmigkeit Leopold's war es erklärlich, daß politische oder auch persönliche Fragen, die dem Herzen des Kaisers nahe gingen,

öfters mit den geistlichen Gewissensräthen des Kaisers zur Besprechung kamen. Dieß geschah namentlich seit dem Falle Lobkovic's häufiger als angemessen. Der Einfluß der Beichtväter auf die Besetzung der Officiersstellen machte Montecucculi alles Ernstes einschreiten, und daß Pater Wolf in Ungarn die Operationen miterwägen sollte, führte nicht geringes Aergerniß unter den Generälen herbei. Und nichts sah eben auch der Hof von Paris lieber, als den Kaiser von Personen berathen, deren Maßstab für die politischen Angelegenheiten fast immer nur ein sehr kleinlicher sein konnte. Allein dem frommen Sinne Leopold's hielt auch seine Gerechtigkeitsliebe die Wage und es kam ihm nicht bei, ein Recht des Staates zu Gunsten der Kirche zu verkümmern, noch in Processen geistlicher Orden mit Laien Entscheidungen zu geben, welche die Ersteren auf Kosten dieser bevorzugt hätten. Trotz seiner Vorliebe für den Clerus und namentlich die Jesuiten mangelt es an Beispielen letzterer Art gar nicht. Es war ihm daran gelegen, innerhalb der eigenen Lande der katholischen Religion die Herrschaft zu geben. Allein auf anderes Gebiet, wo Recht oder Politik allein sich geltend machen sollten, trug er sein eigenes warmes Glaubensfühlen nicht über. So privilegirte er trotz dem Mißfallen des Papstes die protestantische Universität Halle; so war er auch der zugelassenen Protestanten in Schlesien milder Herr und häufig besonderer Gönner Einzelner derselben; so hielt ihn sein Glaube weder von Bündnissen mit protestantischen Fürsten, noch von der Errichtung einer protestantischen Kurwürde, noch von der Anerkennung des protestantischen Königs von Preußen ab.

Das Leben an des Kaisers Hofe wickelte sich ganz verschieden von dem in fremden Staaten, mit geziemender aber kalter Pracht ab. Ueber der Burg in Wien lag etwas Schwerfälliges, Altmodisches, Steifes, das namentlich den französisch fühlenden deutschen

Prinzen nicht behagen mochte. Das Althergebrachte, Einfache in Haus und Hof, das Förmliche in Sitten und Gewohnheiten fand an ihnen, die meistens im Vollgefühle ihrer Selbständigkeit ein lustiges Fürstenleben führten, keine Bewunderer. Schon die Räumlichkeit, worin der Regent eines Gebietes von 6000—9000 □Meilen, der römisch-deutsche Kaiser sich bequemte, hatte wenig anziehendes. Ein Berichterstatter aus den letzten Jahren des Kaisers erzählt, „daß die kaiserliche Burg ein schlechtes ansehen hat, und daß dasjenige Gebäude, so das schönste und prächtigste unter allen seyn sollte, schlechterding keine Vergleichung mit seinem Herrn hat, der es bewohnet, und der den titul des ersten Printzens in der gantzen welt führet. Der innere Hof, worinnen der Kaiser seine zimmer hat und welches auf des Kaisers seite genennet wird, ist recht erbärmlich anzusehen.“ Ein Fenster im Jesuitencollegium zu Mailand beschäme die ganze Façade der kaiserlichen Burg. „Die mauren sind so dicke und plump, als an der dickesten stadt-mauer; die treppen finster, armselig und ohne einzige aus3zierung; die Zimmer niedrig und enge, davon oben decken mit gemahlter Leinewand bezogen sind. Die tilung ist von gemeinen tannen-bretern, daß sie auch bei dem schlechtesten bürger nicht geringer anzutreffen. Mit einem Worte, alles ist so schlecht (schlicht) und einfältig (einfach), als wenn es vor Mönche gebaut wäre: Hierbey ist noch anzumercken, daß kein anderer Garten dabey, als ein kleiner mit mauern umfangener platz unter der Kaiserinn zimmer, so man das Paradießgärtlein nennet; wo man einige blumen und bäume nachlässig genug unterhält“. Da war freilich der Gegensatz zu Versailles, Trianon und den anderen Schlössern des baulustigen Königs Ludwig allzu hervortretend. Erst in den späteren Regierungsjahren wurde der Burg einiges an Gebäuden besserer Form zugelegt, aber weniger dem eigentlichen Hofhalte als viel-

mehr zweien der Lieblingsneigungen des Kaisers bestimmt, der Oper und der Bibliothek. Wie das Haus, so war auch Leopold's Tracht schmucklos, schwarz, nur die Strümpfe und die Hutfeder scharlachroth. Natürliche Neigung und körperliche Schwäche ließen ihn das sonst übliche geräuschvolle Hofleben unschwer entbehren. Ihm lag wohl anständige Häuslichkeit näher und in dieser vollzog sich seine Tagesordnung nach unwandelbaren Gesetzen.

Was aber den Kaiserhof trotz seiner Bescheidenheit den Fürstenhöfen gleichstellen sollte, war die Förmlichkeit der Etiquette, für deren Aufrechthaltung mitunter mehr geschah, als die Staatscassen leicht gestatteten. Auf sie wurde bei jeder Bewegung, die der Kaiser unternahm, gar sehr geachtet: beim Aufstehen, Ankleiden, Gebetgange, Speisen und Spazieren. Dagegen wußte Leopold bei Audienzen so theilnahmsvoll, geduldig und freigebig zu sein, daß trotz allen Regeln für die Näherung an Se. Majestät er vielfältig beläſtiget und seine persönliche Güte häufig mißbraucht wurde. Spazierfahrten wurden häufig veranstaltet, doch stets mit Gepränge in Wagen und Begleitung, mit Läuten der Glocken aller Kirchen, daß man von der stillen Erholung wohl absehen und das Gewicht mehr auf das Erscheinen der kaiserlichen Person unter dem Volke legen mußte. Im ersten Wagen saß der Kaiser nach vorwärts, seine Gemalin ihm gegenüber; in den folgenden Kutschen, deren nie unter zwanzig, Minister oder Personen des Hofstaates. Zu den Seiten der Wagen gingen Hofdiener entblößten Hauptes. Nur außerhalb der Stadt nahm der Kaiser zuweilen einen Minister in seinen Wagen. Nicht minder streng hielt man es in der Wahl der Personen zur kaiserlichen Tafel, und da wurde unterschieden zwischen der Tafel bei Hofe oder auf Jagden, zwischen Reichsfürsten, welche mitspeisen, und nicht regierenden Fürsten, welche nur zusehen durften.

Bei der großen Gewissenhaftigkeit Leopold's ging die meiste Zeit in Arbeiten und Audienzen auf; die der Erholung zugewiesen war, füllte nur Pausen. Es ist merkwürdig, daß er bei seiner schwächlichen Natur doch zu so langer Regierungsdauer gelangte. Das vermittelte wohl die Pünktlichkeit der Lebensweise in Verbindung mit der körperlichen Uebung auf der Jagd. Nebst der Musik liebte er diese am meisten; einen großen Posten im Hofhaushalt bildete die Capelle und das Jägermeisteramt. Er componirte sogar selbst und ließ zuweilen seine eigenen Musikstücke aufführen. Nicht weniger verstand er sich auf die Miniaturmalerei und die Erzeugnisse der Drechselbank. Er verkehrte viel mit P. Kirchner, dem er ein stattliches physikalisches Cabinet herrichten ließ, und wechselte gern über gelehrte Dinge anderer Natnr lateinische Briefe mit dem Director der Hofbibliothek, Lambecius. In den siebziger Jahren betrugen die Ansätze für die „Liberey" (Bibliothek) 36.000 und für die „Hofmusici" über 40.000 Gulden. Seine Kenntniß fremder Sprachen war bedeutend; lateinisch, italienisch, spanisch und französisch redete er leicht und fließend. Das Erstere konnte im Geschäftsleben namentlich mit Ungarn nicht entbehrt werden und das Italienische hatte sich am österreichischen Hofe von früheren Jahren her vollkommen eingelebt. Spanisch war nothwendig wegen der Familienverbindung mit dem Hofe zu Madrid. Das Französische zu cultiviren lag im Geiste der Zeit; doch brachte es der Kaiser aus Abneigung wider Frankreich sehr wenig zur Geltung.

Von den drei Gemalinnen Leopold's begleiteten ihn die ersten zwei nur ganz kurze Zeit und erst von der dritten erhielt er die Erben seiner Kronen. Margaretha Theresia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, zugleich des Kaisers Schwestertochter, mit ihm 1666 vermält, gebar ihm vier Kinder: Ferdinand Wenzel (1667, † 1668), Maria Antonie (1669, † als Kurfürstin von

Bayern 1692), Johann (1670, † 1679) und Maria Anna (1672, † 1672). Die zarte, stille, ungemein religiöse Frau starb 1673 in ihrem 21. Jahre und Leopold nahm des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tyrol hinterlassene Tochter, Claudia Felicitas, zur Gemalin. Allein diese stattliche, schöne und lebhafte Frau siechte binnen drei Jahren dahin (1673—1676). Aus ihrer Ehe stammten die Erzherzoginen Maria Anna (1674, † 1674) und Maria Josepha (1675, † 1676). Die dritte Gemalin zu finden brachte verschiedene Interessenten am kaiserlichen Hofe sehr in Bewegung. Leopold's Wahl fiel endlich auf die Prinzessin Eleonore Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg. Um sie hatte er schon früher geworben, aber die Fürstin wollte ins Kloster gehen und hatte den Kaiser absichtlich von der Bewerbung abgeschreckt. Endlich folgte sie jetzt dem Andringen ihrer Aeltern. Sie überlebte den Kaiser um fünfzehn Jahre, aber nur drei ihrer zehn Kinder überlebten sie. Diese waren die Erzherzoge Joseph (1678, † 1711), Leopold Joseph (1682, † 1684) und Karl Franz (1685, † 1740), dann die Erzherzoginen N. (1679, † 1679), Maria Elisabeth (1680, † 1741), Maria Anna (1683, † 1754), Maria Josepha (1687, † 1703), Maria Magdalena (1689) und Maria Margaretha (1690, † 1691). Das Wesen der letzten Gemalin hielt die Mitte zwischen jenen der beiden ersten. Mit der Frömmigkeit der spanischen Infantin verband sie eine Häuslichkeit, die an den Charakter einer braven Bürgersfrau erinnerte, und mied es, sich in politische Dinge anders einzulassen, als daß sie etwa dem Kaiser französische Geschäftsstücke übersetzte, da er nur mit Ueberwindung an solche ging. Anders liebte Claudia Felicitas in Staatsangelegenheiten mitzusprechen; vielleicht wird nicht mit Unrecht ihr der Fall des Fürsten Lobkovic zugeschrieben und bei ihrer Lebendigkeit hätte sicherlich der kaiserliche Hof nach und

nach den stillen Charakter abgestreift. Dagegen lebte Kaiserin Eleonore nur für den Gatten und die Armen, und übte gegen sich eine asketische Strenge, davon man erst nach ihrem Tode die volle Wahrheit erfuhr. Wenn sie einerseits für den Kaiser stickte und nähte oder sogar in der Küche Hand anlegte, so konnte man sie wieder häufig in Spitälern und bei Armen finden, denen sie bessere Kleider anfertigte, als sie selbst für gewöhnlich trug.

Der älteste Sohn Leopold's, Joseph, zählte beim Abschlusse des Jahrhunderts 21 Jahre; seine Anlagen berechtigten nach allen Schilderungen zu den schönsten Erwartungen. Dem Vater in Beziehung auf Aeußerlichkeiten entschieden unähnlich, war er rasch und energisch, und fühlte sich zu den Waffen gewaltig hingezogen. Weit ähnlicher dem Kaiser war der fünfzehnjährige Karl. Zu ihm zog es auch des Vaters Herz, während der überquellende Jugendeifer Joseph's manchen Anstoß erregte. Ihm sollte Spanien beschieden sein, wenn dessen Erbschaftsfrage zum Austrag käme; sonst war ihm Tyrol zugedacht, obgleich sich Joseph gegen eine abermalige Theilung der Erblande stemmte.

Ein wichtiges Glied der kaiserlichen Familie bildete endlich Leopold's Stiefmutter Eleonore Gonzaga, der es der Kaiser nicht vergaß, daß sie ihn als Knaben zärtlich gewartet, als man ihn bei Hofe zuweilen tactlos ignorirte, da er ja keine politische Rolle spielen sollte. Nach ihrem Grundsatze, vorsichtig in der Entscheidung zu sein, aber an ihr festzuhalten, wenn man sie gegeben, scheint Leopold sich selbst gebildet zu haben. Denn das war sein eigener Charakter.

6.

Verhältniß zum deutschen Reiche — Die Reichsregierung.

Der Besitz der römischen Kaiserwürde in dem Hause Habsburg konnte als eine Lebensbedingung für die Entwicklung Oesterreichs als selbständigen Staates gelten, aber auch als eine solche der Existenz des deutschen Reiches. Allein die Macht, die derselbe dem Träger der Krone gewährte, war höchstens abwehrend, eine Schranke wider Frankreichs Vorschreiten, die aufzurichten leichter in der Hand des österreichischen Herrschers lag, als wenn derselbe jene Würde nicht innegehabt hätte. Und doch gebrach es auch dieser abwehrenden Kraft an gar vielem. Es ward schon früher erwähnt, wie aus den Ständen des Reiches durch den westphälischen Frieden Souveraine geschaffen wurden, die, ohne das Oberhaupt zu fragen, nach außen auf eigene Faust Politik treiben konnten. Nach innen war es bisher immer eben so gewesen, nur trat das Moment der größeren Unabhängigkeit jetzt noch schärfer als früher hervor. Die Besserung der Stellung Leopold's zum Reiche in den späteren Jahrzehnten seiner Regierung läßt sich allerdings zu gutem Theile auf die Errungenschaften wider die Türken zurückführen. Anfangs aber war sie wohl derartig, daß fremde Gesandte, die aus ihrer Heimat strengere Anschauungen von Regierungsgewalt mitbrachten und an dem Zerfalle des deutschen Reiches kein unmittelbares Interesse hatten, mit Entsetzen davon sprachen. „Groß ist Deutschland", sagt der Venetianer Zorzi, „aber schwer wiegt es nicht; dem Kaiser fehlt darin eben alles: Unterthanen, Einkommen und Gehorsam". In dem Abmagerungsprocesse, wie ein anderer Botschafter das Streben der Fürsten nach Beschränkung der Reichsgewalt nannte,

war eben die Stellung des Reichsoberhauptes ganz verloren gegangen und in dessen stetem Fortschreiten übersah man über den eigenen Absichten die Mittel, dem großen Ganzen nach außen die Achtung wieder zu gewinnen. So konnte der Schein von Größe dem kaiserlichen Namen nur durch die Hausmacht seines Trägers gerettet werden. Der Besitz einer solchen trug nicht wenig bei, daß 1658 die Wahl zu Frankfurt trotz aller Feindseligkeiten auf Leopold haften blieb.

Ohne eben viel Ersatz zu bieten, muthete die römische Kaiserkrone dem Inhaber große Lasten zu. An eigentlichen Steuern als regelmäßig fließenden Quellen kam gar nichts ein; es gab nur unregelmäßige Bezüge aus den Lehen- und Titeltaxen, wogegen dem Kaiser die Besoldung der Reichsbeamten, die Auslagen für politische Zwecke u. dgl. zufielen, und betrugen Erstere für die Aemter zur Seite des Kaisers jährlich allein mehr als 50.000 Gulden. Bezeichnend für den verwahrlosten Stand, in welchen die ganze Kaisermacht gerathen, war, wie kurz das Staatsbudget Leopold's mit den Reichszuflüssen in ihrer Aufzählung verfuhr. „Von denen Reichssteuern der Städte, indeme dieselben alle in frembde Hände übergeben oder verwiesen, gar nichts“, sagt ein Finanzbericht von 1675. Die kaiserliche Regierung wußte nicht einmal, in welchem Belaufe und wem diese Steuern, worauf das Reichsoberhaupt als von unmittelbaren Unterthanen allein noch hätte zählen können, verpfändet waren. Zwar existirte ein Auftrag, sie ausfindig zu machen und dem Kaiser zu lösen; ob es aber dazu kam? Früher hatten Todfallsabgaben, Lehenmuthungen, Confiscationen u. s. w. Einkünfte geliefert; das hatte aufgehört. Dann war man an Vorschüsse der Kreistage gewiesen; allein in der bewegten Zeit Leopold's blieben schließlich die Taxen und die sogenannten Römermonate die einzigen namhafteren, aber ganz unregelmäßigen Bezüge.

Diese bestanden in einer vom Reichstage angesetzten Unterstützung mit Bewaffneten oder an Geld, deren Zahl oder Betrag für jeden der zehn, mit Ausschluß des österreichischen und burgundischen aber acht Kreise so festgestellt war, daß für den Reiter 12 und für einen Fußgänger 8 Gulden monatlich berechnet wurden. Das ergab für acht Kreise eine Reichssteuer von beiläufig 85.000 Gulden des Monats. Bedenkt man aber, daß im Kriegsfalle Oesterreich mit bei weitem der größten Anzahl Truppen eintrat, so erkennt man wohl, daß jene Summen nicht ausreichten. Dazu flossen diese Mittel sehr ungenau ein und der Ansatz auf dem Papier wurde nie eingehalten. Endlich verflog in der Regel jene Begeisterung bald, welche die Votirung veranlaßt hatte, und so kam es zu matter Kriegsführung und schädlichen Friedensschlüssen.

Nach einer Richtung allein bethätigte sich der Zusammenhang des deutschen Reiches mit Oesterreich: in der Hilfe gegen die Türken, obgleich auch hier die wesentlichsten Unterstützungen auf Verträgen mit einzelnen Fürsten beruhten, ein Beweis, wie nachtheilig für den Ruhm des Reiches es war, daß der Reichstag zu Regensburg nicht mehr von den Ständen selbst, sondern nur von ihren gelehrten Vertretern besucht wurde. In diesem Mitwirken läßt sich doch noch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Pflicht, dem bedrohten Reichsgenossen beizuspringen, erkennen. Es mag gleichgiltig sein, wie viel in einzelnen Fällen der Ehrgeiz eines Fürsten dazu beigetragen, sein Contingent auch gegen die gefürchteten Türken zu führen, es beutebeladen aus osmanischen Lagern heimkehren zu sehen, oder selbst wider den Halbmond zu streiten, — jedenfalls hat viel deutsches Blut ungarischen Boden geweiht und geholfen, das Land sich selbst wiederzugeben. Und auch dieser Erfolg wurde nur allmälig gewonnen. Es brauchte unmittelbaren Auftretens des Kaisers am

Reichstage (1663) und der persönlich herbeigezogenen Fürsten, um die kurz zuvor abgeschlagene Unterstützung durchzubringen. Und selbst da kam sie nur zu einem Bruchtheile des Ansatzes zustande; die Mannschaft bestand aus viel unerfahrenem, ihr Officierscorps meist aus eigenmächtigem, dann wieder rasch verblüfftem Volke, das bei einem Haare den Sieg von S. Gotthard vereitelt hätte. Dabei verlangten die Fürsten aber doch Theilnahme an den Friedensverhandlungen, als wenn ihre Lande und ihre Interessen durch die Türkei verletzt worden wären! Später, als die Anschauungen sich mehr geklärt hatten, wurde der Zug deutscher Schaaren aus Nord und West die Donau hinab sehr lebhaft; man hatte Vertrauen gewonnen, aber nur weil Oesterreich sich selbst ermannte; das Reich half mit Römermonaten, einzelne Fürsten, wie die von Bayern, Brandenburg und Sachsen, der fränkische und schwäbische Kreis sendeten wiederholt ihre Contingente nach Ungarn. Die Lust am Schlagen hatte zugenommen, da man mehr Siegessicherheit mitbrachte und so drängte ein Heerhaufe den anderen.

Dazu wirkte eine Ueberzeugung mit, die das Reich dem Kaiser anfangs nicht entgegentrug. In Leopold's ersten Jahren überragte Frankreichs Einfluß den des Kaisers weitaus, dazu halfen nach allen Seiten gewandte Diplomaten, schöne Frauen, Künstler verschiedener Zweige, bezahlte Federn und viel Geld. In den deutschen Fürsten suchte Ludwig XIV. das Mißtrauen wach zu erhalten, Oesterreich werde die Reichskräfte für Spanien in die Schanze schlagen und List oder Gewalt bei passender Gelegenheit anwenden, die ihm verhaßte Fürstenmacht wieder herabzudrücken. Für den einen Zweck leitete er trotz aller Clauseln der Wahl-Capitulation, die ohnehin den Kaiser banden, wenige Tage nach der Wahl zu Frankfurt den Rheinbund ein (14. August 1658). Durch Publicisten ließ er in Deutschland die goldene

Aera preisen, deren es sich erfreuen müßte, wenn Frankreich seine Führung übernähme, und so bezaubernd wirkte der Aufschwung der französischen Monarchie, daß vielfach an solche Vorspiegelungen geglaubt wurde. Die Klärung über diese Umtriebe im Reiche begann schon seit 1672, noch mehr aber seit 1679, als unter dem Vorwande der französischen Zugehörigkeit Ludwig auf die unmittelbaren Güter seiner Verehrer durch die Reunions-Kammern Hand legte. Diese Schritte kehrten die Meinungen um und erzeugten jene Begeisterung zum Kriege wider Frankreich (1688), welche die fremden Zeitgenossen als nie gesehen anstaunten. Doch hielt sie nicht an. Sie war an Erfolge gewiesen und solche konnten nur aus einer fest zusammengreifenden Organisation hervorgehen. Diese aber fehlte. Das Eine jedoch that sich immerhin als Ergebniß dieser Verirrungen dar, daß man die Rechtlichkeit des Oberhauptes würdigen lernte und daß Leopold's Sohne Joseph, als es 1690 seine Wahl zum römischen Könige galt, nicht die Spur jenes feindseligen Mißtrauens entgegengetragen wurde, das der Kaiser selbst 32 Jahre früher in so hohem Grade kennen gelernt hatte.

Demungeachtet war dadurch die Eifersucht gegen die Reichsgewalt und für die Bewahrung der eigenen Hoheit unter den Fürsten keineswegs ausgeschlossen. So erregte die Gründung der neunten Kurwürde für Herzog Ernst August von Hannover (1692) keinen geringen Sturm. Weniger die Kurfürsten als die eigenen Standes- und Glaubensgenossen protestirten gegen die kaiserliche Belehnung und es brauchte einige Zeit, ehe sie zur Anerkennung dieser Erhebung sich herbeiließen.

Die Reichsregierung lag in der Hand des Kaisers und des Reichstages. Am Hofe des Ersteren befand sich die Mehrzahl der obersten Verwaltungsämter des Reiches. Der Reichshofrath, für dessen Organisation das Statut von 1654 galt, be-

stand aus einem Präsidenten, 18 Räthen des Herren- und 8 Räthen des Gelehrtenstandes. Von den Ersteren hatten zwölf Katholiken und sechs Protestanten zu sein. Die Gehälter dieser Räthe wurden vom Kaiser, ohne Beitrag der Reichsstände, bezahlt und hing diese Behörde auch von ihm allein ab und erlosch auch mit seiner Regierung. Der Reichshofrath hatte in allen Reichsangelegenheiten, politischen wie judiciellen, zu sprechen, stand daher in letzter Beziehung mannigfach im Conflicte mit dem Reichskammergerichte zu Speyer. Besonders wichtige Fragen, namentlich der äußeren Politik gingen aber immer noch durch den Staatsrath oder die geheime Conferenz. Die Reichskanzlei führte das Expedit, aber ihr Vorstand der Reichs-Vicekanzler war zugleich Beisitzer des Reichshofrathes und Mitfertiger dessen Beschlüsse. Die lateinische Kanzlei arbeitete für die Erzkanzleien von Trier und Köln, wovon zu der einen die bei Deutschland gebliebenen Reste von Arelat, Savoyen, Lüttich, Stablo, Mümpelgard u. s. w., zur anderen alle italienischen Reichslehen und die Bisthümer Trient und Brixen gehörten. Das Taxamt bildete die Finanz-Behörde für die Geldeinläufe aus dem Reiche, führte sie übrigens an die Hofkammer ab, welche einigermaßen als Centrale für alle Lande des Kaisers galt. Die lateinische Kanzlei und das Taxamt unterstanden der Reichshofkanzlei und wurden ihre „Verwandten" (Beamte, Verwendete) auch nur aus den Reichsbeiträgen bezahlt. Präsidenten des Reichshofrathes waren in der Zeit Leopold's Graf Ernst von Oettingen-Wallerstein (1648—1670), Johann Adolf Fürst von Schwarzenberg (1670—1683) und Wolfgang Graf von Oettingen, der österreichische Bevollmächtigte bei dem Friedensschlusse von Karlovic (1683—1708).

Vormals war es nur als Ausnahme angesehen worden, wenn Stände des Reiches auf den Reichstagen sich ver-

treten ließen. Seit 1663 wurde die Ausnahme zur Regel. Damals zum letztenmale trafen noch Fürsten in Person dabei ein und wegen der Türkennoth dieses Jahres fand sich der Kaiser in ihrer Mitte. Ueber der Frage nach Feststellung einer beständigen Wahl-Capitulation wurde der Reichstag verlängert, und da er sich in dieser nicht einigen konnte, immer neue Fragen auftauchten und man sich allseits in diese Form der Verhandlung bequemte, endlich (1670) für permanent erklärt. Von da ab war der Reichstag bloß eine Versammlung der Vertreter der Reichsstände, an ihrer Spitze der kaiserliche Generalcommissär, und blieb es auch bis zu des Reiches Ende. Damit entwickelte sich eine unsägliche Vielschreiberei, und über der haarspalterischen Behandlung ein Verschleppen der Fragen in unabsehbare Zeitfernen. Da die Abgeordneten nur nach den Instructionen seitens ihrer Höfe stimmen konnten, war die Unmittelbarkeit der Auffassung und Entscheidung durch die Reichsstände dahin, große Impulse zerschellten an dem Dazwischentreten kleiner Vermittler derselben und dem fremden Einfluße war mehr als je Thür und Thor geöffnet.

7.

Der geheime Rath und die geheime Conferenz. — Die vornehmsten Rathgeber des Kaisers.

Die oberste Leitung der verschiedenen Verwaltungszweige in Oesterreich führte in politischen und judiciellen Angelegenheiten neben dem Kaiser der Staatsrath oder die geheime Conferenz, und der geheime Rath, in Finanz-Angelegenheiten, wozu auch die des Handels gehörten, die Hofkammer, und in mili-

tärischen der Hofkriegsrath, ohne daß übrigens je zwischen diesen einzelnen Staatsbehörden eine sichere Competenz festgestellt worden wäre.

Der Kaiser stand mit seiner Persönlichkeit nicht immer in gleicher Mitte der Geschäfte. Hinsichtlich seiner Betheiligung an diesen muß man eigentlich zwei Perioden unterscheiden, davon die erste bis 1674 reichte. Bis dahin umgeben von Männern, die ihn als Knaben geleitet, oder von Ministern, die er vom Vater übernommen hatte, schloß er sich denselben mit einem pietätsvollen Vertrauen an. Zu ihnen gehörten namentlich Porzia, Lobkovic, Schwarzenberg und Auersperg. Was er unangenehmes durch die Schwäche Auersperg's und die eigenmächtige Politik Lobkovic's erfahren, brachte ihn auf andere Wege. Er wollte von da an selbst alles sehen, hören, leiten. An Männern tüchtigen Verstandes und nützlichen Rathes fehlte es nicht; er war damit später vielleicht besser versorgt als früher, aber nie besaß mehr einer allein sein ganzes Vertrauen und keiner je in dem Maße, wie der letzte gefallene Minister. Er wählte seine Rathgeber aus dem geheimen Rathe und diese bildeten die sogenannte geheime Conferenz oder den Staatsrath.

Dieser war eigentlich nur eine weitere Stufe des geheimen Rathes, der durch allzugroßen Anwachs der Mitgliederzahl in seiner ursprünglichen Bedeutung etwas abgenommen hatte. Systemisirt aber war diese Conferenz nicht, da keine Eintheilung von Ministerien nach Fächern bestand. Auch wurden nicht immer alle Conferenz-Räthe zu allen Berathungen gezogen, sondern in der Regel nur jene, in deren Geschäftskreise als Vorstände oberster Verwaltungsbehörden die Angelegenheiten eben schlugen. Dieser Rath zählte zu Leopold's Tagen in der Regel 6 bis 8 Mitglieder, die ohne Gehalt ihre Stellung versahen,

da sie ohnehin welchen aus ihren Geheimraths- oder anderen Würden bezogen. In den ersten Jahren Leopold's saßen in diesem Rathe Erzherzog Leopold Wilhelm, Auersperg, Lobkovic, Gonzaga, Trautson, Montecucculi, Öttingen; später ergänzte er sich — doch nie über die Zahl von 12 — durch Lamberg, Dietrichstein, Nostic, Königsberg, Jörger, Harrach, Kinsky, Kollonitsch, Würben, Mannsfeld, Liechtenstein, Bucellini &c. und durch die Männer eigener Kraft, die beiden Freiburger Abele und Hocher, dann Strattmann. Die Bestimmung dieser geheimen Conferenz war, maßgebende Entscheidungen in den wichtigsten inneren und in allen äußeren und Haus-Angelegenheiten zu treffen. Bei dem Mangel eines festen Statutes für denselben hing der Geschäftsgang wol sehr viel von den maßgebenden Persönlichkeiten ab. Während der ersten acht Jahre wurde gewaltig über das ewige Verschleppen durch den Präsidenten Porzia geklagt; der Kurfürst von Mainz schrieb einmal, „es wäre wohl zu wünschen, daß an der hohen Pforte eben solche Confusion herrsche, wie im kaiserlichen Conferenzrathe, sonst stünde es schlecht um Wien". Später, namentlich unter Lobkovic, herrschte mehr Ordnung und Sicherheit der Geschäftsführung. Doch selbst hier kam es bei dem Wechsel der politischen Strömung (von 1671 ab) öfter dahin, daß der Kaiser nicht einmal Lobkovic von seinen Entschließungen in Kenntniß setzte, der einer gegentheiligen Ansicht gewesen wäre, sondern im geheimsten Verkehre mit Hocher und Abele seine Maßregeln traf. Als dann später das ausschließliche Vertrauen des Kaisers keinem mehr allein zukam, strebte wenigstens jeder es für sich zu gewinnen, und nun hatte man zu klagen, daß es über Intriguen der Räthe und Unentschlossenheit des Kaisers abermals nicht vorwärts gehen wollte. Dieser Mangel, namentlich eines Ministers des Aeußern, machte, daß niemand wußte, an wen sich eigentlich wenden, und da der Zutritt zum Kaiser

sehr leicht war, so vertheilte sich jede Angelegenheit unter den ganzen Conferenz-Rath und seine Parteien, und es ergaben sich viele Einstreuungen und Hindernisse, die bei einheitlicher Behandlung der Geschäfte weggefallen wären.

Wie bemerkt, war der Staatsrath aus dem geheimen Rathe entstanden. Zu Zeiten Ferdinand II. gab es nur diesen. Sein Sohn und Nachfolger erweiterte ihn; durch Rücksicht auf Namen nnd Dienste erhielten viele Persönlichkeiten Eintritt, die man doch nicht zu den wichtigsten Staatsgeschäften beiziehen wollte. Ueberhaupt schloß bereits die Geheimhaltung der Angelegenheiten die Berathung derselben unter Vielen aus. So bildete sich, wie es heißt, namentlich durch Auersperg's Einfluß, das System der engeren Wahl aus. Leopold bestätigte zwar alle geheimen Räthe seines Vaters, ließ es aber doch bei der sogenannten Conferenz. Die Geschäfte dieses Rathes bezogen sich auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Lande. Er bestand in der Regel aus 25—30 Mitgliedern meist der vornehmsten Geschlechter und obersten Würdenträger der deutschen Erblande; ihm zur Seite stand die „geheimbe Expedition" mit dem Hofkanzler als Präsidenten und 10 bis 12 Secretären.

Von der Verwaltung des geheimen Rathes, nicht aber des Conferenz-Rathes, ausgeschieden waren die Länder der ungarischen Krone, die ihre besonderen Behörden hatten, an deren Spitze der Palatin und der oberste Hofrichter standen. Nur die Finanz- und einigermaßen die Heeres-Angelegenheiten wurden gleichfalls von Wien aus geleitet.

Man kann behaupten, daß unter allen Ministern, die je Leopold zur Seite waren, keiner seinem Herzen näher stand, als Graf, später Reichsfürst Johann Ferdinand Porzia. Aus Krain gebürtig, hatte er den Hofdienst zuerst als Page Ferdi-

nand III. begonnen, wurde später Rath bei der inneröſterreichiſchen Regierung zu Grätz, Botſchafter in Venedig, Ajo Leopold's als Erzherzog und Günſtling desſelben und Präſident des geheimen Rathes, da er den Thron beſtieg. Er beſaß jene ruhige friedliebende Natur, welche der Gemüthsrichtung des Kaiſers zuſagte, daher jene Neigung zu ihm, die das Maß der Gewöhnung eines Zöglings an ſeinen Lehrer überſchritt. Demungeachtet lagen in dieſen verwandten Charakteren bedeutende Unterſchiede. Die Unentſchiedenheit Leopold's ſtammte aus dem Gewiſſen, während ſie bei Porzia aus dem Temperamente kam. Der Kaiſer faßte ſchwer Entſchlüſſe in der adelnden Beſorgniß irgendwie jemanden nahezutreten, und Porzia verſchob die Geſchäfte, weil ſie ihm Anſtrengung und Mühe koſteten. Einmal ließ er nicht weniger als ſiebenundzwanzig Depeſchen Montecucculi's vom polniſch-ſchwediſchen Kriegsſchauplatze uneröffnet liegen. Das machte ſich nach außen fühlbar, und ſo erklärt ſich um einiges mehr die Abneigung der deutſchen Fürſten gegen Oeſterreich, das für die Ereigniſſe immer viel zu ſpät auftrat und dem diplomatiſchen Bonmot „Vienna vult exspectari“ damals den Urſprung gab. Porzia that ſonſt niemand etwas zu leide und hatte eigentlich keinen Feind, aber er ſtützte auch keine Idee und keine Perſönlichkeit, daher fehlte es ihm auch an Freunden. Den einen Ruf aber mußte man ihm laſſen, daß er ſeine Privatintereſſen nicht mit jenen des Staates vermengte und aus ſeiner hohen Stellung keinen Vortheil zog, ſo ſehr dieſelbe ihn auch begünſtigte. Ungehaßt, aber auch ungeliebt wie er war, betrauerte ihn bei ſeinem Tode (1668) nur der Kaiſer als den Freund ſeiner Jugend.

Ihm zunächſt ſtand Graf Johann Adolf von Schwarzenberg. Seinen Poſten im Geheimrathe begründete ſeine enge Verbindung mit dem Erzherzog-Deutſchmeiſter Leopold Wilhelm, deſſen Oberſthofmeiſter und Günſtling er war, und

dem er übrigens die Annahme der deutschen Kaiserkrone (1658) nicht abgerathen. Man rühmte seine Erfahrung in den deutschen Angelegenheiten, schlug aber seine sonstige erst später hoch an. Zugleich zeichnete ihn ein großer Güterbesitz aus, welcher ihm das für jene Zeit höchst namhafte Einkommen von 500.000 Gulden sicherte. Mit Porzia gegen den stolzen und ehrgeizigen Auersperg verbündet, fügte er sich in die Unterordnung unter jenen, den er an Kenntnissen wie Thätigkeit weit übertraf. Nach dem Falle des Letzteren erlangte er die angestrebte Fürstenwürde (1670) und, ohne eben der bedeutendste unter den Räthen des Kaisers zu sein, auch das Präsidium des geheimen Rathes nach Lobkovic's Abgang, da Leopold aus steten persönlichen Rücksichten auf das Vorrücken nach dem Dienstesalter sehr zu halten pflegte.

Beiden an Talenten und Tüchtigkeit überlegen, war Graf Johann Weikart von Auersperg, erster Minister Ferdinand III., Plenipotentiar beim Münsterer Frieden und Oberst-hofmeister Ferdinand IV. Seine Routine in Reichsgeschäften, namentlich zur Zeit der Betreibung der Königswahl Leopold's Bruders, verschaffte ihm die Würde eines Reichsfürsten (1653), die Burg Wels in Oberösterreich, Münsterberg und Frankenstein in Schlesien (1654). Bei Kaiser Ferdinand III. die rechte Hand, trat er seit der Thronbesteigung Leopold's etwas in den Hintergrund; man kannte ihn allgemein als selbstvertrauend, aber auch als selbstsüchtig. Demungeachtet entschied besonders in deutschen Angelegenheiten doch sein Rath gegen jenen Porzia's, dessen Nachfolger im Präsidium des geheimen Rathes er wurde. Sein Verhalten aber in den Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. betreffs Theilung der spanischen Monarchie (Winter 1667—1668) brachte ihn zu Falle. Anfangs gegen Frankreich, für welches die übrigen Conferenz-Räthe stimm-

ten, ließ er von dem französischen Gesandten Gremonville sein reges Privatinteresse reizen. Ihn zog vornehmlich der Cardinalshut an und der Botschafter versprach ihm, denselben zu vermitteln. Man kann nicht sagen, daß er das Reichsinteresse verrathen, allein es war ein grober Fehler, mit Umgehung des Kaisers und so demüthig, wie es geschah, bei Ludwig XIV. die Fürsprache bei der päpstlichen Curie sich zu erbitten. Die Sache kam von Rom aus zu Leopold's Kenntniß, und obgleich Auersperg eine Entschädigung von 200.000 Franken für den an einen Anderen verliehenen Hut ablehnte, hatte er doch zu bedeutende Schwäche gezeigt, um länger Minister des Kaisers sein zu können. Am 10. December 1669 wurde er verbannt und trotz aller Rechtfertigungen nicht mehr zu Gnaden aufgenommen. Schließlich stellte sich allerdings heraus, daß Lobkovic, der seinen Collegen genau kannte, ihm die Falle gelegt hatte, in welche dieser durch seine selbstsüchtige Eitelkeit wirklich gerieth.

Ueber solche Dinge erhaben stand Fürst Wenzel Eusebius von Lobkovic, seit 1670 erster Minister und Besitzer des vollsten Vertrauens des Kaisers, seit 1665 Obersthofmeister, ein auch in Finanz-Angelegenheiten hocherfahrener Mann. Gewandt und thätig in Geschäften, von hervorragender Bildung, geistreich im Verkehr, war er Jahre hindurch der Tonangeber jeder Stimmung des Hofes. Der spanischen Politik abgeneigt, suchte er den Kaiser in eine neue Richtung zu bringen und lang genug war es ihm auch gelungen, die spanischen Botschafter im Einfluß herabzudrücken. Freilich hieß es im großen Kreise ziemlich bitter, Lobkovic mache sich über alles lustig, und die Hofleute, Erscheinungen wie die seine ungewohnt, gaben ihn für einen Phantasten aus; das aber konnte man nicht leugnen, daß die Arbeit ihm spielend von Statten ging, was man eben in Wien auch nicht zu sehen gewohnt war. Sein hoher Stand, sein außerordentliches

Vermögen setzte ihn über jedes Unterschieben von unlautern Beweggründen hinaus; den Ehrgeiz aber besaß er, das Vertrauen des Kaisers zu haben und die österreichische Politik nach seiner Schnur zu leiten. Sein Wesen und seine ganze Lebensauffassung mahnten an den Franzosen; dieser Neigung folgte auch seine politische Ueberzeugung und Handlungsweise. Frankreich war geeint und gekräftigt, Oesterreich stand zerrüttet, lose und bedroht im Innern da. Nur das Vertragen mit dem Gegner, Nachgeben zu guter Zeit sollte helfen. Mit der Idee des Abkommens und der daraus abzuleitenden Bundesgenossenschaft mit Frankreich war er der Kaunitz des 17. Jahrhunderts. Doch lagen die Verhältnisse immer noch etwas verschieden. Maria Theresia brauchte nur zu vergessen, Leopold aber hätte auch Opfer an reichem Besitze bringen sollen, den er als rechtmäßiges Erbe betrachtete. Immerhin gelang es Lobkovic und den gleichgestimmten andern Ministern, den Kaiser zum Theilungsvertrage von 1668 zu bewegen. An der Ueberzeugung, die ihn diese Richtung einschlagen ließ, haftete er noch, als der Kaiser durch Frankreichs Bedränger, Holland und Spanien, von ihr bereits abgegangen war und man am Wiener Hofe alle französischen Vorschläge nur als Täuschungsmittel erkannte. Dieß, und noch ein zweiter Umstand, veranlaßten seinen Sturz. Die Kaiserin Claudia Felicitas verzieh es ihm nicht, daß er der erste Gegner ihrer Heirat gewesen. Als diese dennoch sich vollzog und Lobkovic seiner Rede so wenig wie sonst Zügel anlegte, erlangte der spanische Gesandte an der Kaiserin, die ohnehin gern auf politische Dinge Einfluß übte, eine mächtige Verbündete. Man umging zuerst Lobkovic (1673) in den Verhandlungen mit Spanien und ließ sie durch Hocher führen. Es war eine Eigenheit Leopold's rasch zu belohnen und schwer und nur nothgedrungen von Männern seines Vertrauens sich abzuwenden.

Dieß trat bei Lobkovic erst ein, als mehrfache Anschuldigungen angeblichen Einverständnisses mit Frankreich einliefen und man durch dreijährige Kriegführung am Rhein keine Erfolge erzielt hatte. Dann brach seine Macht mit einem Schlage zusammen.

Noch in der Blüthezeit seiner Geltung hatte sich ein Mann ungleich geringerer Herkunft, Johann Paul (später Freiherr von) Hocher bis in den Conferenz-Rath emporgearbeitet. Sein Vater war an der Universität Freiburg Professor, er selbst Anfangs Advocat in Trient, dann Regierungsrath in Innsbruck gewesen. Spätere Verwendung am Reichstage zu Regensburg ließ seinen inneren Werth erkennen, und rasch erklomm er die Würden eines geheimen Rathes, österreichischen Vicekanzlers und Hofkanzlers. In der geheimen Conferenz, zu welcher ihn Leopold ungewöhnlich schnell beizog, war er der einzige, durch dessen Hände alle Geschäfte liefen. Grundgelehrt und beredt, in staunenswerthem Grade arbeitsam, uneigennützig und voll Streben des Kaisers Macht zu erhöhen, war er Leopold's ausnehmend oft berathender Vertrauter. Man sagte, daß eigentlich weniger äußere als innere Politik sein Feld sei und in dieser letzteren vorzüglich Ungarn. Mehr strenger Logist als Politiker, scheint er an den Maßnahmen, die nach 1670 in Ungarn an den Tag traten, sein gutes Theil gehabt zu haben. Sie rechtfertigen wohl ganz die Meinung, welche Andere von ihm hatten, daß des Kaisers unbeschränkte Autorität herzustellen, das Ziel seines Lebens gewesen.

Hocher's Tod eröffnete dem Grafen Theodor Heinrich Strattmann den Posten eines Hofkanzlers, einem Manne bescheidener Herkunft, an Tüchtigkeit des Wesens aber namentlich in politischen Dingen Hocher überlegen, und ein Stern unter den Räthen des Kaisers. Nach seiner Entfernung aus Brandenburg, woher er stammte, diente er eine Zeit lang am pfälzischen Hofe; der Kurfürst selbst war es, der ihn zu Wien einführte, und

der Kaiser lernte seine Verwendbarkeit gelegentlich des Nymweger Friedensschlusses kennen, wo Strattmann als Plenipotentiär mitwirkte. Diese Thätigkeit sicherte ihm die Stelle Hocher's und die Erhebung in den Grafenstand. In den verwickeltsten Fragen erfinderisch, bei Schwierigkeiten immer mit passender Lösung zur Hand; rasch in der Arbeit bildete er einen strengen Gegensatz zu seinem Nachfolger Kinský, der alles ängstlich behandelte, jedes Hinderniß mit der Wurzel beseitigen wollte und dabei nie zum Abschluße kam. Eine solche entschiedene Natur paßte zur Unentschlossenheit des Kaisers und half diesem in vielen Dingen über Bedenken hinweg, die Kinský höchstens vermehrt hätte. Daher stand er hoch „in der liebe des Kaysers wie dieser in der hochachtung und machte durch seinen Tod einen großen riß in den geheimen rath." „Wenn er gleich nicht den Namen eines ersten Ministers führte", sagt Arneth, „so besaß er doch unbestritten den Wirkungskreis und das Ansehen eines solchen. So groß war sein Einfluß, daß man seinen Rathschlägen, seiner streitlustigen Gesinnung es zuschrieb, daß der persönlich so friedliebende Kaiser sich in so viele und langdauernde Kriege verwickelte. Als charakteristisches Merkmal der Art und Weise, in welcher Strattmann die Geschäfte betrieb, ist die Offenheit seiner Reden und seiner Handlungsweise angesehen worden. Er war ein grundsätzlicher Gegner jener Anschauung, die damals schon in Aufnahme kam und in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, daß derjenige der beste Politiker sei, welcher seinen Gegner am vollständigsten zu überlisten, ja zu betrügen verstand."

In dieser Beziehung stand ihm freilich der gleichzeitige Vertraute Leopold's, Franz Ulrich Graf von **Kinský**, Kanzler, von Böhmen, vollkommen entgegen. Dieser suchte zu verdecken, wo Strattmann keine Ursache zu Hehl sehen konnte, und meinte

allenthalben Listen und Ränke zu finden, wo Strattmann offen einging. Dabei ließ sich aber der treue Eifer für den Kaiser, der Wunsch alles erschöpfend zu klären, nicht verkennen. Und während fast alle Minister in ihrem Dienste sich bereicherten, sagt man Kinský nach, daß er um eine halbe Million ärmer aus dem seinen schied. Er übernahm nach Strattmann's Tode die Geschäfte; allein dem Kaiser war neben ihm doch ein anderer Mann seines besondern Vertrauens noch erwünscht und so trat Graf Harrach, als er von seiner zweiten Gesandtschaft in Madrid zurückkehrte, in die Conferenz. Als Obersthofmeister sollte er diese auch leiten und das brach Kinský das Herz: Er hatte selbst diesen Vorsitz beansprucht und die Vernachlässigung seiner Person schien gleich einem Vertrauensverluste des Souverains. Doch lag die Sache nicht so; Graf Harrach war eben der älteste geheime Rath, dazu noch ein Freund aus des Kaisers Jugendzeit. Uebrigens kam mit Harrach höchstens eine mit der spanischen Politik und den französischen Absichten in Spanien vertraute Persönlichkeit in's Cabinet, nicht aber ein im allgemeinen anregender und entschiedener Geist; denn er war nicht der Mann, „der Kraft und Nachdruck besaß, den Geschäftsgang zu beschleunigen, insbesondere aber dem Kaiser, dessen Unentschlossenheit mit seinem Alter in erschreckendem Maße zunahm, größeres Selbstvertrauen und mehr Energie einzuflößen."

So sehen wir am Ende des Jahrhundertes keine namhafte tonangebende Erscheinung im Rathe des Kaisers, wie er solche zu Anfang seiner Regierung allerdings besessen. Ob aber eine solche neben Leopold stand oder nicht, so machten sich bei dem herrschenden Systeme immer noch jeweilig verschiedene Persönlichkeiten geltend, da die Regierung nicht streng als Geschäftssache betrachtet wurde, sondern als Ausfluß der Person des Kaisers selbst, welcher in seiner Gewissenhaftigkeit oder Zunei-

gung bald da bald dorthin griff. Daher kam es, daß ohne eben die Politik ganz zu leiten, in einzelnen Fällen, Wendungen und Perioden derselben Männer, die nicht Oesterreich, nicht dem geheimen Rathe angehörten, zuweilen doch viel Einfluß entwickelten. Sehen wir ab von dem spanischen Gesandten, so gilt dieß besonders für die kaiserlichen Beichtväter, den Kapuziner P. Emerich und den Jesuiten P. Wolf.

8.

Der Hofkriegsrath, die Heerführer und die Armee-Verfassung.

Für die oberste Leitung des Kriegswesens war 1556 ein Hofkriegsrath bestellt worden, als oberste Verwaltungsbehörde in Kriegssachen; denn was Feldzugspläne und überhaupt die Politik der Kriegsführung anbelangt, hing er von der Willensmeinung der geheimen Conferenz ab. Diese gab die Gedanken, welche der Hofkriegsrath durch Beistellung der materiellen Mittel und die Generäle durch deren Verwendung ausführen sollten. Letzteren war dadurch die Möglichkeit, nach eigenem Erkenntnisse die Schaaren zu leiten, im vorhinein benommen. Ob nun aus der Conferenz oder aus dem Hofkriegsrathe ein solcher Ansatz der Aufgabe stammte, so lag darin stets ein Fehler. Einem tüchtigen Ober-Commandanten war dieses Regeln von Wien aus nur ein Hemmschuh, und bei einem weniger tüchtigen brachte es überhaupt mit oder ohne Instructionen keinen Vortheil.

Zu Leopold's Zeiten bestand der Hofkriegsrath aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, acht bis zehn Räthen, zehn

Secretären nebst anderem Kanzlei-Personale. Während seiner Regierung bekleideten das Präsidium Fürst Lobkovic (1652—66), Prinz Hannibal von Gonzaga (1666—68), Fürst Raimund Montecucculi (1668—80), Markgraf Hermann von Baden (1681—91) und Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg (1691 bis 1701). Aus den Namen erkennt man bereits, daß mehr Verwaltungs- als Leitungskräfte im großen Style verwendet wurden, Montecucculi allein ausgenommen. Allein von der Verwaltung hing nicht weniger Wohl und Wehe der Armee ab. Leider verspürte sie des letzteren mehr, sei dieß nun, daß ihre Führer sich nicht entschieden beim Hofkriegsrathe verwendeten, wie zu Zeiten der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, oder daß persönliche Gehässigkeiten Einfluß nahmen, wie damals als Markgraf Hermann von Baden, der Feind Karl's von Lothringen, im Präsidium saß. Immer aber lag ein ungemeiner Theil der Schuld an der schlechten Organisation des Kriegs-Commissariates und an dem elenden Zustande der Staats-Finanzen. Wie die Dinge standen, hing der Erfolg wohl nebst dem Glücke, daß auch der Feind nicht sonderlich bedient war, nur von der eminenten Tüchtigkeit der Generäle und des Körpers der österreichischen Armee ab.

Und nicht leicht gibt es eine Periode in der österreichischen Geschichte, wo die letzten zwei Bedingungen in so hervorragender Weise eingetroffen wären.

An Generälen von Bedeutung, namentlich für die Leitung größerer Massen, nahm Leopold eigentlich nur Montecucculi in seine Zeit über. Allein wie die Zeit den Mann zieht, fanden sich allmälig solche Führer mehr und mehr. Außer Montecucculi hatte de Souches besonders guten Ruf. Andere ihres Ranges waren zu alt geworden oder genoßen nur als sogenannte Parteiführer Ansehen. Den Marschall Enkevoirt hatte

Krankheit gebrochen, für Markgraf Leopold von Baden sprach mehr sein Name; Johann von Spork war ein tüchtiger Haudegen und Reitergeneral; als Artilleristen berühmt nennt man General Graf Börner, der sich vom gemeinen Musketier aufgeschwungen und den Brandenburger Baron von Weiler, der diese Waffe zu hohem Rufe brachte und beiläufig ihr dasselbe war, was später Fürst Wenzel von Liechtenstein für sie geworden.

Der Namen hatte man immerhin eine Zahl, doch glänzte in den ersten Jahrzehenten Leopold's keiner mehr, als der Montecucculi's. Graf Raimund, (geboren 1608 zu Modena) hatte auf Befehl seines Oheims, des kaiserlichen Feldzeugmeisters Ernst Montecucculi, die Soldatenlaufbahn als gemeiner Musketier im Regimente Collalto betreten (1627). Von da ab betheiligte er sich fast überall, wo es Krieg gab, am Bodensee und im Elsaß, am Main, an der Elbe und Ostsee. Seiner Neigung für wissenschaftliche Studien gewährte eine dreijährige Gefangenschaft in Schweden Muße (1639—42). Seit 1651 saß er im Hofkriegsrathe, dessen Präsident er von 1668 bis 80 war. Als Ober-Commandant trat er (1657) zuerst im schwedisch-polnischen Kriege nach Hatzfeld's Tode auf, wo er neben dem Kurfürsten von Brandenburg befehligte, dann 1661 in Ungarn, später von 1672 bis 73 und 74 bis 75 gegen Frankreich. Der Glanzpunct seiner Erfolge war der Sieg bei S. Gotthardt (1664), der ihm die höchste militärische Würde, jene eines Generallieutenants eintrug. Bis hieher hatte er in seinem ungarischen Ober-Commando manche Anfechtungen zu erdulden. Montecucculi war nicht nur ein vorsichtiger, sondern auch ein gelehrter General, der nichts auf's Spiel setzen wollte, sondern lieber den Zeitpunkt des Schlagens sich heraus manövrirte. Von dieser Art der Kriegführung waren aber die Ungarn und namentlich die Zrinyi keine Freunde und man beschuldigte ihn des Versäum-

nisses und der Zaghaftigkeit. Einiges, was das Zaudern anbelangt, ist richtig; allein die Stärke und die Verfassung des kaiserlichen Heeres duldete von 1661 bis 64 kein Wagniß gegenüber den türkischen Massen. Seine ganze Manövrirtüchtigkeit zeigte er wohl im nächsten französischen Kriege, wo er Türenne zweimal gegenüberstand; er selbst schlug den Feldzug von 1675 sehr hoch an, nicht weil er gesiegt, sondern weil er nicht besiegt worden. Seit 1676 wirkte er im Felde nicht mehr, wohl aber im Rathe des Kaisers und in literarischen Arbeiten. Letzterer sind viele von ihm erhalten, wenn auch nicht alle gedruckt. Diese Seite war es hauptsächlich, die einige an ihm schätzten und man nannte ihn auch weit mehr noch Staatsmann als General. Thatsächlich aber wirkte er durch seine Lehren und durch Nachfolger, welche jene wohl verstanden und richtig ausführten.

Sein Zeit- und Altersgenosse Graf de Souches, ein Franzose, erwarb sich zuerst durch die wackere Vertheidigung Brünns gegen die Schweden einen Namen (1645), dann durch seine wohlgeführten Züge in Oberungarn wider die Türken (1663). Als er wegen Zerwürfnissen mit dem Kurfürsten von Brandenburg aus dem Elsaß abgerufen wurde, opferte der Kaiser der Reichsheerverfassung oder eigentlich ihren Uebelständen einen braven Mann. Gleich tüchtig war sein Sohn, der als Feldzeugmeister und Commandant des rechten Flügels der österreichischen Armee im Sturme auf die Türkenschanzen bei Slankamen fiel (1691).

Die Zahl der verwendbaren Generäle stieg mit den Kriegsläufen. Der Guerilla-Krieg in Ungarn bildete manch tüchtigen Soldaten, doch war es kein Krieg für große Talente; solche fanden erst in der Massen-Entwicklung der späteren Feldzüge ihren passenden Spielraum. Sehen wir ab von dem kühnen Scharenführer Dünewald, von dem gefürchteten Kopp von Neuding,

dem stets regen, den Feind aber zu leicht mißachtenden Schmidt, dem militärisch hochgebildeten, aber zu ängstlich abwägenden Caprara, dem tüchtigen Diplomaten aber grausamen Kriegsmann Caraffa, dem edlen und tapferen Veterani, dem geschickten alle Welt gewinnenden Piccolomini, der tollkühnen Türkengeißel dem General Heißler, dem harten, aber an Tagen der Schlacht unschätzbaren Heister, dem eigenwilligen Rabutin, unter der Leitung eines überlegenen Feldherrn „ungemein brauchbar", von den Prinzen Vaudemont und Commercy, von dem wackeren, aber durch eigenthümliche Ungunst der Verhältnisse die Leiter der Auszeichnungen mühsam emporklimmenden Guidobald Starhemberg, dessen Verdienste um Kaiser und Reich seit 1683 außerordentliche waren, endlich von dem ersten Infanterie-General seiner Zeit, dem Markgrafen Ludwig von Baden, dem Eroberer von Serbien (1689), Sieger von Slankamen (1691), dessen vorzüglichste Kriegsthaten übrigens einer etwas späteren Periode angehören, sehen wir von diesen ab, so begegnen wir zwei, Alle überragende Sterne in den Prinzen Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen.

Es muß als eigenthümliche Fügung des Schicksals betrachtet werden, daß von demselben Frankreich, das Oesterreichs allseitige Bedrängung in Scene setzte, diesem auch die Handhaben zur Abwehr und Strafe geliefert wurden. Dem Einen der beiden Prinzen hatte Ludwig XIV. sein Erbland vorenthalten, den anderen empfindlich an seiner Person verletzt und im Streben gekränkt. Beide trieb eigentlich er in die Arme Oesterreichs und sie hatten Gelegenheit dieses und sich selbst an Frankreich zu rächen.

Herzog Karl V. von Lothringen, geboren 1643, zuerst an der Seite seines Oheims Karl wider Frankreich kämpfend, lehnte es ab, sein Herzogthum auf die Bedingungen

des Nymweger Friedens hin zu erlangen. Er blieb, eine günstigere Gelegenheit abwartend, in der österreichischen Armee, auf deren Organisation, namentlich der Reiterei, und deren Schulung nach den Grundsätzen seines Lehrers Montecucculi er außerordentlichen Eifer wendete. Das Heer verehrte ihn wegen seiner ungemeinen Anspruchslosigkeit und weil es den Ernst würdigte, mit welchem er des „gemeynen Mannes“ sich annahm. Dieses Vertrauen im Verein mit der neuen von dem Prinzen eingeführten Kampfweise nebst dem militärischen Talente desselben half die Siege bei Wien, Párkány, Gran, Waizen, Ofen und Mohács erfechten, größer, schöner, folgenreicher als jener bei S. Gotthardt. Dabei war es fast, als ob der Herzog von dem eigenen Verdienste keine Ahnung hätte. Seiner Bescheidenheit wegen allgemein beliebt muß man dieser Eigenschaft das glückliche Einvernehmen mit den Polen zu gutem Theile beimessen. Beweis an dem, daß sein glücklicherer Mitwerber um die polnische Krone, König Johann Sobieski, zu seinen vorzüglichsten Verehrern und Bewunderern zählte. „Mit echt französischer Lebhaftigkeit“, sagt sein Biograph Hormayr, „paarte er deutsche Gründlichkeit und Umsicht. Planvoll und scharfsichtig im ganzen Leben bewährte er sich in der Gefahr unerschrocken, in Noth und Drangsal unermüdbar; und was er in seiner Lage am meisten bedurfte, er war von edler Ruhe, starkmüthiger Geduld und zusammenhaltendem Geiste; bei unwürdigen Hindernissen, inmitten des widerlichen Getriebes niedriger Leidenschaften voll edler Selbstverläugnung und Biegsamkeit. Den Sohn des Lagers zierte gleichwohl die feine Sitte des Hofes. Selbst in Ungarn, ein Vollstrecker strenger und verfassungswidriger Maßregeln, war er überall geehrt und geliebt.“ Es war einer der herbsten Verluste, der den Kaiser treffen konnte, als der Herzog, kaum 47 Jahre alt, plötzlich starb.

Und nicht nur für den Kaiser hatte dieser Tod schwere Bedeutung, sondern auch „für die deutsche Nation, die gerade damals, fast noch mehr als eines großen Feldherrn, eines Vorbildes edler Sitteneinfalt bedurfte, welches im schneidenden Gegensatze zu der an den deutschen Fürstenhöfen herrschend gewordenen Verzerrung der heldenmüthige Lothringer, der Ahnherr des heutigen Kaiserhauses darstellte."

Karl von Lothringen hinterließ, wie Menzel sagt, „einen trefflichen, von ihm gebildeten Schüler, den Prinzen Eugen von Savoyen, welchen König Ludwig, vielleicht weil er der Sohn seiner ersten Jugendgeliebten Olympia Mancini, der Tochter des Cardinals Mazarin war, an seinem Hofe mit Ungunst behandelt und durch schnöde Verweigerung einer Anstellung im Kriegsdienste veranlaßt hatte, eine solche in der Armee des Kaisers zu suchen. In diesem in Frankreich als petit abbé verspotteten Jünglinge empfing Leopold von Ludwig ein Geschenk, dem an Werth kein anderes gleich kommen konnte, einen Geist ersten Ranges für Kriegs- und Staatskünste und, was ihn in diesem Zeitalter am meisten auszeichnet, dessen Blick durch keinerlei Vorurtheile der Kirchen-, Staats- und Standesthümer getrübt war, sondern hell und klar die Dinge in ihrer wahren Gestalt sah."

Prinz Eugen Franz, der fünfte Sohn des Grafen Eugen Moriz von Soissons, aus dem Hause Savoyen, geboren am 18. October 1663 zu Paris, trat zu Beginn des zweiten Türkenkrieges in die österreichische Armee. Vor ihm hatten zwei seiner älteren Brüder denselben Weg eingeschlagen, Graf Emanuel Philipp von Dreux † 1676, und Chevalier Ludwig Julius von Savoyen, der 1683 bei Petronell fiel. Prinz Eugen diente in erster Zeit im Gefolge des Herzogs von Lothringen, erwarb sich beim Entsatze Wien's das Obersten-Patent und bei Gran an der Spitze seines Regiments das eines General-Feldwachtmeisters.

1688 übernahm er es, seinen Vetter, den Herzog von Savoyen für das Bündniß mit dem Kaiser zu gewinnen. Als Commandanten der österreichischen Truppen in Italien legten sich ihm die widerlichsten Hindernisse in den Weg. Für seinen Thatendrang und seine Talente war dies nicht der Boden, dagegen ein Glück für den Kaiser und die Armee, daß Eugen 1697 das Ober-Commando in Ungarn zu Theil wurde. Man könnte fast von ihm sagen: „er kam, sah und siegte", so rasch folgte auf seine Uebernahme des Befehles die Niederlage der Türken bei Zenta, eine Niederlage, welche alle früheren an Stärke des Verlustes übertraf. Damit begann Eugen's Glanzperiode, deren schönste Erfolge übrigens einer Zeit angehören, welche dieses Buch nicht mehr berührt. Sein Wesen bietet manchen Anhaltspunct zum Vergleiche mit seinem Vorgänger Karl von Lothringen: eine kleine schwächliche Gestalt, wenig bestechend in den Zügen, aber mit hellem geistvollen Auge, sparsam in Worten. Wie Herzog Karl hält er nichts auf den äußeren Schein, vernachläßigt sich sogar etwas in der Kleidung. Wie jener wendet er sein Augenmerk dem materiellen Wohle des Heeres mit allem Eifer zu und sucht die durch frühere Verwahrlosung gelockerte Disciplin bei der Mannschaft, wie unter den Generälen, wieder herzustellen. Seine gewaltigen, durch Studium und Dienst erworbenen Kriegserfahrungen zeigte er sowol in seinen großen Entwürfen, wie in der Ueberwachung der geringfügigsten Kleinigkeiten. Der venetianische Gesandte Ruzini nennt ihn „klug im Rathe, kühn im Entwurfe, muthig in der Ausführung, kaltblütig im Gefechte, schweigsam in der Rede, sparsam in Artigkeiten, hoch in jedermanns Achtung und Vertrauen, niemand verletzend, niemand mißfallend".

Berücksichtigen wir in der Armee-Verfassung die Gliederung der obersten Rangstufen, so finden wir als die höchste militärische Würde, jene eines General-Lieutenants, der, nur ausnahmsweise als Generalissimus ernannt, von den Plänen des Hofkriegsrathes unabhänig agirte. Ihm zunächst stand der General-Feldmarschall, und an diesen reihten der General-Feldzeugmeister, als General der Infanterie in gleichem Range mit dem General der Cavallerie, der Feldmarschall-Lieutenant und der General-Feldwachtmeister. Die Artillerie hatte ihre eigenen Generäle. Außerdem zählten noch zur Generalität der Oberst-Feldwachtmeister und der General-Kriegs-Commissär, welche das Vorspann-, Fuhr- und Verpflegswesen leiteten, und der General-Auditor für die oberste Gerichtsbarkeit, den Loskauf oder Austausch der Gefangenen.

Eine stehende Armee kannte man in Oesterreich zu Anfang der Regierung Leopold's noch nicht, wohl aber lagen ihre Keime bereits vor. Allerdings hatte Montecucculi bereits 1665 die Errichtung einer solchen vorgeschlagen; denn seine Neuerungen in den Heeres-Manövern und der Fechtweise setzten eine geschulte Truppe voraus. Allein der Kaiser ging darauf nicht ein. Abgesehen davon, daß es an Geld fehlte, hatte man auch dem Verdachte fremder Völker vorzubeugen, als beabsichtige der Kaiser mit bewaffneter Hand sich wieder die alte Stellung im Reiche zu geben. Das aber erreichte Monteccuculi, daß die Auflösung der Schaaren nach dem Kriege weniger durchgreifend wurde und daß man die altgedienten Soldaten in größerer Zahl als Kern zurückbehielt. In der Regel zählte die Armee 30.000 bis 36.000 Mann, ohne die Garnisonen, die zahlreich, aber meist klein waren, auch nicht immer der sogenannten regulären Truppe angehörten, und ohne die ungarischen, kroatischen oder krainer Freischaaren. Wo ein Doppelkrieg zu führen war, erhöhte sich

der Stand des Heeres, so 1672 auf 60.000 Mann, was durch spanische und holländische Subventionen möglich wurde. Die Streitkräfte im spätern Türkenkrieg stiegen fast regelmäßig auf 50.000 bis 90.000 Mann, allein davon fielen 20 bis 30.000 auf die Contingente der deutschen Verbündeten. Der Mangel eines stehenden Heeres brachte es mit sich, daß die Regimenter nach den Feldzügen wieder aufgelöst wurden. Erst seit 1680 kam man davon allmälig ab und behielt die Reste, ergänzte sie, errichtete neue, und da die Kriege kein Ende nahmen, war ihr Bestehen gesichert. Aus dem genannten Jahre datirt das älteste Infanterie-, von 1683 das älteste Cavallerie-Regiment. Im Jahre 1700 zählte man bereits 15 Cavallerie-Regimenter, meist schwere Reiter, dann 13, und respective 19 Infanterie-Regimenter. Fünf Jahre später war die Zahl auf 20 Regimenter Kürassiere, 11 Dragoner und 36 Infanterie gewachsen, wozu unregelmäßige Corps, wie sie auch früher waren, kamen, als: Husaren, Heiduken, Kroaten, Schweizer, die Frei-Compagnien der Festungen u. s. w. Die Stärke der Regimenter betrug bei der Infanterie um 1670 zwischen 1000 bis 2000, um 1700 zwischen 2000 bis 2500, bei der Cavallerie 500 bis 900 und später 1000 Mann.

Drohte ein Krieg, so ergriff man verschiedene Mittel, um rasch eine Armee auf die Beine zu bringen: Werbung, Aushebung, Zwang. Eine Recrutirung im heutigen Style war damals unmöglich, da alle Behelfe der Bevölkerungs-Statistik fehlten. Die Werbung brachte noch am meisten Leute ein. Zu ihrem Zwecke durchzogen Werbe-Officiere, von Generälen ausgesendet, welche für Errichtung der Regimenter eigens patentirt wurden, Städte und Land, mit Unter-Officieren zur Seite, die über gutes Mundwerk verfügten und von Schweden und Türken redlich erzählen konnten, endlich mit wohlgefüllter Casse. Wenn die Fidel klang und das Silber blinkte, griffen in den gewerbsar-

men aber menschenreichen Provinzen immer Leute genug zu, für 8 Thaler Handgeld unter das Fußvolk und für 20 unter die Reiter sich stecken zu lassen. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, wurden in Wien allein 24.000 Mann binnen Jahresfrist geworben, „welches zwar wohl daher kommt“, sagt ein Zeitgenosse, „daß das gantze reich auf der Donau leute hinunter schwimmen läßt.“ Der abenteuerliche Sinn im Volke und viele Sagen von Kriegsgewinn hatten noch lange nicht Zeit gehabt zu erlöschen. Es knüpfte sich so viel Interesse daran, in der fernen Fremde ein freies, vielleicht einträgliches Kriegsleben zu führen. Geld und Gut winkten und hohe Stellen auch, wie die Generäle Wörth, Spork, Börner den Beweis gaben. War Noth an Mannschaft oder augenblickliche Hilfe nöthig, so verlangte die Regierung von den Landtagen die Bewilligung des 10. oder 20. Mannes, d. h. je 10 oder 20 Unterthanengründe hatten einen Mann zu stellen. Diese Leute nannte man Recruten und schob sie in verschiedene Regimenter zur Ergänzung ein. Endlich aber griff man auf die vaganten oder streichenden Gesellen im Lande, die ohne Rücksicht in die Armee gesteckt wurden. Gleiches Schicksal hatten auch die gemeinen Kriegsgefangenen. Nation oder Religions-Bekenntniß wurde dabei nicht in Betracht genommen; man faßte den Krieg eben als Handwerk auf und darnach mußte es dem „gemeynen Mann“ gleichgültig sein, in wessen Dienst er dasselbe übte.

Nach dem Kriege pflegte man die Kriegsknechte wie andere Knechte aus der Arbeit zu schicken; nur die Alten blieben als Milizen für die Städte und Festungen. Die Aufgebotenen kehrten heim an ihren Heerd, die sonst Geworbenen schlugen sich in die weite Welt, und machten sie redlich unsicher. Daher folgten ihnen regelmäßig nach der Entlassung die kaiserlichen Patente nach, welche die Landespolizei wider diese „gartirenden Knechte“

aufriefen. Die Zurückbehaltenen sollten den Kern für die künftigen neuen Soldaten abgeben. Das geschah durch die Familie und die Kameradschaft. Damals war es dem Soldaten ganz leicht gemacht, zu heirathen. Die venetianischen Botschafter wunderten sich über die Menge von Weibern im Gefolge der deutschen Heere. Im Garnisons-, im Lagerleben bildete der Vater den Sohn zum selben Handwerke. Es soll häufig gewesen sein, Söhne neben Vätern, ja sogar Enkel neben Vätern und Großvätern in demselben Regimente unter Waffen zu finden. „Diese junge Brut", meint unser Zeitgenosse, „weil sie in den lägern von jugend auf verhärtet worden, sind dreymal besser, als eine andere recrute, und vermögen alles ungemach mit standhaftigkeit auszustehen." In dieser Form blieb ungeachtet des leicht löslichen Charakters der Regimenter der Hauptkitt des Ganzen erhalten. Dazu trat ein zweites Moment. Die einzelnen Compagnien gliederten sich in Abtheilungen zu je 5 Mann, welche man Kameradschaften nannte, und die auf strenge Gemeinschaftlichkeit angewiesen waren. Während 3 bis 4 Mann den Dienst verrichteten, hatte der Rest für deren Verpflegung zu sorgen; nie bezog eine ganze Kameradschaft die Wacht oder den Posten. Ihnen theilte man von aufgebotener Mannschaft je 1 oder 2 Leute zu, als Jungen, welche während eines sogenannten Pönal- oder Probier-Jahres der Kameradschaft dienen mußten und nach Ablauf dieses frei und durch Andere abgelöst wurden.

Der Heeresstand des Kaisers mag nach heutigen Begriffen gering scheinen, für damals galt er hoch und vorzüglich auch in seiner Güte. Man beneidete den Kaiser um seine vortrefflichen Bezugsquellen an Kriegsleuten und das waren zunächst die sogenannten deutschen Lande. „Wenn die deutschen Truppen

nur etwas eingeschult sind“, hieß es in venetianischen Botschafterberichten, „so ist ihre Verwendbarkeit wunderbar groß; gegen die härtesten Anstrengungen halten sie aus wie Stahl und ihren Officieren gegenüber entwickeln sie unbegreiflichen, ja blinden Gehorsam. Aber besser sind sie noch in offener Schlacht als bei Belagerungen; hier kommt ihnen die Kraft allmälig abhanden, weil die übrigen Behelfe der Geniewaffe nicht gleichmäßig tüchtig sind; dort aber imponiren sie durch ihre Ruhe, ihre feste Ordnung und ihr strammes Festhalten.“ Den einen Fehler sagte man ihnen nach, daß sie allzuviel Weibsvolk und Gepäck mit sich führten; als Ferdinand III. den Spaniern nach Italien 12.000 Mann zur Beihilfe sendete, desertirte fast die Hälfte, weil Marschall Enkevoirt die Weiber nicht dulden wollte. Diese Kriegsknechte mochten Strapazen aushalten, aber keinen Hunger, und das warf man ihnen weiter vor; waren sie nicht gut verpflegt, so sank ihr Muth und es war nicht viel auszurichten. Uebrigens bildeten Deutsche nur in den späteren Jahren Leopold's den Hauptbestandtheil des Heeres; früher waren Italiener stark vertreten. Das hing mit der Bildung der Regimenter zusammen. Diese war einzelnen Generälen oder Männern von Ruf anheimgegeben, von Ferdinand II. her meist Italiener oder überhaupt Nichtdeutsche. Sie sendeten ihre Werber aus, wo ihr Name durch die Heimat wurzelte und was war natürlicher, als daß ein Italiener am liebsten Italiener befehligte? Der deutsche Adel der Erblande war bis 1672 im Heere sehr wenig vertreten; erst seit Beginn der Franzosenkriege begann er sich zu rühren und von da an wurden deutsche Namen unter den Generalen und deutsches Volk immer häufiger. Für die Türkenkriege und die ungesunden Niederungen Ungarns gab es keine besseren Elemente; die weichlicheren Italiener hielten dem Klima nicht Stand, „das

nur die harten leben läßt", und dort wurden „die kaiserlichen gleichsam zu steine."

In dieser Armee schätzte man vorzüglich die Kürassiere, ferner die Artillerie, was die Bedienungsmannschaft anbelangt; weniger bedeutend war die Geniewaffe, die erst von den Türken lernen mußte. Die Infanterie, eben nicht die Lieblingswaffe der Soldaten, schwang sich in ihrem Rufe empor, als die neue Fechtweise Montecucculis ihr den Türken gegenüber mehr Sicherheit und Kraft verlieh, als sie im ungeregelten Gefechte früher besessen. Prinz Karl von Lothringen war es eigentlich, der die Lehren seines Vorfahrs praktisch feststellte. Es war das Gefecht in langen geschlossenen Linien gegenüber der zerstreuten Kampfweise und dem Anprallen der Türken. Diese fanden da lebendige Mauern vor sich, die langsam vorrückten, ihr Feuer auf die nächste Entfernung sparten und von welcher Seite immer angepackt, dieselbe eiserne Ruhe und Sperre zeigten. Umsonst suchten die Türken diese Linien aufzulösen, denn ihre gefährlichen Säbel konnten sie nur im Handgemenge geltend machen, und so kam es oft genug, daß 10.000 Mann der kaiserlichen Infanterie 20.000 Osmanen in die Flucht trieben.

Seit die Armee in Ungarn vorrückte, sah sie sich auf die Donau als Verkehrs- und Stützungsmittel ihrer Operationen mehr und mehr gewiesen. Man griff wieder auf die Donau-Flotillen zurück, wie Oesterreich sie früher besessen und wie die Türken in vortrefflicher Gestalt sie noch hatten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts zählte sie 12 große Schiffe, mehrere Galeeren und viele Tschaiken. Bemannt waren diese Fahrzeuge mit Holländern und Ostsee-Anwohnern; ein Admiral commandirte sie. Aber man erzielte wenig Erfolg. Die junge Flotille konnte sich nicht recht bewegen und die Türken brachten ihr wiederholt bedeutende Schlappen bei. Deren Flotille nämlich hatte keine großen,

dafür desto mehr kleine Fahrzeuge, war dadurch sehr beweglich, namentlich im Stromaufwärtsfahren, und endlich in ihrem Fache lange eingeübt.

Im Frieden bezog der zurückbehaltene Rest der Armee Garnisonen, vornehmlich in Wien und in den Festungen des Reiches. Für ordentliche Casernen war aber selbst in der Residenz nicht gesorgt; die Soldaten bewohnten kleine Häuschen, welche an die Stadtmauern angebaut waren. Die militärische Besatzung Wiens betrug 1200—2000 Mann; da Kaiser Leopold das Paradewesen Ludwig's XIV. nachzuahmen nicht Lust hatte, brauchte es auch nicht mehr. Die Soldaten hatten die Thor- und anderen Posten zu beziehen, und erwarben sich neben dieser militärischen Verpflichtung noch anderen Nebenverdienst durch Handarbeiten, welche sie auch bei ihren Wachen verrichteten.

In Ungarn dienten sie mit der nationalen Miliz zusammen in den zahlreichen Grenzfesten, Castellen und Blockhäusern, welche bis 1683 bestanden. Diese waren in 4 Gebiete gegliedert, in die oberungarische Grenze mit 5, die bergstädtische mit 16, die Raaber mit 7 und die bosnische (bis zur Drau) mit 18 Plätzen. Hier standen nach den Anschlägen von 1670—75 gegen 10.000 Mann, Deutsche, Husaren, Heiduken und Artilleristen, welche einen Jahresaufwand von nahezu 36.000 Gulden erforderten. Diesen sollte eigentlich das Land herstellen, allein bei der Lässigkeit und Unsicherheit der ungarischen Einkünfte übernahm die Regierung Sold, Verpflegung und Montirung. Letztere spielte ziemlich alle Farben, da eigentliche Uniformität sonderlich bei den Grenztruppen nicht herrschte, nur grünes Tuch durfte nicht viel zugeführt werden, „wegen der vngelegenheit so ein gefangener soldat in solchen grünnen Kleydern, bevorab wann er sogar die Hosen darvon trägt, ausstehen muß, dann sie (die Türken) geben vor, daß solche Farb ihren Mahomet conse-

cirt seyn.“ Seit 1699 aber gab es in Ungarn nur mehr 14 solcher Plätze. Als streitbare Macht galten diese Truppen nicht viel; sie wurden auch nie gewechselt und deswegen in Zahlung und Verpflegung oft Jahre lang vergessen. Dieß und eine gewisse natürliche Streitlust, namentlich des ungarischen Elementes, nöthigte sie, im Frieden selbst ihren Unterhalt beim Feinde zu suchen. So wie es die Türken thaten, zogen auch sie auf Streifungen aus, überfielen die Gegner und plünderten Ortschaften osmanischen Gebietes. Da galt der auch von türkischer Seite anerkannte Grundsatz: so lange die Streifpartei nicht 5000 Mann übersteigt und keine Zelte und Kanonen führt, sei ihr Zug kein Friedensbruch.

Es ist wohl klar, daß die Kriegführung damals mit mehr Schwierigkeiten verbunden sein mußte als heutzutage. Es gab Vorräthe, allein sie waren zerstreut in verschiedenen Städten und Plätzen, auch keineswegs wohl verwahrt und in Stand gehalten. Und dieß nicht etwa eine Reihe von Friedensjahren hindurch, sondern im Kriege von dem einen Herbste auf das Frühjahr. Daher die stets verspäteten Anfänge der türkischen Feldzüge, namentlich unter dem Kurfürsten von Sachsen. Es fehlte in der Oberleitung, besonders im Hofkriegsrathe, am Ueberblicke, an der Ueberwachung und Energie. Für den Krieg mußten die Heere erst errichtet, ihre Lebensbedingungen erst geschaffen werden. Dazu konnte für ein tüchtig gebildetes Officiers-Corps nicht gesorgt sein, wenn man die Ernennung desselben jeweilig den Männern anheimstellte, welche oft nur durch kaiserliche Gnade für Errichtung von Regimentern patentirt wurden. Dieser Brauch galt zwar auch in Frankreich, allein dort wendeten die Regimentsinhaber ihr eigenes Geld daran, wie dieß vielfach in Oesterreich noch unter Ferdinand III. der Fall war. Später sah man nur zu häufig die Inhaberschaft als Geldquelle an; die Officiers-

posten wurden verkauft, und es war kein einträgliches Regiment, das nur 8000 fl. jährlich sicherte. Der Oedenburger Landtag von 1680 machte dem Kaiser einen Obersten namhaft, der sich in 5 bis 6 Jahren 200.000 Gulden — erspart hatte. Die unteren Officiere hielten es auf ihrem kleineren Gebiete desgleichen, namentlich in der nicht stimmenden Führung der Mannschafts-Listen, oder drückten in anderer Weise auf die gemeinen Soldaten selbst, welche dann wieder an der Bevölkerung sich schadlos hielten. Aber nicht nur diese Mängel, auch die Armee-Verwaltung in Zahlung und Verpflegung ließ den Soldaten im Stiche. Zu letzterer war wohl die jeweilige Umgebung eines Standortes verpflichtet. Allein man sagte auch von bester Seite den Truppen nach, sie seien geeignet, ein Gebiet in zwei Monaten zu ruiniren, das zum Unterhalte einer Armee für ein ganzes Jahr hingereicht hätte. Die Regierung mußte also selbst beistellen, und dieß um so mehr, als durch Jahrzehnte der Krieg immer dieselben Gegenden aussaugte. Fehlte es nun in Wien an Geld, was häufig genug der Fall, so mangelte auch die Bestellung der Armeebedürfnisse; war ersteres vorhanden, so griff wieder der Organismus des Commissariates und des Zahlmeisteramtes schlecht ein. Darüber hatte Montecucculi schon 1665 bitter geklagt. Erst Graf Rabatta brachte als General-Kriegs-Commissär mehr Ordnung in diesen Zweig, und nach ihm Caraffa. Als dieser aber (1690) zu Eugen's Armee nach Italien kam, wiederholte sich in Ungarn das alte Leiden. Soldausstände von 6 Monaten waren häufig, Revolten wegen solcher von 12—15 Monaten nicht selten, und noch 1698 mußte Prinz Eugen eine Rebellion mehrerer Regimenter mittelst Decimirung unterdrücken. Guido Starhemberg lieh ein paar tausend Gulden auf seine magere Erbschaft (1697), um nur seinen Soldaten einiges Geld bieten zu können. Erst 1698 wurde eine Commission eingesetzt,

welche das Armeecassen- und Geldwesen regeln sollte. Berathen wurde darin viel; allein, wie wenig die Sache durchdrang, zeigen eben die ersten Jahre des spanischen Erfolgekrieges.

Der aus alter Gewohnheit herkömmlichen privaten Bestallung der Officiere durch die Regiments-Inhaber stellte sich aber noch eine andere zur Seite, von Persönlichkeiten ausgehend, die mit dem Kriege nichts zu thun hatten. Als nämlich 1680 mehrere für Ungarn bestimmte Regimenter errichtet wurden, war es dem Beichtvater des Kaisers P. Emerich und dem Secretär des Conferenz-Rathes Abele anheimgegeben, die Officiere zu ernennen. Doch wurden dießmal auf Andringen Montecucculi's die meisten Ernennungen wieder zurückgezogen. Immerhin war vielleicht mehr die Art, als die Wahl selbst irrig. Man mußte sich eben stets an die privaten Studien und militärischen Erfahrungen der einzelnen Postenwerber selbst halten und immer war die Ernennung mehr eine à conto Zahlung auf das erst zu Leistende, als die Sicherung einer erwiesen brauchbaren Kraft. So geschah es denn, daß namentlich in der Geniewaffe man vielfach sich fremder, besonders französischer Officiere bedienen mußte. Dabei fuhr man durch Verrath zuweilen übel oder lief Gefahr. So in Ofen kurz nach dessen Eroberung zweimal: zuerst durch einen Preußen, dann durch einen Franzosen. In Frankreich gab es bereits Militär-Erziehungshäuser; in Oesterreich gab erst 1699 der kaiserliche Hauptmann Ulrich Kolbmann den Entwurf eines „Gymnasii militaris" heraus. Durch einzelne Persönlichkeiten, wie den Engländer Troigne, der bei Trarbach fiel, wollte man dem vernachlässigten Fache der Minier- und Pionierkunst nachhelfen; allein die Sache ward nicht richtig angegriffen und ging in die Brüche. Sein Nachfolger, General Goulon, ein Franzose, neben Vauban der berühmteste Genie-Officier, verdarb sichs bei Hofe durch seine böse Zunge.

So wenig, als in Betreff der militärischen Erziehung, war auch für die Versorgung der Verwundeten oder invaliden Soldaten gesorgt. Es gab zwar bei jedem Regimente Feldscheerer und Apotheker, allein in ungenügender Zahl, so daß die Krankheiten weit mehr Leute hinwegrafften als das feindliche Schwert. Und während Frankreich bereits durch Errichtnng eines Invalidenhauses seinen Soldaten einigen Trost bezüglich ihrer Zukunft aufschloß, dachten in Oesterreich an derlei Dinge vorerst nur Private. Voran leuchtet darin Cardinal Kolonics, der in Wien ein Soldatenspital errichtete; allein da der Mann „des tages nebst der Wohnung und bette nur 6 kreutzer bekömmt, so halten sie vor einen größeren gewinn, betteln zu gehen, dannenhero alle straßen, absonderlich in den vorstädten, voll sind, welches alles nicht so wol den mangel der verpflegung, als der obsicht und anordnung zuzuschreiben.“ Später (1696) wurde zur Gründung eines Soldatenspitales die Lotterie zu Hilfe genommen.

Wenn nun so viele und so grobe Mißbräuche bestanden, durch ganze Menschenalter sich hinzogen, so fragt es sich, ob man sie nicht kannte oder nicht beheben wollte. Man kannte sie wohl; allein der Krieg ließ den Kaiser für derlei Dinge nicht zu Athem kommen; der Mangel an Geld wie an Entschlossenheit that das Seine, und so schleppte sich das Heer von Uebelständen fort. Vorschläge in der Richtung nach Verbesserung bestanden schon in den siebenziger Jahren und sie lauteten auf Verminderung der Zahl der theuren Generäle und Verwendung ihrer Besoldungen für Vermehrung der Regimenter, auf bessere Wirthschaft in den Werbe-Cassen, deren Gelder den Soldaten meist nur zur Hälfte bezahlt würden, auf Controle der Verpflegung und namentlich der Musterrollen, da in den Regimentern und festen Plätzen vielfach für complet gezahlt würde, wo es nicht der Fall sei und dgl.

9.

Finanzen und Finanz-Verwaltung.

Den wundesten Fleck der österreichischen Verwaltung unter Leopold I. bidete das Finanzwesen. Wie heute, so glänzte auch damals Oesterreichs Ruf der „unerschöpflichen Hilfsquellen“; sein Bodenreichthum im allgemeinen ward gepriesen, der Metallreichthum Böhmens und Ungarns, der Eisenreichthum Steiermarks, und doch mangelte es immer und überall an Geld.

Die ordentlichen Staatseinnahmen bestanden in den Geldbewilligungen der Landtage. Sie geschahen jährlich in allen Provinzen mit Ausnahme Ungarns, wo die Landtage nur je nach 3 bis 4 Jahren einberufen wurden. In der Regel bestanden sie in annähernd immer gleichen Summen, welche für den Hofstaat, die Armee, Festungswerke, Beamtenbesoldungen 2c. bestimmt waren. Einen eigentlichen Maßstab nach dem Landesreichthume gab es nicht; das Herkommen entschied. So bezahlte Niederösterreich gewöhnlich 200.000 fl., Oberösterreich 100.000 fl., ganz Inneröſterreich 300.000 fl., Böhmen, Mähren und Schlesien 1,200.000 fl. u. s. w. Außerordentliche Bewilligungen wurden entweder als Geschenke, wie bei Krönungen, oder als Ueberzahlungen in schwierigen Zeitläuften gewährt, oder als Anlehen nur vorgestreckt.

Bei weitem mehr als diese Einkünfte betrugen jene aus den anfänglich meist indirecten Steuern, wie der Wein- und Biertax, die Fleischkreuzer, Mauten, Handelsaufschläge uud Juden-Contributionen, Monopolien oder Apaltos, ferner jene aus den Bergwerken, dem Salzhandel, den Herrschaften und theilweise auch den confiscirten Gütern. Leider waren vieler dieser Zuflüsse als Zinsen von Schulden verpfändet, welche die

Regierung bei den einzelnen Landschaften contrahirt hatte und die erst am Ende des vorigen und anfangs dieses Jahrhunderts einigermaßen geregelt wurden. An einzelne Lande bezahlt sie übrigens noch heute Interessen unter dem Namen von „Aequivalenten“ für damals aufgenommene Capitalien. So stand das beiläufig nachweisbare Gesammteinkommen des Staates in den Jahren 1670 bis 76 auf 2,600.000—3,200.000 fl.; dieß der Ansatz nach einigen handschriftlichen Staatshaushaltbüchern. Dagegen will der schwedische Gesandte Puffendorf wissen, daß der Kaiser aus den Ständebewilligungen allein 6 Millionen Thaler beziehen könne, was entschieden zu hoch gegriffen, und daß 1673 das Einkommen 5,721.000 Gulden betragen, was der Wahrheit allerdings näher kömmt. Daß übrigens die oben angesetzten Summen nicht alle Einkünfte vorstellen, ist sicher, weil über Ungarn nichts erschöpfendes vorliegt, und Tyrol und Vorderösterreich „zum kaiserlichen Sparpfennig behalten und aufgehoben“ war, also auch nicht eingerechnet ist. Viel trugen dazu die Bergwerke von Kremnitz, Schemnitz und Neusohl bei, und ebenso der Salzhandel, welcher von den oberösterreichischen Salinen aus betrieben wurde. In Ungarn schätzte man die einmaligen Einkünfte aus den confiscirten Gütern auf 3 Millionen, aber zuletzt blieb von allen Staatsherrschaften nur Altenburg übrig und auch dies wurde am Ende verpfändet. Dasselbe war in Böhmen der Fall, und was der Staat an solchen Liegenschaften in Oesterreich besaß, trug öfters nicht die Verwaltungskosten. Am meisten ergab sich aus den Aufschlägen für die Lebensmittel und Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauches. Seit 1676 wurden sie allmälig erhöht oder mehr Gegenstände in die Besteuerung gezogen; bald standen Wein und Bier, Vieh u. dgl. nicht mehr allein auf der Liste, sondern es kamen auch Billards und Spieltische, Spielkarten, Haarpuder, Baumöl, Wachs,

Unschlitt, Knoppern, Lohnwägen, „Schesen und Kalessen" an die Reihe. In der Regel stellte man den Aufschlag nur für ein Jahr, aber er blieb leicht länger haften und nur, wenn die Landschaften andere Gelder flüssig machen konnten, ließ die Regierung ihn fallen.

Bald genügten aber diese Mittel nicht, und man griff je nach dem Drange des Augenblicks zu mehr in das Leben einschneidenden Forderungen. Jene Zeit gebar die Monopolien, zuerst in der Form ausschließlich privilegirten Handels mit gewissen Gegenständen. Das Sensen-Apalto bestand bereits, es folgte Tabak- und Pfeifen-Apalto. Vorab und während das „Toback-Trincken" (Rauchen) noch 1657 strenge verboten war, erhielt Graf Christoph Khevenhiller das Privileg der Einfuhr von Tabak unter der Steuer von 40 kr. vom Zentner; dafür sollte er nur die Oberstjägermeisterei und ihre Bedürfnisse bestreiten, 1670. Der Anbau war noch frei. Allein 1676 wurde auch die Fabrication des Tabaks privilegirt und Graf Leopold Wilhelm von Königsegg erhielt das Patent für Niederösterreich für den Tabakhandel, 1678. So auch anderwärts. Am Ende des Jahrhunderts genoß der Staat bereits ein Einkommen von gegen 20.000 fl. aus diesem Apalto und sah sich bewogen, das Monopol (1701) durch Selbstübernahme noch fruchtbringender zu machen. Und darein zog man auch die „Tabacks-Pfeiffen oder Piepen" und mußten alle Hafner und Pfeifenschneider und Bossierer ihre Pfeifenvorräthe der Hofkammer zur Ablösung einliefern. Eine Vermögenssteuer mit einem Percente des Besitzes bemessen, brachte der drohende Türkenkrieg von 1682. Im Jahre 1686 griff man zur Einführung des „Stempel- oder Siegel-Papieres." Da der Steuermaßstab auch sonst durchaus fehlerhaft war, kann es nicht Wunder nehmen, daß man hier nur drei Sorten hatte, die mindeste zu

3 kr. mit dem „erzherzoglichem Hüetel,“ zu 15 kr. mit der Königs-, und zu 1 Gulden mit der Kaiserkrone.

Die Noth von 1691 brachte eine Kopfsteuer, auch „Beysteuer“ genannt, zuwege. Nach ihrer Bemessung hatte ein Fürst 1. Classe 1000 fl., seine Gemalin 500 fl. und jedes seiner minorennen Kinder 250 fl. zu bezahlen, ein Fürst 2. Classe und seine Familie in derselben Reihenfolge 500, 250 und 125 fl.; ein Graf 1. Classe wie ein Fürst 2., und ein Graf 2. Classe 300, 150 und 75 fl., ein Graf 3. Classe 100, 50 und 25 fl.; ein Freiherr 1. Classe wie ein Graf 2. u. s. f. Diese Steuer stieg bis zu den mindesten Gesellschaftsschichten herab, wie Hauer und Inleute, welche 12, 6 und 3 kr. entrichteten. Auch die Priesterschaft war taxirt, die Bischöfe von Wien und Neustadt mit 1000 fl. und 200 fl., die Klöster 1. und 2. Classe mit 800, 400 und 200 fl.; Capläne entrichteten 3 fl. Diese Steuer kehrte 1694 wieder und zwar mit Verbesserungen in den Kategorien. Silber-Collecten kamen erst mit dem spanischen Erbfolgekriege mehr in Fluß, welche die Ablieferung oder Ablösung der Hälfte des Vorrathes an Tafel- und anderem Silberzeug forderten, das von der Vermögenssteuer unangetastet geblieben war. Wie sehr der Staat nur die Gelegenheiten wahrnahm, die sich ihm darboten, zeigt wie er die Anerbieten Privater zu Zahlungen für Concessionen aufgriff, und sobald diese mit dem Geschäfte in Fluß gekommen waren, dieses an sich zog. So mit der Lotterie, dem sogenannten „Glückshafen“, die 1696 zuerst zur Errichtung eines Feldspitals eingeführt wurde, und welche die Regierung (1704) durch Gründung eines eigenen Lottoamtes selbst übernahm. Anderes blieb Privaten; so das „Larven-Apalto“ für Niederösterreich, welches gegen Entrichtung doppelten Einfuhrzolles einem Privaten überlassen wurde, die Manufactur seidener Strümpfe, welche der Hofkammer-Präsident als Monopol

betrieb, der Papierhandel, welchen Holland für geringen Pacht in Händen hatte. Derlei Mittel steigerten das Staatseinkommen, wenn überhaupt die Ausweise von 1670 bis 76 genau sind, auf das drei- und vierfache und man schätzte in den letzten zwei Jahrzehenten das Einkommen des Staates auf 6 bis 10 und 12 Millionen Gulden; doch war bereits das früher türkische Ungarn dazu gekommen.

Für die Fälle plötzlichen Geldbedarfes halfen Anlehen aus, bei Landschaften, Kreisvertretungen des Reiches und Privaten aufgenommen und, weil auch hier nicht allsogleich flüssig, von Banquiers mit großem Verluste escomptirt. Solche Anlehensurkunden stehen heute noch vielfach uneingelöst aus. Ihre Ausfertigung war so zahlreich, ihre Zuweisung betreffs der Zinsen so vielfach nach Kanzleien und ihre Buchführung so mangelhaft, daß die Hofkammer den Stand der Staatsschuld selber nicht genau angeben konnte. Die Hauptschäden der Finanz-Verwaltung lagen in der eigenthümlichen Anschauung, die man von dem Verhältnisse der großen Politik zu dem Geschäfte des Geldbeischaffens hatte. Man trachtete nur rasch Summen zu erlangen ohne Rücksicht darauf, was ihre Erzielung dem Volkswohlstande kostete, und kümmerte sich andererseits wenig um die Personen, welche die Geldgebarung führten.

An maßgebender Stelle verkannte man allerdings nicht, daß mit dem Ausbeuten der bestehenden Einnahmsquellen es auf die Länge nicht halten könne und daß man durch Vermehrung der Erwerbsquellen jene steigern müsse. Die österreichischen Provinzen erzeugten wesentlich Roh-Producte, aber sie brauchten sie auch selbst auf, da Handelsverbindungen zu deren Verfrachtung an ferne Abnahmsplätze nicht bestanden. Sie waren in vielen Manufactur-Zweigen vom Auslande abhängig und lieferten Geld hinaus, ohne für irgend welche Erzeugnisse auch verhält-

nißmäßige Summen wieder hereinzuziehen. Von 1665 ab öffnet sich eine in Projecten und Versuchen eigenthümlich rege, aber leider nur kurze Zeit, welche Hebung der Industrie zu Gewinnung größerer Unabhängigkeit vom Auslande und Belebung des Handels zur Verwerthung der eigenen Producte auf ihre Fahne schrieb. Namentlich thätig war in dieser Richtung der Dr. Med. Johann Joachim Becher, auf dessen Darlegung hin der Kaiser die Errichtung eines selbständigen Collegiums zu „Einführung derer Manufacturen und Vermehrung derer Commercien" verfügte. Es war damit nicht nur angestrebt für die österreichische Production und ihren Absatz allseitig Zeit und Plätze zu erfassen, sondern auch beabsichtiget, „die schädlichen Monopolia, Polypolia und Propolia" abzuschaffen. Auch wollte man eine Bank gründen, um die Geldmittel zu vermehren und leichter wirken zu lassen. Fabriken, namentlich für Seidenwaaren, sollten helfen das alljährlich nach Frankreich ausgeführte Geld im Lande zu behalten, und eine „occidentalische Compagnie" war beschlossen, dem Rohproducten-Reichthume Absatz vorerst nach Holland zu eröffnen und Geld in's Land zu ziehen. Die letztere gab sich zunächst mit Wein ab, später wollte sie mit Häuten, Eisen, Stahl, Messingdraht u. dgl. fortfahren. Allein da Becher sich mit dem Hofkammer-Präsidenten nicht verstehen konnte, blieb das Unternehmen ebenso in seinen Anfängen stecken, wie die Walpersdorfer Seidenfabrik (1666), welche mit Staats-Privileg begonnen, bald zum Privatgeschäft herabsank, aus dem Graf Sinzendorf seinen Vortheil in doppelter Weise zog. Die Habsucht dieses Mannes vereitelte überhaupt alle Absichten der Regierung zur Hebung von Handel und Industrie. So löste sich das kaiserliche Kunst- und Werkhaus, eine Art Bildungsschule für Handwerker und Kunstgewerbe bald nach seinem Entstehen in nichts auf; so wurde die Fabrik von leonischem Gold- und Sil-

berdraht, die Sinzendorf durch Verbrechen an dem Privilegirten an sich riß, zu Neuburg am Inn ausgebeutet und sogar zu Münzung von schlechthaltigem Gelde benützt. Die „orientalische Compagnie nach Constantinopel" litt nicht wenig durch des Hofkammer-Präsidenten üble Bestallungen, aber sie überlebte ihn wenigstens. Zu dem Schwindelwesen dieses einen Mannes gesellte sich der Schwindel von ihm protegirter Personen oder von Unternehmungen, wie sie in faulen Zeiten so gern emporschießen. So z. B. die Austernzüchtung in einem Gartenteiche zu Wien — versteht sich ohne Meerwasser. Unter solchen Verhältnissen blieb es in andern Dingen, welche Becher projectirt hatte, bei dem Gedanken allein; so mit der Verbindung des Rheins und der Donau, der March und der Oder durch Canäle, mit der Erhebung Triests zum Freihafen, mit der Herbeiziehung der holländischen Unternehmungen nach Fiume u. dgl.

Die wohlwollenden Absichten des Kaisers litten bis 1672 vollkommen Schiffbruch. Man blieb daher bei der alten Weise der Geldbeschaffung, aber auch bei der Sorglosigkeit der Ausgaben und bei der schlechten Controle. Zu dieser Erscheinung stimmt als erklärend, was uns der schwedische Gesandte Puffendorf berichtet: die „österreichischen Minister behaupteten, daß sie sich um die Kammersachen nicht bekümmern dürfen, sondern selbige Sorgen, als die mit ihrer Dignitaet und Grandeur nicht convenabel und darzu so verdrießlich und schwer wären, denen, so darüber bestellet, allerdings und absolute überlassen und also in diesem Stück nur mit fremden Augen sehen müssen."

Die Ausgaben für die Verwaltung betrugen nicht sehr viel, bedeutendes freilich jene für die Armee; doch unverhältnißmäßig zu den Gesammteinnahmen standen die Kosten des Hofhaushaltes. War das Leben auch sehr eingezogen, so wurden doch auf Opern und Musiker erstaunliche Summen verwendet und

an ein Personale weggeworfen, das dem Kaiser durch seine Unverschämtheit oft genug nahe trat. Selbst die regelmäßigen Kosten würden noch erträglich gewesen sein, wenn nicht die Freigebigkeit Leopold's sie um Vielfaches erhöht hätte. Er pflegte wahrhaft kaiserlich zu schenken und zu geben, als wären die Staats-Cassen überfüllt und so gilt wol, was Kaltenbäck sagt: „daß er bei sonst trefflichen Eigenschaften als Wirth zu tadeln sei."

Die oberste Verwaltung der Staats-Finanzen und die Centralstelle für die Finanz-Behörden (Kammern) der einzelnen Provinzen war die Hofkammer, mit einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und 15 Räthen, einem ziemlich zahlreichen Kanzleipersonale und der Hofbuchhaltung. Ihr Gehalts-Status betrug im Ganzen 43.000 fl., tausend Gulden weniger als das Budget der Hof-Musiker. Ihr Vorstand, als Leopold zur Regierung gelangte, war Graf Georg Ludwig von Sinzendorf, der Linie von Neuburg a./Inn angehörig. Es läßt sich kaum schildern, wie dieser Mann das Vertrauen des Kaisers und seine Stellung ausbeutete und es begreift sich, wenn er, der verhältnißmäßig mittellos sein Amt angetreten, schließlich bei 2,000.000 Gulden ungerechten Gutes sich nachweisen lassen mußte. Obgleich unerfahren in der obersten Leitung zu seinem Posten gelangt (1657), saß er schon wenige Jahre darauf so fest (1661), daß der gesammte Hofkammerrath, der einzige Vicepräsident Graf Jörger ausgenommen, sein Werkzeug war. Der venetianische Gesandte Molin berichtet wie Sinzendorf sogar aus den Gnadenzeichen des Kaisers durch Anfertigung derselben aus wenig gehaltvollem Golde, seinen Nutzen zog. Bis 1672 gab es kein Staats- oder vom Staate unterstütztes Privat-Unternehmen, das er nicht seinem Vortheil dienstbar machte. So arg war es zuletzt, daß auf Andringen des Fürsten Lobkovic eine Untersuchung eröffnet wurde, die auf Reform der Hofkammer hin-

auslief, 1671. Allein Sinzendorf gelang es 1672, „durch gewisse pratiquen" den Sturm abzulenken; er setzte sein Treiben fort, verkaufte Aemter und Gnadengaben, kaufte Hofschulden zu minderem Betrage und ließ sie sich voll auszahlen u. dgl. Selbst der Kaiser wußte von diesem Unwesen, wenn auch nicht dem vollen Umfange nach und man berichtet mehr als einen gutmüthigen Scherz desselben über seinen Hofkammer-Präsidenten. Endlich sprachen aber die Dinge so arg, daß eine neue Untersuchungs-Commission zusammentrat, die den Grafen unnachsichtig verurtheilte und seine Güter zur Deckung an sich nahm. Aus diesem Processe kam zu Tage, daß untere Finanz-Beamte in ihrer Sphäre ganz ähnlich wirthschafteten und Graf Jörger wies eine lange Reihe nach, deren Deficite eine Million weit überstiegen.

Jörger war es auch, der die einschneidendsten Vorschläge zur Reform des Finanzwesens forderte. Allein abgesehen davon, daß der Kaiser, namentlich wo es Personen galt, immer ganz absonderliche Milde walten ließ, gestattete die Zeit kein Experimentiren mehr. Doch erreichten Sinzendorf's Nachfolger, daß wenigstens mit dem Staatsvermögen von Seite der Hofkammer ehrlicher vorgegangen wurde. Dieß war zuerst Freiherr Christoph Abele, aus dem Breisgau, eine Vertrauensperson des Kaisers, ehrlich und strenger Jurist, namentlich in den ungarischen Angelegenheiten vielfach verwendet und durch seine Stellung als Secretär der Conferenz einflußreich; er bekleidete das Hofkammer-Präsidium bis 1683. Dann folgte Graf Wolfgang Andreas von Rosenberg bis 1692, der ehemalige Präsident der ungarischen Kammer, Graf Kolonics bis 1694 und Graf Breuner bis 1700. Erst unter dem Letzten finden wir neuerdings Anläufe im Style des Becher'schen Commercien-Collegiums, wesentlich durch den Hofkammerrath Palm und mit Rücksicht auf den nahen türkischen Frieden betrieben (1698), ohne daß übrigens,

da erst umfassende Berichte vorausgehen sollten, sogleich Resultate zum Vorschein gekommen wären.

10.

Verwaltung — Rechtswesen — Polizei — Kunst und Wissenschaft.

Der geheime Rath, der Hofkriegsrath und die Hofkammer waren für jene Zeiten die einzigen Central-Stellen der österreichischen Staatsverwaltung, soweit bei der großen Selbständigkeit der höchsten Landesämter von einer Central-Regierung die Rede sein konnte.

Die Verwaltung der österreichischen Länder gliederte sich nach Gruppen: Niederösterreich umfaßte Oesterreich ob und unter der Enns; Inneröſterreich: Steiermark, Kärnten, Krain, Görz und Istrien; Oberösterreich: Tyrol mit den Vorlanden; Böhmen begriff noch Mähren und Schlesien, Ungarn in einigen Beziehungen auch Kroatien; und sämmtliche Gebiete standen unter der obersten Verwaltung von drei Hofkanzleien, von denen die österreichische nach dem organischen Statut von 1669 als höchste Verwaltungsbehörde für Ober-, Nieder- und Innerösterreich zu gelten hatte. Aber jede dieser Gruppen besaß abgesondert ihre Kanzlei oder Regierung und ihren Kanzler, und für jede bestand ein besonderes Maß des Einflusses, den sie dem Centrale in Wien einzuräumen hatte. In Innerösterreich verwaltete die innerösterreichische Regierung zu Gräß und entschied in Civil-, Criminal- und Lehens-Sachen; nur für wichtige Angelegenheiten war sie an die österreichische Hofkanzlei gewiesen. Sie hatte ihren eigenen Hofkriegsrath und ihre Hofkammer. Ähnlich war es in

Tyrol, dem sein Geheimraths-Collegium für Staats- und Landes-, Justiz-, Civil- und Militärsachen bei seiner Übernahme 1665 erhalten blieb, nur daß es keinen eigenen Hofkriegsrath besaß, wohl aber dessen Angelegenheiten durch einen von Wien gesendeten militärischen Vertreter im Regierungsrathe behandelte. Für Böhmen bestand die böhmische Hofkanzlei in Wien mit der Statthalterei in Prag und den einschlägigen Landesstellen in Mähren und den verschiedenen schlesischen Fürstenthümern.

Ungarn war bei Hofe durch den Hofkanzler, der Kaiser in Ungarn durch den Palatin und in Kroatien durch den Ban vertreten. Es hatte seine eigene Hofkammer, aber diese kam über ihr Verhältniß zur Wiener Hofkammer nie ganz in's reine. Jedenfalls unterstanden die einzelnen Landeskammern dieser Letzteren, ebenso wie der Hofkriegsrath in Wien Oberbehörde für die ungarische Landes-Miliz war und auch als solche von den Ständen anerkannt wurde. Von 1671 an wollte man die österreichische Verwaltungsweise in Ungarn einführen und setzte (1673) einen Gouverneur ein, an dessen Seite der Statthältereirath stand. Von 1681 ab kehrte man zu den alten Formen wieder zurück, aber auf die seit 1684 eroberten Gebiete des Königreiches nahmen die Centralstellen in Wien, namentlich der Hofkriegsrath mit der 1688 errichteten sogenannten neoacquistischen Commission, wesentlichen Einfluß. Seit 1691 trat Österreich auch in militärischen und Finanz-Angelegenheiten durch den Wiener Hofkriegsrath und die Hofkammer ein, stellte Landes-Militärcommandanten an und ertheilte dem siebenbürgischen Thesauriate Instructionen. Die Militärgrenze, seit 1689 gewonnen und bis Szegedin sich erstreckend, hing als neuerobertes Gebiet ganz von den Wiener Central-Stellen ab, welche auch für die Generalate in Kroatien maßgebend waren. Allein für einige Punkte der letzteren galten aus den Zeiten her, wo

namentlich Inneröſterreich für Deckung dieſer Landestheile wider die Türken ſorgte, der Grätzer Hofkriegsrath und die Grätzer Hofkammer als oberſte Behörde. Die kroatiſche Inſurrection dagegen ſtand wieder unter dem Wiener Hofkriegsrathe.

Aus dieſen Angaben mag ſich das Gekreuzte, Unſichere und Schwerfällige der Verwaltung wol erkennen laſſen. Weder nach oben noch nach unten hin lagen die Befugnißgebiete der Aemter ſcharf abgegrenzt da, jedes einzelne war durchbrochen durch fremde Einſchübe, welche und wie ſie die Zeitverhältniſſe eben hatten entſtehen laſſen. Und lag auch das Streben entſchieden vor, mehr Einheit in das Triebwerk zu bringen, ſo geſchah dieß mehr durch Eingriffe von oben als mittelſt neuer durchſchlagender Organiſationen. Von dieſen hielt nicht allein der Hang nach dem Hergebrachten ab, ſondern weit mehr noch die durch centraliſtiſche Reformen bedingte Verletzung ſtändiſcher oder privater Rechte, welche mit der Verwaltungsübung in genauer Verbindung ſtanden.

Ein weſentlicher Factor der Landesverwaltung waren überall die Stände, gebildet aus den Vertretern des Adels, der Geiſtlichkeit und der Städte. Nicht daß ihre Zuſammenkünfte, von Ungarn abgeſehen, auf den Landtagen beſonderen Einfluß auf die Regierung mehr geübt hätten. Bei ſolchen Gelegenheiten galt es mehr die ordentlichen oder außerordentlichen Steuern zu bewilligen. In Fragen der Civil- und Criminal-Geſetzgebung, des Geld- und Handelsweſens benützte die Regierung die Stände mehr zur ausſchußweiſen Berathung oder behalf ſich ganz ohne ſie. Die Bedeutung der Stände lag in anderen Stücken. Als Grundherren übten ſie die politiſche Verwaltung, die niedere Gerichtsbarkeit, zogen die Steuern ein, beſetzten in den hohen Gerichten, in den Landesregierungen faſt alle Stellen, und der Hof in Wien konnte nahezu nur durch ſie ſehen, hören und ſeine Befehle vollziehen laſſen.

Von den höchsten Verwaltungs-Organen nach abwärts gliederte sich durch alle Provinzen eine Menge von Aemtern zur Besorgung der Civil-, Criminal-, Polizei-, Finanz-, Handels-, Berg- und Forstwesens-Angelegenheiten, deren Competenzen nach Personen, Sachen und Örtlichkeiten wechselten und sich kreuzten. In Steiermark z. B. gab es nicht weniger als 35 verschiedene Arten von Verwaltungsstellen und in vielen derselben natürlich wieder eine große Anzahl von Species. Die überkommenen Eigenthümlichkeiten in Recht und Gesetz und deren Übung zu wahren, darein setzte jede Provinz ihr Hauptaugenmerk, und wie sie alle von einander durch Zollschranken sich schieden, so suchten sie auch ihre Sonderstellung sich und der Regierung gegenüber zu erhalten. Deßwegen bietet die Darstellung des Verwaltungs-Mechanismus für ein jedes Land ein abgesondertes Bild, und es ist daher ganz unthunlich eine Schilderung des Triebwerkes zu geben, welche in kurzem die Grundsätze der Verwaltung für sämmtliche Provinzen enthalten sollte, wol aber mag hier folgen, wie dafür in einer einzigen Ländergruppe, der inneröſterreichiſchen, gesorgt war.

Diese begriff die Lande Steiermark, Kärnten, Krain und Görz, dann die Gebiete Triest, Fiume mit Tersato und Flitsch mit Ampezzo. Gemeinsam für sie waren in der ehemaligen Fürstenstadt Grätz die zwei Aemter der „geheimen Stelle" und der inneröſterreichiſchen Regierung. Die erstere bestand aus einer Anzahl von der Regierung in Wien ernannter geheimer Räthe, die dem Verwaltungsgebiete selbst angehörten und an deren Spitze ein Hofkanzler stand. Sie war für Appellationen von Entscheidungen der Regierung, von Urtheilen des Hofmarschall- und des Jägermeisteramtes in Steiermark die maßgebende Behörde; auf ihr Gutachten wurde bei Ernennung der Landeshauptleute, bei der Wahl des Statthalters besonderes Gewicht gelegt.

Den bedeutendsten Wirkungskreis aber hatte die inner-österreichische Regierung, an deren Spitze ein Statthalter stand, mit einem Vice-Statthalter und 8 Räthen aus den höheren Ständen der Lande, davon Steiermark 3, Kärnten und Krain je 2 und Görz 1 vorschlug; außerdem saßen darin 4 rechtsgelehrte Räthe. Diese Behörde war für politische, strafgerichtliche, kirchliche und financielle Angelegenheiten bald die erste, immer aber die höchste Instanz. Sie übte in Religions-Fragen die volle Gewalt ohne Rücksicht des Standes, dem der Beklagte angehören mochte, und war die politische und gerichtliche Instanz der kaiserlichen Pfarrer und aller Prälaten, nur daß sie bei Personalprocessen den instruirten Act zur Urtheilsfällung an das geistliche Gericht abtrat. In Gränzangelegenheiten, namentlich bezüglich Venedigs, verfuhr sie ganz selbständig und war der österreichische Gesandte bei der Republik darin an sie gewiesen. Sie war die Appellations-Instanz fast aller anderen Behörden, überwachte die Rechtspflege im Lande durch den Landes- und speciell jene zu Grätz durch den „Regiments"-Profoßen. Die Besetzung der Hauptmannschaften zu Triest, Fiume und Flitsch, die Ernennung oder Bestätigung der Bürgermeister und Richter in den landesfürstlichen Städten von Steiermark und der Bannrichter hing von ihr ab, nicht minder jene des Stadtrichters oder Gestalden von Görz, der drei Richter zu Triest und der zwei zu Fiume.

Für das Land Steiermark war die nächste oberste Behörde der Landeshauptmann, auf Vorschlag der Stände von dem Kaiser gewählt. Er übte mit Ständemitgliedern im Collegium das landeshauptmännische Gericht in Civil-Streitigkeiten der Adeligen und „Landleute", in Vormundschafts- und Unterthanensachen. Ihm stand zur Seite das dreifach gegliederte Schrannengericht, in Landrecht, Hofrecht und summarisches Gericht zer-

fallend, welchem der Landesverweser, der Stellvertreter des Landeshauptmannes, vorsaß. Das Landrecht urtheilte in Processen über Grund und Boden, das Hofrecht über Besitzstörungen und Ehrenkränkungen, das summarische Gericht in Schuld- und Vertragsklagen, die sämmtlich bei dem Landeshauptmanne eingebracht und von ihm erst zugetheilt wurden.

Den steierischen Vicedomen — es gab deren zwei, einer zu Grätz und einer für die Grafschaft Cilli zu Cilli — als Finanzbehörden und Untergebenen der steiermärkischen Hofkammer fielen alle Angelegenheiten der Staatsgüter und deren Unterthanen zu. Der Kellermeister in Steiermark saß dem Kellergerichte vor, das in allen Weingarten-Processen entschied. Das Hofmarschallamt war die vorgesetzte Behörde der Hausherren und Inwohner der sogenannten Hofquartiere, welche einst die Verpflichtung hatten, den erzherzoglichen Hofstaat aufzunehmen, und zwar in Zins- und Beschädigungsklagen, dann sämmtlicher Hofbeamten, Hofapotheker und Hofhandwerker. Der Oberst-Erb-Landjägermeister hatte die Obsorge der kaiserlichen Forste und Jagden, richtete über alle seine Untergebenen und deren Angehörigen, dann aber auch über alle Personen ohne Standesunterschied, die das kaiserliche Jagdrecht verletzten. Das Verordneten-Collegium der Stände, mit der höheren Instanz des versammelten Landtages, verwaltete die Gülten und Steuern und richtete auch in Streitfragen derselben. Die Processe der Hammermeister und Verleger der Bergwerks-Producte entschied in Handwerkssachen der Kammergraf zu Eisenerz oder der Amtmann zu Vordernberg, der Radmeister und Gewerken dagegen in Grubenstreitigkeiten der Bergrichter. In Lehensachen landesfürstliches Gut betreffend urtheilte die kaiserliche Lehenstube; für Privaten wurde ein unparteiisches Gericht von beiden Parteien erwählt.

In Kärnten kehren dieselben von den Ständen besetzten Aemter wieder, doch war daselbst das landeshauptmännische Gericht sehr bedeutend erweitert; nicht nur daß es in allen Angelegenheiten der Adeligen, der Freisassen, Spitalmeister, Kirchenpröpste, in allen kleineren Streitigkeiten, Besitzstörungs- und Pfändungsklagen entschied, übte es auch ausgedehnte Criminal-Gewalt durch den Bann- und die Landrichter der Herrschaften Ortenburg, Sonnek und Holenburg. Ihm war die Ueberwachung der fremden Protestanten im Lande besonders aufgetragen und empfohlen, „damit ihme nit etwa von hoff ein Fledermauß zuekombe." Sein „geborner" Stellvertreter, der Landesverweser, saß dem Schrannengerichte vor, und galt der Brauch, daß das Gericht nur bei erhobenem Stabe gesetzlich tagte, d. h. kein Spruch gültig war, wenn der Landesverweser ihn nicht mit erhobenem Stabe in der Hand gefällt hatte. Der Gerichtsstab galt für so wesentlich, daß, wenn der Landesverweser krank lag, er demselben vor das Bett gebracht werden mußte, damit er ihn hob, die Beisitzer rief, seine Unpäßlichkeit vorbrachte und seine Vertretung veranlaßte. In Kärnten besaßen ferner die Bisthümer Salzburg und Bamberg ausgedehnte Besitzungen und ließen dieselben durch Vicedome verwalten. Diese Güter waren bis in das 16. Jahrhundert nahezu selbständige Landestheile; erst seit Ferdinand I. wurde die Herrschaft des Landesfürsten mehr und mehr auf ihnen zur Geltung gebracht und zwar noch mehr auf den geschlossenen bambergischen, als den verstreuten salzburgischen Gründen. Der Vicedom von Salzburg war für die Kärntner Unterthanen seines Herrn die höhere Instanz in allen civilen und strafgerichtlichen Fragen, anerkannte aber von sich die Appellation an den Landeshauptmann und an die innerösterreichische Regierung. Mit Bamberg war nach langen Verhandlungen 1679 ein Vertrag geschlossen, wornach es aller höheren

Jurisdiction und anderen landesherrlichen Rechten, die es bisher behauptet hatte, gegen gewisse Entschädigung entsagte; sein Vicedom wurde nur der Vollstrecker der Urtheile, welche die gewöhnlichen obersten Gerichte des Landes fällten.

Von den zwei letztgenannten fremden Aemtern abgesehen, finden wir die gleichen hohen Landesstellen in Krain; auch war ihr Wirkungskreis unbedeutende Einzelheiten ausgenommen derselbe. In Görz bildeten der Landeshauptmann und sein Stellvertreter, der Landesverwalter, eine vereinigte Behörde, welche in Angelegenheiten jeder Art als erste oder als höhere Instanz entschied. Man fühlt, daß man hier bereits auf anderem Boden stehe, aus der summarischen Weise, mit der im Strafverfahren gegen Banditen und Träger verbotener Waffen vorgegangen wurde. „Wan ein solcher ertapt wirdt", heißt es, „examinirt man ihn, last ihn zum todt disponiren und inner 24 stunden archibusiren." Triest war entschieden mehr „in forma einer republica" gubernirt und hatte dabei eine „menge officianten, deren mehr sein alß burger oder heußer." Sein Hauptmann war eigentlich nur das Organ für Aufrechthaltung der Ruhe, den Vollzug der Befehle des Hofes oder der inneröſterreichischen Regierung und die Ueberwachung der Gesetzespflege. Er selbst wählte sich einen Stellvertreter oder Vicarius, der Streitsachen über 50 Geldpfunde schlichtete, während der Malefiz-Richter mit seinem Notar oder Secretär Strafrechtsfälle abwickelte. Vicar und Richter wurden von der Stadt bezahlt, durften aber keine Triestiner noch Venetianer, sondern mußten Deutsche oder Italiener aus den päpstlichen Staaten sein. Zu Fiume (S. Veit am Pflaum) regierte ein Hauptmann, dem der Kaiser einen Vicarius beistellte; des Ersteren unmittelbare Gewalt bezog sich nur auf Staatssachen und Angelegenheiten der öffentlichen Ruhe; der Letztere, welcher kein Eingeborner und kein Venetia-

ner sein durfte, richtete in allen höheren Civil- und Criminalfällen. In Flitsch besorgte ein Hauptmann alle Zweige der Verwaltung und zwar nach dem Herkommen, weil keine Instruction bestand. Sein Amt war größtentheils Staats-Polizei, und zwar gegen die Venetianer; die meisten Unterthanen auf Flitscher Gebiet hatte nämlich die Abtei Rosaz, welche größtentheils Venedig verliehen war.

Man sieht aus dieser Darstellung der höheren Administration einer einzigen Gruppe, wie vielfältig die Gesichtspuncte waren und wie lebhaft die Institutionen des Mittelalters, welche die Selbständigkeit der rechtbesitzenden Personen und Classen der Gesellschaft obenanstellte, noch fortblühten. Denkt man sich dieß Bild auf die übrigen Provinzen übertragen, wo andere deutsche Rechtsgewohnheiten üblich waren, zu denen wieder Privilegien und Rechtsausnahmen, ungarische, slavische und italienische Rechtsgebräuche traten, so mag man entnehmen, wie wenig von Einheit des Verwaltungslebens die Rede sein konnte. Die Zersplitterung des Rechtsuchens und Rechtgebens oben setzte sich nach unten in erhöhtem Maße fort. Selten war es gar nicht, daß auf einem einzigen Gute, je nach Personen, Liegenschaften, Zehent-, Vogtei- und anderen Rechten, zwölferlei oder noch mehr Herren geboten.

Ganz so verhielt es sich auch mit den Gesetzen. In manchen Gegenden bestanden von Dorf zu Dorf andere Normen für die Handhabung der Orts-Polizei und kleinen Gerichtsbarkeit. Man nannte sie Banntaidinge; in Oesterreich unter der Enns sind bisher nicht weniger als 350 solcher verschiedener Dorfrechte nachgewiesen. Die Regierung hatte nur darauf hingewirkt, daß bei diesen untersten Gerichten nicht mehr jene fürchterlichen Schärfen geübt würden, welche den in Beziehung auf

Haus- und Eigenthumsrecht strengen Anschauungen des Mittelalters entsprachen; es war nicht mehr gestattet, den nächtlichen Lauscher vor fremder Thüre kurzweg niederzustechen, dem Beschädiger eines Fruchtbaumes die rechte Hand abzuhacken, den Versetzer von Marksteinen lebendig zu begraben ꝛc.. Dazu kamen die Statuten und Gewohnheiten in den verschiedenen Märkten und Städten, bei Zünften und Bruderschaften, die verschiedenen Exemtionen von der ordentlichen Gerichtsbarkeit, so z. B. in Wien, wo die Inwohner von mehr als 200 Häusern oder die Strafrechtsfälle die daselbst vorkamen, nicht vom Stadtgerichte, sondern blos vom Landmarschall-Amte abgehandelt werden durften. Es waren eben „Freihäuser", Paläste oder Wohnungen, dem Adel gehörig und als solche priviligirt.

Ebenso unterschieden in der Zeit des Ursprunges wie im Charakter stellen sich jene umfassenden Landesgesetze dar, welche die hohe Gerichtsbarkeit über Leben und Tod betrafen. In Steiermark galt die Landesgerichtsordnung Karl II. von 1574, für Oesterreich unter der Enns hatte Kaiser Ferdinand III. mit Zuziehung der Stände 1656 eine solche entworfen, die 1675 erneuert wurde. Sie war auch bestimmt, in Ungarn Eingang zu gewinnen und namentlich betrieb Cardinal Kolonics die Uebersetzung und Einführung. Seit man aber 1681 auf die Verfassung von 1670 zurückkehrte, kam man auch davon ab. Der Geist der Zeit wird am ehesten aus solchen Kundgebungen und der Stand der öffentlichen Verwaltung daraus kennbar, wie man sie befolgte. Wollen wir daher die Grundsätze der Einen und Beispiele des Anderen in Kürze betrachten. Die Landesgerichtsordnung Ferdinand III. galt für alle unter verschiedenen Namen hohe Gerichtsbarkeit übenden Behörden. Sie waren landesfürstliche oder private, der Gutsherren oder der Städte. In Steiermark hießen die Ersteren die Banngerichte, deren zwei waren, zu

Grätz und Cilli, und welche auf landesfürstlichem oder nicht privilegirtem Privat-Gute ambulirend abgehalten wurden. Das genannte Gesetz behandelt in zwei Theilen mit 100 Artikeln zuerst den Vorgang bei der Gerichtspflege im allgemeinen, die Untersuchung, Beweisführung, Urtheilsfällung und Ausführung, dann die Landesgerichtsfälle selbst mit besonderer Instruction des Verfahrens für jeden derselben. Nächst der Gotteslästerung ist das ausführlichste Capitel jenes vom Hexen-Processe, das Verfahren wider Zauberer, Wahrsager, „aberglaubische Seegensprecher und Bockschicker.“ Auch der Selbstmord, respective die Behandlnng und Einziehung des Nachlasses eines „boßhaftigen Selbst-Mörders“ fiel diesem Gerichte anheim. Das Gesetz ließ vielfache allgemeine und besondere mildernde Umstände zu, sicherte in unklaren Fällen auch Vorsprecher oder Vertheidiger, befahl genaue Erhebung des Thatbestandes und bot dem Rechte wie dem Beklagten nach Möglichkeit gleich große Gewähr der unparteiischen Abwägung. Allein um zur Wahrheit mit allen Mitteln zu gelangen, ließ es auch die Folter zu. Den Schwachen drohte man zuerst, zeigte ihnen die Werkzeuge und legte ihnen sodann Daumschrauben und spanische Stiefel an; die Starken wurden gleich gebunden und stufenweise der Reckbank und dem Reckseil unterzogen. Als solche, „welche die Pein der Torturn so hoch nicht achten“, betrachtete das Gesetz „die Zigeuner, Juden und andere leichtfertige Leuth.“ Vielfältig waren die Strafen: der Tod durch Feuer, Viertheilen, Radbrechen, Galgen und Schwert, verschärft etwa durch Zwicken mit glühenden Zangen, Riemen aus der Haut schneiden, Zungen ausreißen oder abschneiden. Dagegen war das Schinden, Lebendigvergraben, Pfählen und Spießen, dann das Viertheilen, Radbrechen und Henken der Weiber, als in Oesterreich nie „gebräuchig gewesen“, verboten. Leibesstrafen waren Zungen- oder Ohrenabschneiden,

Hand- oder Fingerabschlagen, Ruthenstreiche. Willkürlich erkannte dagegen der Richter auf Arbeiten in den ungarischen Grenzhäusern oder an den Stadtgräben von Wien, öffentliche oder geheime Züchtigung, Prangerstehen, „an das Holtz spannen", früher in der dann verbotenen Form eines Kreuzes, „Prechelstehen" (vor der Kirche mit Ruthen in der Hand), Straßenkehren in Eisen, Gefängniß oder Geld. Zuchthäuser zu errichten dachte man erst seit 1671, wo ein solches mit einem Arbeitshause vereinigt zu Wien hergestellt wurde; daß es wesentlich an Geld für derlei Zwecke mangelte, zeigt, daß man bei Privaten sammelte, von Schauspielen, Lotterien, Kartenspielen kleine Beträge dafür eincassirte und die Kranken zu Stiftungen dafür zu interessiren strebte.

An die Verwaltung dieser hohen Gerichtsbarkeit knüpften sich unterschiedliche Bezüge, wie Abgaben sämmtlicher Inwohner des Landesgerichtsgebietes, als Landesgerichts-Hafer, Richter- oder Rechts-Getreide, dann Mauten. Aus einzelnen Fällen ergaben sich noch besondere Einnahmen, namentlich, wenn der Beklagte wohlhabend war; daher kam es, daß mehrere solcher Privat-Gerichte es nur mit den Bemittelten genau nahmen, wo aber keine Kost- und Strafgelder zu erwarten, die Deliquenten laufen ließen. In Steiermark geschah es öfters, daß ein privilegirter Grundherr, der sich mit seinem Gerichte nicht befassen wollte, dessen Verwaltung in Pacht gab, so daß die Rechtsübung mehrfach zur Geld-Speculation werden konnte. Auch anderwärts bestanden Mängel und Mißbräuche, wie aus den Berichten venetianischer Gesandten vielfach zu ersehen. Der Eine sagt (1661), die Gefängnisse seien nur da, um bequem auszubrechen, die Kettensträflinge ohne Überwachung könnten hin wo sie wollten, man sehe allzuviel durch die Finger, wende die Todesstrafe höchst selten an und doch

wimmle namentlich Wien von Verbrechern. Der Andere (1678) spricht von Verschleppungen und Bestechlichkeiten im Civil-Processe, deren einer 80 Jahre und darüber währte. Davon kam sicherlich das meiste auf die Rechnung des Advocaten nnd diesen schenkte die Regierung redliches Augenmerk. Aus der Zeit Leopold's und für Niederösterreich allein kann man nicht weniger als acht Advocaten-Ordnungen namhaft machen. Ein gleich großes Verdienst seiner Regierung war die Herausgabe einer Art von Civil-Gesetzbuch (Tractatus de iuribus incorporalibus, 1679), das für Niederösterreich in 18 Titeln die Gesetze und Rechtsführung über Roboten, Zehente, Haus- und Grunddienste, Bergrechte, Leibgedinge, Jagd und Fischereien, Zuwächse, Schaden durch Bau auf fremdem Grunde oder durch fremdes Vieh, streitige Feldmarken u. s. w. feststellte. An dem Willen der Regierung lag also wahrlich die Ursache der Klagen nicht, wohl aber an der verhältnißmäßig geringen Macht, nach allen Theilen gleich kräftig zu wirken, und an den Organen, welcher sie gezwungen war sich zu bedienen. Daher z. B. die Soldaten-Regierung in Ungarn von 1670, das Caraffa'sche Blutgericht zu Eperies u. a.

Aus zahlreichen Normen für Handel und Verkehr, Handwerke und Gewerbe läßt sich ohne Zweifel auch bedingt auf den Stand dieser Zweige schließen. Es fehlte nun allerdings an solchen nicht. Der Marktordnungen und Mauthgesetze, der Satzungen für den Vertrieb der Producte, für alle Handtirungen welche das gesellschaftliche Leben forderte, gab es für jedes einzelne Land eine abgesonderte große Menge. Allein sie betrafen regelmäßig fast nur Ur-Production und Klein-Gewerbe, und basirten bezüglich des Handels mehr auf dem inneren Verkehre als auf dem mit der Fremde. Die Ausfuhr im Lande erzeugter Producte

hätte durch Fabrication und Verkehrmittel gefördert werden sollen; doch sie befanden sich in der Wiege. Der Mauten bestand eine ungemeine Zahl, auf der Donau von Linz bis Hainburg allein achtzehn. Die einzelnen Provinzen sonderten sich durch Zollschranken ab und nach innen waren sie in eine endlose Reihe von landesfürstlichen oder privaten Maut-Gebieten zersplittert. Die Landes-Zollschranken benützte dann die gegenseitige Eifersucht, um Artikeln des Nachbarlandes, woran die eine Provinz selbst Vorrath hatte, den Handelsweg zu erschweren. Eine stehende Klage der Ungarn war, daß solches mit ihrem Weine und dessen Absatz nach Niederösterreich der Fall war. In der That verdarb in Ungarn der Wein, den man dort entweder nicht selbst trank oder welchen Polen etwa nicht abnahm. Nicht minder konnte die lebhafte Neigung der Regierung, Monopole zu ertheilen, dem Gewerbefleiße kaum aufhelfen. Es waren wohlmeinende, doch aber wieder kleinliche Rücksichten, wenn die Regierung durch ihre Polizei-Ordnungen den Verbrauch und somit die Erzeugung beschränkte, um nicht zu Luxus und Hoffart zu reizen. Dagegen wendete sie ehrlich Eifer an, um den armen Classen die ersten Bedürfnisse zu annehmbaren Preisen zu gewähren, setzte solche für Wein, Bier und Brod fest, normirte die Taglöhne. Auf diesem Gebiete trat sie häufig genug mit bevormundender Polizei-Gewalt auf, die damals mit den Anschauungen der Staats-Für-sorge innigst verwachsen war. Der Begriff der Polizei hatte in jener Zeit weit weniger den der Gegenwart, als vielmehr den, die einzelnen Classen der Gesellschaft in guter Zucht und ehrbarem Wandel in Kleidung, Hausrath, Essen und Trinken zu erhalten. Für Wahrung der Ruhe und Ordnung, für Sicherheit der Person und des Eigenthums sorgten in den Städten die Rumor-Wachen, am Lande die Gerichte, für jene der Gesundheit die städtischen und Regierungs-Behörden. Was im 16. Jahr-

hunderte noch zur Polizei gerechnet wurde und ihren Gesetzen verfiel, als Gotteslästerung, Fluchen, Ehebruch und Concubinat, war im 17. schon der Landesgerichtsordnung unterzogen; nur was das Leben in Anzug, Geräthen und Tischversorgung anbelangt, das hielten die Polizei-Ordnungen Leopold's strenge fest. Jene von 1671 schied sämmtliche Laienwelt in fünf Classen und setzte minutiös an, was je die Angehörigen der einen wie der anderen tragen, haben und essen dürften und was ihnen verboten sei, auch bis zu welchem Preise die Gegenstände jeweilig sich belaufen sollten. Die Regierung gab im neuen Gesetze von 1688 selbst an, daß das alte zu verwickelt sei, und nahm eine Unterscheidung nach nur drei Classen vor. Alle Handwerker, Köche und sonstigen Arbeits- und Dienstleute waren verpflichtet, Anzeige zu erstatten, falls jemand über seine Standesschranke sich kleiden oder Speisen sich bestellen wollte.

In der Vorsorge für öffentliche Sicherheit überwachte die Regierung die städtischen und anderen Organe, oder befahl je nach Gelegenheit Maßnahmen an. Vorzügliches wurde in dieser Richtung nicht geleistet. Den Behörden fehlte es an nachhaltiger Wirkungskraft und die Unfüge, einmal beseitigt, fanden bald Thür und Thor. Ganz ähnliches kann man von jenen Aufträgen sagen, welche Sauberkeit und Gesundheit der Stadt Wien bezweckten. Man erzählt vom Fürsten Lobkovic, daß, als wiederholte Befehle nichts gefruchtet, er den Bürgermeister zu einer Spazierfahrt einlud und an einer belebten Stelle beim größten Unrathhaufen ihn absetzte. Auf einige Zeit soll dieß gefruchtet haben. Dem Streben der Regierung in Sanitäts-Angelegenheiten geben die sogenannten „Infections-Ordnungen“ von 1679, 1680 ꝛc. Zeugniß; nur Schade, daß ihnen die Grundlage im rechtzeitigen Vorbeugen fehlte, so daß man erst der Gefahr inne wurde, als sie bereits im Herzen der Bevölke-

rung festsaß. Daß die Regierung auf schärfere Fremden-Polizei drängte, war durch die Verhältnisse gerechtfertiget. So lange die türkische Grenze so nahe lag, mußte man dem Zufluße von Zigeunern, „Raitzen“ und Türken mißtrauisch begegnen. Zuweilen machte sich auch gegen Franzosen solche Strenge geltend; so 1689, zur Zeit des französischen Krieges, als in verschiedenen Städten bedeutende Brände gelegt wurden und das Volk auf jene als Anstifter wies; sämmtliche Franzosen, Gewerbsleute und besonders die Erzieher in großen Häusern wurden ausgewiesen. Gegen die Juden machte sich die Volksabneigung als wider Spione der Türken wiederholt Luft. Die Regierung begegnete nur einem veranschlagten Morden, als sie den meisten Juden befahl, Wien und ihren Hauptwohnort, den „unteren Wörth“ daselbst, zu meiden (1669); seit damals trägt die Leopolds-Vorstadt den Namen des Kaisers. In der wirklich mannhaften Hilfe, welche die Juden 1686 den Türken bei der Vertheidigung von Ofen leisteten, sah der Pöbel nur eine Bestätigung seiner früheren Klagen.

Bei der streng religiösen Richtung des Kaisers war es natürlich, daß die Regierung sich's angelegen sein ließ, die Glaubenseinheit zu fördern und die Gläubigen zu gesittetem Wandel und Erfüllung der kirchlichen Pflichten zu verhalten. Daher die vielen Verordnungen bezüglich der Feier neuer Festtage, der Einhaltung der Fastengebote, des Beichtens u. dgl., auch häufig des „Kirchen-Schwatzens.“ So sehr aber der Kaiser auch wünschte, daß der Protestantismus aus seinen Landen weiche, läßt sich ihm doch die Anschuldigung von Ungerechtigkeit wider Andersgläubige nicht machen; wohl aber wurde sein Eifer in unteren Schichten für Zelotismus benützt. Welche Interessen da spielten und wie fern Leopold sich von Einseitigkeit hielt, zeigt seine Entscheidung bezüglich der protestantischen „Apo-

theker-Gesellen", deren Abschaffung Intoleranz und Zunftneid verlangte und die der Kaiser verweigerte. Hatte doch selbst Dr. Becher in der Anpreisung seiner projectirten Seidenfabrik zu dem Mittel gegriffen, die bestehende Seiden-Compagnie als wesentlich aus Protestanten bestehend zu verlästern, und gestrebt, seinen Gedanken durch solche Mittel mehr Hilfe zu schaffen!

Wahrhaft bedauerlich stand es mit der ländlichen Bevölkerung. In der Regel waren die Bauern Hörige; sie hatten kein rechtes Eigen, sondern was sie besaßen, nur zu Kauflehen. In den Gebirgslanden allein bestanden Freisassen, Leute, die frei über ihren Besitz verfügten. Immer aber war die Stellung des deutschen Bauers weit besser als jene des slavischen. In Böhmen und Mähren wird diese in gleichzeitigen Berichten geradezu als Leibeigenschaft gekennzeichnet. An Druck und Uebergriffen aber fehlte es nirgends. Daher jene Aufstände 1657 in Untersteier, 1678 und 1680 in Böhmen, wo nur die Regierung als Vermittlerin eintrat. In der Regel hatte der Unterthan, wenn er den Besitz aufnahm, das Anfahrtsgeld, wenn er ihn abtrat, das Abfahrtsgeld zu leisten; starb er, so nahm der Grundherr das Sterbgeld, und erst Leopold hob in Oesterreich das Sterbehaupt auf, d. h. die Pflicht, das beste Stück aus dem Viehstande an den Herrn zu geben. Zehent, Leistungen in Geld und Naturalien, endlich Roboten in Zahl der Tage und in Art wechselnd vervollkommnen das Bild der Unterthänigkeit. Die Gaben und Dienste waren allerdings durch Privat-Verträge festgesetzt; allein diese hatten keine sichere Garantie. Der Grundherr konnte sie mehren, und mehrte sie auch; er konnte wegen Kleinigkeiten, wegen Widersetzlichkeiten gegen seine Absichten, excessive strafen, konnte zwingen, daß alle Feilschaften ihm angeboten werden mußten, zu Preisen, die er setzte, daß die Kinder umsonst bei ihm Dienste thaten u. s. w. Auf kaiserlichen Gütern kamen der-

gleichen Dinge nicht vor, aber bei entlegenen Privaten erhielt die Regierung erst nach lange fortgesetzten Plackereien Kenntniß. So hatte sie in Böhmen die übermäßige Robot, welche 3 bis 4 Tage in der Woche nahm, herabzusetzen; aber das österreichische Maß, welches 12 Tage nur im Jahre betrug, konnte sie daselbst nicht einführen.

Für das Aufblühen von Kunst und Wissenschaft mangelten die Bedingungen in Oesterreich zu Leopold's Zeiten allenthalben. Das Reich zählte während dessen ganzer Regierung kaum fünf zusammenhängende Jahre des Friedens; Krieg und Finanz-Wirthschaft legten den Staatssäckel jahrjährlich blos. Dazu kam, daß die Regierung auf den Unterricht eben so viel oder eigentlich eben so wenig unmittelbaren Einfluß hatte, als auf irgend einen anderen Zweig der Verwaltung. In allen Schulen beschränkte sich ihre Einflußnahme mehr auf die politische Ueberwachung, namentlich wider das Eindringen ketzerischer Lehren. Den Unterricht an Gymnasien und Universitäten leiteten entweder die Jesuiten oder die seit 1656 eingeführten Piaristen. Daß der Unterricht in der todten Sprache des Latein gehalten war, gab vielleicht nur ein kleines Hinderniß des höheren Aufschwunges ab, ein weit größeres dagegen das Einspinnen der Geister in althergebrachte Lehrformen, die Furcht vor Neuerungen und das sorgliche Absperren von literarischem und anderem Verkehre mit dem Geiste und den Persönlichkeiten fremder Lande. Es war streng verboten, Jünglinge ohne Regierungserlaubniß an auswärtige Universitäten zu schicken, und die Censur überwachte sowohl die Einfuhr der Bücher als auch die Erzeugnisse des inneren Buchhandels. Und diese Maßnahme ward gehandhabt von Commissionen, in welchen Beamte der Regierung mit Jesuiten der Universität zusammen saßen. Diese Erscheinung zeigte sich übrigens auch sonst auf

deutschem Boden. Wo man sich etwas lebhafter zu regen begann, da setzte sich das Französische an die Stelle des Lateinischen, wie dieß im Verkehre der feineren Gesellschaft gehalten wurde. Nicht für Oesterreich allein, für ganz Deutschland war daher das Geschichtsbuch des Jesuiten Wagner von Wagenfels, des Lehrers Joseph I., ein merkwürdiges Erzeugniß, da es, das Fremde abstreifend, in einem Deutsch gehalten war, das ohne Zwang ebensoviel Reinheit als in der Anlage patriotisches Gefühl athmete.

Das Oesterreich von damals ist der beste Beweis, daß die wohlwollenden Unterstützungen der Fürsten auf diesem Gebiete wenig nützen, wenn sie nur auf einen geringen Kreis sich beschränken und nach unten zu mit zweckmäßig eingerichteten und in gleichem Geiste beeinflußten Anstalten nicht gepaart sind. An sich nämlich war Leopold ein Förderer nach Kräften und selbst eigentlich Gelehrter, sein Verkehr mit dem Hamburger Lambecius ein außerordentlich reger und freundlicher. Auf die Sammlungen der Hof-Bibliothek und deren Vermehrung wurden jahrjährlich bedeutende Summen verwendet; namentlich das Fach der Handschriften erfuhr wesentliche Bereicherungen. Die Bibliothek von Ambras bei Innsbruck wurde gleich nach der Uebernahme Tyrols nach Wien gezogen und 1686 geschah das gleiche mit den in Ofen gebliebenen Resten der Büchersammlung des Königs Mathias Corvinus. Daß der Director der Hof-Bibliothek, Lambecius, den Catalog der Handschriften edirte, geschah ebenso mit Leopold's Unterstützung, wie die Herausgabe physikalischer Werke durch P. Kirchner. Um Tyrol nebst seiner abgesonderten Verwaltung auch einen eigenen wissenschaftlichen Mittelpunct zu geben, aber auch um die Studenten nicht weiter nach der nächsten Universität zu Ingolstadt ziehen zu lassen, gründete Leopold die Hochschule zu Innsbruck (1672). Seinen Neigungen für Natur-

Wissenschaften verdankte die deutsche Gesellschaft dieser Richtung, die „Societas naturae curiosorum“, ihren Ursprung. Auch von reichen Privaten, von den Ständen einzelner Lande geschah einiges, besonders auf dem Gebiete heimatlicher Geschichte und Landeskunde. Wir erinnern an Megiser, Valvasor und Vischer, deren Arbeiten für Kärnten, Krain, Steiermark und Oesterreich einen Anfang heimatgeschichtlicher Darstellung in Wort und Bild boten, an Balbin für Böhmen, an Pešina für Mähren, an den Grafen Windhag, dessen reiche Bibliothek die Grundlage der Wiener Universitäts-Bibliothek bildete. Unter Leopold war es, daß dessen Oheim Leopold Wilhelm den Grund zur Wiener Bilder-Gallerie legte; ebenso war es der Kaiser selbst, der gleich Ludwig XIV. seinen Sinn für die Kunst durch großartige Vermehrung des Medaillen-Cabinetes bethätigte. Weniger geschah der kriegerischen Zeiten wegen für größere Bauten. Die Blüthe dieser datirt mehr aus den Tagen des prachtliebenden Sohnes Leopold's, Karl VI., den überhaupt günstigere Verhältnisse stützten. Er führte die Keime aus, die unter seinem Vater bereits entschieden empordrangen, aber erst unter der allmäligen Wandlung des Regierungs-Systemes und vollerer Entwicklung der Staatsgewalt nach Innen sich entfalten konnten.

III.

Die ersten Jahre der Regierung Leopold's.

11.

Die Kaiserwahl zu Frankfurt 1658.

Nach Ferdinand III. Tode waren es zunächst zwei Angelegenheiten, welche das Interesse des kaiserlichen Hofes in Anspruch nahmen. Die Wahl Leopold's zum römischen Kaiser und der schwedisch-polnische Krieg. Hier wie dort selbstthätig einzugreifen, blieb Leopold beschieden; sein Vater hatte ihm in beiden nur Vorkehrungen, aber keinen entschiedenen Erfolg als Stütze weiterer Schritte hinterlassen können.

Die Aussichten Leopold's auf die Wahl zum deutschen Kaiser gestalteten sich anfangs sehr übel. Zum besseren Theile und zwar von den Mächtigeren der deutschen Fürsten wurde nicht verkannt, daß nur ein Oberhaupt mit bedeutender Hausmacht die Interessen des Reiches mit Würde und Sicherheit vertreten könne. Allein diese Anschauung drang nicht allenthalben in gleichem Maße durch. Die Nicht-Wahlherren, und zwar vorwiegend die protestantischen, waren entschieden gegen einen

Kaiser aus dem Hause Habsburg, zum mindesten wider das regierende Glied desselben. Hatten auch ihre Stimmen keinen Einfluß unmittelbar auf die Wahl, so fehlte es doch nicht an solchem durch ihre Stellung zu den Wählern. Dazu war der fremde Einfluß ein viel anderer als zeitens der Wahl Ferdinand IV. Damals ging Oesterreich mit Schweden Hand in Hand; jetzt bekriegten sich beide. Damals schwieg Frankreich und ließ geschehen, was es nicht hintertreiben konnte; jetzt aber sah Mazarin in der Wahlfrage die beste Gelegenheit, Oesterreich aus Deutschland ganz wegzudrängen, und spannte die Kräfte auf das äußerste. An schmeichelnden Worten und klingender Münze wurde alles Verfügbare aufgewendet; ein guter Theil der Fürsten, ohne Unterschied des Bekenntnisses, kam dabei Frankreich auf halbem Wege entgegen.

Von den Wahlherren konnte Oesterreich mit einiger Sicherheit nur auf Sachsen rechnen. Brandenburg's wurde man erst im Verlaufe des polnischen Krieges gewisser, da der Kurfürst sich vom schwedischen Bündnisse allmälig zu lösen begann und endlich vollkommen in das gegnerische Lager überging. Auf das befreundete Bayern war nicht bestimmter Verlaß. Zwar kehrten alle Räthe des jugendlichen Herzogs Ferdinand Maria sich gegen solche Abmachungen, welche die bisherige verbündete Politik der Häuser Habsburg und Wittelsbach unterbrochen hätten; allein die Kurfürstin Henriette aus dem Hause Savoyen trieb in anderer Richtung. Trier hielt nicht zu Frankreich; allein in dessen Nachbarschaft und umgeben von französisch denkenden Fürsten konnte es in seinem wahren Fühlen sich nicht aussprechen. Der Kölner Kurfürst, ein bayerischer Prinz, hatte die angebliche Zurücksetzung bei der Krönung zu Regensburg nicht vergessen; berathen wie derselbe von den Gebrüdern Grafen Fürstenberg war, den erklärtesten Anhängern Frankreichs,

durfte Mazarin auf ihn bei jedem Schritte zählen. Unter allen Kurfürsten aber am einflußreichsten waren der Erzbischof von Mainz, Johann Philipp Graf von Schönborn, druch seine Würde als Reichskanzler und der Pfalzgraf bei Rhein, Karl Ludwig, durch ausgedehnten Besitz und die günstige Lage seiner Lande gegenüber den rheinischen Wahlfürsten. Der Erstere befolgte übrigens eine zweifelhafte Haltung; man rühmte an ihm Vaterlandsliebe und Klugheit; unter dem Scheine der Hinneigung zu Frankreich habe er dieses nur hinzuhalten und Oesterreich allmälig mehr Stellung fassen zu lassen gesucht. In des Wortes trockenstem Sinne aber besoldet war Karl Ludwig. Bei ihm zuerst sprach der französische Wahl-Botschafter Anton von Grammont vor und schloß einen förmlichen Stimmenkauf ab, schmählich an sich, schmählicher noch durch das Mißtrauen, mit welchem jede Zahlung aus den einstweilen bei dem schwedischen Gesandten hinterlegten Summen von thatsächlich vorher geschehenen Leistungen abhängig gemacht wurde. Was Mazarin in solcher Weise aufgewendet, zeigte dem Wiener Hofe ein Schreiben Grammont's, das in den Niederlanden von den Spaniern aufgefangen worden war.

Die Wahl-Verhandlungen begannen im Herbste 1657. Bayern und Brandenburg ausgenommen erschienen zu Frankfurt alle Kurfürsten persönlich. Am Pariser Hofe zweifelte man anfangs sehr, ob der französische Gesandte Zulaß erhalten würde. Selbst Grammont ging beruhigter an die Reise, als Mazarin ihm die vollsten Versicherungen ertheilte, daß alle Wege gebahnt seien. Die Absicht Mazarin's zielte alles Ernstes dahin, seinem jugendlichen Monarchen die deutsche Krone zu verschaffen. Diesen kühnen Gedanken betrafen wohl auch jene Papiere, die Grammont erst auf deutschem Boden zu eröffnen hatte und die er, wie er schrieb, erschreckt wieder in den Koffer vergrub. Mazarin hatte

ohne Zweifel auf Schweden gerechnet, das, an seine Subsidien im polnischen Kriege gewöhnt, jetzt in die Lage kam Gegenleistungen zu bieten. In der sichern Erwartung des Gelingens hatte er Ludwig XIV. bereits in die Nähe des Wahlbodens, nach Metz, sich begeben lassen. Allein Björenclou, Karl Gustav's Gesandter, erklärte diese Wahl für ganz unthunlich, wie denn Grammont auch anderwärts nicht das nöthige Entgegenkommen fand.

Nunmehr galt es einen anderen Candidaten der Krone zu finden. Mainz und Köln schlugen den Erzherzog Leopold Wilhelm vor, ehemals Statthalter der spanischen Niederlande, Großmeister des Deutschordens und Onkel Leopold's. Dieser lehnte jedoch ab und wies auf seinen Neffen. Frankreich beantragte den Pfalzgrafen von Neuburg, dem aber die Stimme Brandenburgs wegen des Streites um Jülich entgegenstand. In zweiter Reihe nach dem eigenen Könige war von Mazarin der Kurfürst von Bayern in's Auge gefaßt und dieser auch den meisten Wahlherren genehm. Als Unterhändler Frankreichs wirkte am Münchner Hofe der Sänger Otto Melani. Ueberdieß schwärmte die Kurfürstin selbst für die Kaiserwürde ihres Gemals. Letzterer konnte aber bei allem Drängen zu keiner bestimmten Zusage gebracht werden. Man wurde zu Frankfurt immer verlegener und entsendete den einen Rath des Kürfürsten von Köln, Grafen Egon zu Fürstenberg, an Ferdinand Maria. Er brachte volle Zustimmung desselben zurück; offenbar hatte man entweder nur auf die Kurfürstin gehört oder man wollte ihren Gemal zuerst dem Wiener Hofe gegenüber compromittiren, um ihn fester zu binden. Als endlich der bayerische Gesandte im vollen Rathe erklärte, sein Herzog werde die Wahl nie und nimmermehr annehmen, ging Grammont selbst nach München. Wenn der Kurfürst annehme, sicherte er ihm nebst der kräftigsten Unterstützung

Frankreichs 3,000.000 Thaler jährlicher Subsidien und von den österreichischen Landen alles zu, worauf er nur irgend welchen Anspruch erheben würde. Doch der Kurfürst blieb bei seiner Weigerung, und unverrichteter Dinge zog Grammont ab.

Inzwischen hatten diese Mißerfolge die kleine österreichische Partei der Kurfürsten verstärkt. Trier sprach sich offen aus, Brandenburg stand Schweden nicht mehr im Wege und Leopold wurde nun zur Werbung um die Krone eingeladen. Von den Räthen Porzia, Auersperg, Schwarzenberg und Kurz begleitet begab er sich im März 1658 persönlich nach Frankfurt, um den Verhandlungen betreffs der Wahl-Capitulation nahe zu sein. Sowie Frankreich vordem seine Candidaten durchzubringen versucht hatte, drängte es jetzt seine Forderungen in erste Reihe. Das Reichsoberhaupt solle sich eidlich verpflichten, Frankreichs Feinde nie zu unterstützen. Darin fand es viele Hilfe in den rheinischen Fürsten; man hatte dabei wesentlich Spanien im Auge und wollte so verhüten, daß durch die Familien-Verbindung des Kaisers auch das Reich Spaniens wegen in Krieg und Kosten käme. Dem Begehren Grammont's wurde willfahrt; nur sollte auch Frankreich zu gleicher Haltung gegenüber dem Kaiser gebunden sein. Zögernd willigte der französische Gesandte ein; doch zu aller Sicherheit verlangte er, die Capitulation solle den Kaiser der Würde für verlustig erklären, wenn er dieser Verpflichtung sich entzöge. Da befahl Leopold zur Abreise zu rüsten. „Er wolle warten“, soll er gesagt haben, „bis man ihm die Krone nach Wien brächte.“ Von dem insolenten Begehren wurde abgelassen, und da die schwierigsten Puncte damit beseitiget waren, stand dem Abschlusse nichts mehr im Wege. Freilich mit dem Einen war Spanien aufgegeben und trat von da ab nicht nur die Vereinzelung der habsburgischen Linien unter sich trotz aller folgenden Familien-Verbindungen immer

mehr zu Tage, sondern auch sämmtliche drei spätere Kriege Ludwig's, in welche das deutsche Reich immer verwickelt wurde, lassen sich auf diese Opferung Spaniens zurückführen. Die Wahl und Annahme der Krone fand am 18. Juli statt, die Krönung am 1. August.

Seinen Einfluß noch mehr zu festigen ließ Frankreich sich angeblich von den deutschen Fürsten ein Mittel bieten, das es aber vor der Wahl selber schon vorbereitet hatte, um den Kaiser zu zwingen, an den Bedingnissen der Wahl-Capitulation festzuhalten. Es war dieß ein Bund im Bunde, welchen die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, der Bischof von Münster, der König von Schweden und die Fürsten von Pfalz-Neuburg, Braunschweig-Lüneburg und Hessen unter sich am 14. August zu Höchst eingingen, wozu sie formell auch Frankreich einluden, das am 15. d. M. beitrat. Dieser Vertrag meist rheinischer Fürsten versprach solidarisch die Theilhaber dahin wirken zu lassen, daß jede Verletzung des westphälischen Friedens, namentlich aber jener Puncte, die Frankreich der angeblichen aggressiven Politik des Kaisers gegenüber sichern sollten, fern gehalten würde. Dazu richtete sich der Bund eine eigene Vertretung ein und stellte ein Corps von 8000 Mann auf, das Frankreich durch ein Contingent verstärkte. Mit diesem Bündnisse war ein gefährliches Beispiel geschaffen, und da die Wohlthaten desselben auch Schweden zugedacht waren, so äußerten sich die Folgen unmittelbar in dem polnischen Kriege, wo die kaiserlichen Truppen gehindert waren, in gleichem Maße wie gegen die bremischen und verdischen Länder jener Macht vorzugehen.

Am 18. August, nachdem der Wahltag fast ein ganzes Jahr gedauert, begab sich Leopold wieder in seine Erbländer. Unter außerordentlichen Feierlichkeiten und Darbringung kost-

barer Gaben von Seite des ganzen Landes fand am 1. October der Einzug in Wien statt. Es war damals, daß der Gärtner Gabriel Satzberger die Reichsfahne am Knopfe des St. Stephansthurmes, von außen an demselben aufkletternd, anbrachte, und als er nicht mehr frühzeitig genug herabkommen konnte, die Nacht auf der Rose unter dem Halbmonde zubrachte.

12.

Der schwedisch-polnische Krieg — Friede zu Oliva — Der pyrenäische Friede 1660.

Bevor noch die Wahl-Verhandlungen begonnen hatten, war Oesterreich in den polnisch-schwedischen Krieg eingetreten. Freilich schwankte man am Hofe zu Wien in den ersten Wochen nach Ferdinand III. Tode, ob man in der Richtung des polnischen Bündnisses vom März 1657 weiter gehen solle. Der langsame und unthätige Porzia war dafür, Polen seine Angelegenheit selbst austragen zu lassen. Dagegen aber drang Auersperg durch. Nach seiner Ansicht galt es jetzt, Oesterreich, das man aus jeder Position in Mittel- und West-Europa zu verdrängen dachte, wieder Stellung zu geben. Durch laues Zusehen konnte eine solche nicht gewonnen werden. Zugleich lag das Bedürfniß zu Tage, eine allzuhochstrebende Macht, die, französischen Einflüssen zugänglich, den Spielraum ihrer Entwürfe in geeignetem Momente auch auf österreichisches Gebiet übertragen konnte, sich vom Leibe zu halten. Zudem konnte Oesterreich dem Eingreifen Rákóczy's gegenüber nicht gleichgiltig bleiben. Glückte es diesem in Polen, so war es selbst bedroht, glückte es ihm nicht, so konnte die Pforte Oesterreich als geheimen Unterstützer der Pläne

ihres Vasallen ansehen und ihre Drohungen wider diesen auch gegen das königliche Ungarn ausdehnen.

Am 27. Mai 1657 wurde sonach der endgiltige Vertrag mit Polen geschlossen. Seine Grundlagen waren annähernd dieselben des Präliminar-Bündnisses vom März. Man rechnete auf den Beitritt Dänemarks, Hollands, Rußlands und etlicher Fürsten des Reiches, namentlich jenes von Brandenburg. In erster Reihe fanden jene österreichischen Truppen Verwendung, die in Schlesien standen. Unter dem Oberbefehle des Grafen Hatzfeld, dem die Generale Montecucculi, Spork und de Souches beigegeben waren, ging Ende Juni und Anfangs Juli der Einmarsch in Polen vor sich. Pinczow mit seiner schwedisch-siebenbürgischen Besatzung wurde genommen und an die Umzingelung von Krakau geschritten, welches General Würz vertheidigte, an dessen Seite Johann Bethlen mit einer siebenbürgischen Abtheilung stand.

Am 11. Juni war das Kriegs-Manifest Dänemarks erschienen. Diese Wendung im Norden zog Karl Gustav aus Polen ab, vielleicht nicht einmal gegen seinen Wunsch. In dem weiten ausgedehnten Lande, das keine bedeutende Festung mehr zu nehmen, kein großes Heer mehr zu schlagen bot, wo die besten Truppen Schwedens an Märschen, Krankheiten und geringfügigem Guerilla-Kriege verdarben, das ausgesogen ihnen auch nichts mehr an Beute lieferte, was den Mühen entsprach, in diesem Lande gab es für des Königs Thatkraft keinen würdigen Gegenstand mehr. Sollte er etwa mit Oesterreich den Kampf aufnehmen, während Dänemark sich der schwedischen Besitzungen auf deutschem Boden bemächtigte? So geschah es, daß in dem Augenblicke, als die Oesterreicher in Polen einrückten, Karl Gustav schon mit der Hauptmacht dasselbe geräumt hatte. Nur in den verschiedenen festen Plätzen, namentlich an der Ostsee, ließ er

Besatzungen zurück. Auch Rákóczy erhielt von ihm den Rath, zu sehen, wie er am besten Frieden machen könne.

Die Ehre mit dem berühmtesten Schlachtenhelden seiner Tage vereinigt zu ziehen, beschränkte sich bei dem Siebenbürger Fürsten auf wenige Wochen. Zusammen mit ihm hatte er Brześć gestürmt, war er nach Warschau gezogen; jetzt aber mußte er zurück. Ungeachtet er noch über ein Corps von 30.000 Mann gebot, das unter geschickter Führung den Rückzug sich wohl erzwingen konnte, verließ ihn der Muth und die Gegenwart des Geistes. Die Kosaken fielen ab, mit ihrem bisherigen Antheil an Sieg und Beute zufrieden. Vor ihm lag ein Gebiet von Wäldern und Morästen, aus denen „die hin und wieder verstreuten Polen wie ein erzürnter Bienenschwarm wiederumb in das offene Feld" sich schaarten, zur Seite Russen und Tataren, bei Krakau die Oesterreicher und Polen. An den Hof König Johann Kasimir's, dessen Gemahlin nicht ungünstig für ihn gestimmt war, sendete er den Unterhändler Posenski und trat auf weitem Umwege den Rückzug an. Von Krakau her suchten die Reiterschaaren Lubomirski's, Potocki's, Sapieha's und Czarnecki's, dann des Generals Spork ihm die Karpathen-Linie abzugewinnen. Bei Jaroslau, unweit Jaworow, holte ihn Czarnecki ein und nahm ihm 5000 Mann, 19 Kanonen, 37 Standarten und an 100 Munitions-Wägen ab. Der Rückzug wurde zur Flucht. Immer weiter drängte man ihn gegen Osten. Am Flusse Boreg sah er sich umzingelt. Obwohl noch immer stark genug, sich durchzuschlagen, nahm er doch den Vergleich an, zu dem ihn Czarnecki drängte, 22. Juli. Er mußte dem schwedischen Bündnisse entsagen und versprechen, alle seine Leute aus den polnischen Plätzen zurückzuziehen; dem Kaiser und dem Könige von Polen habe er durch feierliche Gesandtschaften Abbitte zu leisten, an Johann Kasimir 1.200.000 fl., an den Ta-

taren-Chan und dessen Wesir je 15,000 fl. zu bezahlen. Charakteristisch für den Zustand der Disciplin seiner Truppen war der Punkt betreffs Rückgabe der geraubten Kirchengeräthe, für die künftige Stellung Siebenbürgens jener der Hülfeleistung an Polen, wann dessen König sie verlangte. Als Geißeln mußten Stephan Apafy, Georg Geröfy und der Hermannstädter Bürger Schelker dienen. Rákóczy trennte sich von dem Heere. Mit 300 Reitern unter dem Geleite Lubomirski's eilte er in die Marmaros nach Ecsed, wo Weib und Kind seiner warteten. Das Haupt-Corps unter Johann Kemény sollte Sapieha an die Grenze führen. Allein der Tartaren-Chan, der mit großer Macht in der Nähe stand, kehrte sich nicht an den geschlossenen Vertrag, sondern ließ die Siebenbürger angreifen. Am ersten Tage wehrten sie sich mit Erfolg. Kemény ging zur Unterhandlung ins tatarische Lager und ward dort festgehalten. Tags darauf erlagen seine Leute, hauptsächlich durch Mangel an Führung und den offenen Abfall der Szemenyer, eines bulgarischen Fußvolkes. Angesichts der heimatlichen Berge wurden an 3000 Mann hingeschlachtet, der Rest mit Kemény, aber auch mit den Ueberläufern, wanderte in tatarische Gefangenschaft. Es waren kaum acht Monate, seit unter den schönsten Hoffnungen der Zug nach Polen war angetreten worden!

Krakau weigerte die Uebergabe. Als aber die Nachrichten von dem Vertrage am Voreg einlangten, mußten die Siebenbürger unter Bethlen die Stadt verlassen. Jetzt konnte auch der Schwede Würz die Stadt nicht mehr halten; gegen freien Abzug übergab er sie am 30. August. Sie wurde von einer Abtheilung Österreicher besetzt, deren Haupt-Corps unter Hatzfeld nach Thorn und unter Montecucculi nach Posen vorrückte, wo sie angesichts der polnisch-brandenburgischen Verhandlungen Winter-Quartiere bezogen.

Im Norden hatten die Dänen kaum begonnen, die schwedischen Besitzungen in Deutschland und Norwegen anzugreifen, als Karl Gustav auf dem Schlachtfelde erschien. Aus Holstein, Schleswig und Jütland wurden die Dänen in raschem Zuge hinausgeworfen und mit dem Falle von Friedrichsodde (heute Fridericia, 27. October) auf die Inseln allein gewiesen. Auch den Winter ließ Karl Gustav nicht ungenützt vorübergehen. Er benützte den strengen Frost der ersten Monate von 1658, und wo man früher nicht Einen Mann, viel weniger Pferde den Weg über die Eisdecke hatte machen sehen, da führte er ein Corps von 5000 Mann von Alsen auf Fünen, von da über Langeland, Laaland und Falster nach Seeland. „Wie vom Himmel geschneit“ stand er vor Kopenhagen und Friedrich III. mußte sich zu Röskild zum Frieden bequemen, 27. Februar, der Schweden mehrere Provinzen überlieferte, sie vom Sundzolle und den Herzog von Holstein-Gottorp von dänischer Oberherrlichkeit befreite

Den Verbündeten blieb nichts, als für den Feldzug des Jahres 1658 in diplomatischer und militärischer Beziehung vollauf sich zu sammeln. In ersterer Richtung ward der Weg durch den Kurfürsten von Brandenburg und seinen Frieden mit Polen eingeschlagen. Zu Welau am 19. September 1657 wurde er abgeschlossen und darin seitens Polen die Souveränetät Brandenburgs über Preußen anerkannt. Ein zweiter Vertrag vom selben Tage sicherte Polen die Unterstützung des Kurfürsten im Kriege; allein zur eigentlichen Allianz trat letzterer damit noch nicht bei. Das sollte in Separat-Verträgen mit Dänemark und Österreich geschehen. Jedenfalls wußte man am Berliner Hofe gut zu rechnen und den eigenen Vortheil nie zu übersehen. Mit Österreich gelangte erst am 15. Februar 1658 der Vertrag zum Abschlusse, und als er schon von Wien aus ratificirt war, verschob

man in Berlin die Unterzeichnung, glühte aber, den Versicherungen nach, vor Kriegseifer. Übrigens zog sich das erste Halbjahr in kleinen Gefechten hin. Die Wahlbewegung zu Frankfurt war in vollem Flusse und dämmte ebenfalls in etwas den Krieg.

Karl Gustav hatte nun Österreich, Polen und Brandenburg wider sich. Ihn unterstützte Frankreich mit Geld, England mit bestimmten Zusagen, und die Holländer waren vorläufig durch Versprechungen auf Stillstand gewiesen. Er schien seine Unternehmungen an die Weichsel verlegen zu wollen; allein das war nur Schein. Es galt Dänemark, während Montecucculi ihn in den polnischen Niederungen erwartete. In Einem Punkte hatte nämlich König Friedrich III. nicht nachgegeben: das baltische Meer als schwedischen See anzuerkennen und alle fremden Flotten mit schwedischer Unterstützung ausschließen zu helfen. Dieß wollte nun Karl Gustav erzwingen. Ohne daß man zu Kopenhagen eine Ahnung hatte, selbst ohne daß die schwedische Armee anfänglich wußte, wohin es ging, segelte er von Kiel ab und stand in sechs Tagen, 15. August, vor Kopenhagen. Er versäumte aber dessen Überraschung zu benützen. Als er angriff, hatte man sich erholt und vertheidigte sich mit Geschick. Jetzt kamen alle Interessenten in Bewegung. Holland wollte Dänemark nicht fallen lassen, um nicht an England alle Handelsvortheile der Ostsee zu verlieren. England sicherte Schweden Unterstützung zu und versuchte Holland vorerst durch Drohungen zurückzuhalten. Von der Weichsel und der Elbe drangen die Oesterreicher, Polen und Brandenburger in ungewöhnlich rascher Weise unter Führung des Kurfürsten an die Eider vor und standen im Spätherbste schon in Jütland. Die holländische Flotte unter Jacob de Wassenaer warf die schwedische von Kopenhagen zurück und befreite die Stadt auf der Seeseite, 8. November. Im December setzten Oesterreicher und Brandenburger auf Alsen

über. Jetzt gebot Englands Einschreiten den Holländern Stillstand. Da den Verbündeten der Uebergang auf Fünen mißlang, Juni 1659, wurden inzwischen in Pommern und Preußen die Schweden angegriffen. Montecucculi nahm Demmin, Trübensee und Greifswalde, de Souches Greifenhagen, Damm und Kamnica, an der Weichsel fielen Mitau, Graudenz, Straßburg und Haupt ab. Als dann die englische Flotte innerer Angelegenheiten wegen heimberufen wurde und die Holländer mit Verstärkungen unter de Ruyter auf Frieden drangen, räumte Karl Gustav, scheinbar die Vermittlung der Seemächte annehmend, das Feld. Sein plötzlicher Tod am 23. Feb. 1660, die Unfähigkeit der Regentschaft den Krieg fortzuführen, machte diesem ein Ende.

Mit Karl Gustav und dessen Plänen fiel auch für Österreich das Motiv weiterer Betheiligung. Eroberungen hatte es nicht gesucht, sondern nur Beseitigung der Gefahren von seinen Grenzen und Sicherung des europäischen Friedens. Als die Hauptfactoren im Kriege durch den Frieden von Oliva bei Danzig (am 3. Mai zwischen Schweden und Polen und am 3. Juni zwischen Schweden und Dänemark) sich verglichen, gab auch Österreich, was es erobert hatte, an die betreffenden Mächte heraus.

Eben als die Holländer jene bewaffnete und nach dänischer und schwedischer Seite drängende Vermittlung betrieben, gelang es auch Mazarin den Streit mit Spanien zu schließen. Diese Beilegung hatte ihr Hinderniß in dem Verlangen Frankreichs gehabt, daß die Infantin Maria Theresia, bis vor drei Jahren die Thronerbin Spaniens, mit Ludwig XIV. vermählt werden sollte. Seit in den letzten Jahren dem Könige von Spanien zwei Söhne geboren worden, schien die Gefahr vorüber, daß die Bourbons aus einer solchen Heirath Erb-Ansprüche ableiten könnten. Immerhin versuchte Spanien noch durch zwei Jahre den Krieg allein, doch wie sonst mit unentschie-

denem Erfolge. Als Mazarin Miene machte, seinem Könige eine savoyische Prinzessin zuzuführen, nahm Philipp IV. die Friedensbedingungen selbst wieder auf. Im November 1659 kam denn der s. g. pyrenäische Frieden zum Abschlusse. Wichtiger als alle Gebietsabtretungen, die er herbeiführte, war die Verclausulirung der persönlichen Verbindung beider Häuser. Ihre Abmachung verzögerte auch am meisten. Frankreich verlangte das Fortbestehen der Erbrechte der Infantin, eine gegen allen Brauch und jedes Hausgesetz verstoßende Forderung. Endlich sah es davon ab, machte aber das Wiederaufleben dieser Ansprüche von der Pünktlichkeit der Zahlung der Mitgift abhängig. Allein welche Entsagung auch immer festgestellt werden mochte, war Frankreich, das alle Fälle schon im vorhinein berechnet haben mußte, seiner Erfolge sicher. Schon dreizehn Jahre früher hatte Mazarin an den französischen Botschafter in München geschrieben: „Wenn einmal die Infantin an Seine Majestät verheirathet sein wird, so können wir die Erbfolge in Spanien beanspruchen, unter welchen Formen der Verzichtleistung man jene immer nur binden mag."

Die Vermälung fand bereits am 9. Juni 1660 statt, und zwischen den Habsburgern und den Bourbons war damit neuerdings ein Verwandtschaftsband hergestellt. Drückender für Erstere hätte keines gefunden werden können.

13.

Siebenbürgische Angelegenheiten — Verwicklung mit der Türkei.

Die zwei Ereignisse am Beginne der Regierung Leopold's, der Zug Rákóczy's nach Polen und der pyrenäische Friede, bil-

den für seine Lebenszeit eigentliche Epochen. An ihnen haften nämlich als Ausgangspunkte jene Bewegungen, welche die Geschichte seiner Tage in Beziehung auf Oesterreich charakterisiren. Sie lassen sich kurz unter die Bezeichnung eines unausgesetzten Kampfes wider Frankreichs Vordrängen und wider die türkische Herrschaft an der oberen Donau zusammenfassen.

Mit seinem phantastischen Zuge nach Polen hatte Rákóczy der nüchternen Politik der Pforte entgegengehandelt; ihre Schritte mußten jene Oesterreichs bestimmen, an den Sieg oder an die Niederlagen des einen oder anderen Theiles mußte sich erhöhte Eroberungslust oder das Gefühl der Wiedervergeltung knüpfen, und das war das Programm der nächsten Jahrzehente. Rákóczy war kaum heimgekehrt, als ein Ferman Mohammed IV. ihn für abgesetzt erklärte. Die Siebenbürger sollten sich einen andern Fürsten wählen, die Pforte gedenke sie mit Tribut-Erhöhung nicht zu beschweren, allein Wehe den Ungehorsamen!

Rákóczy legte die Fürstenwürde nieder und Franz Rédey, ein rechtschaffner Mann, trat an seine Stelle. Der Name Rákóczy's war übrigens trotz dem fürchterlichen Geschicke, das er über die besten Familien des Landes heraufbeschworen, der Mehrzahl theuer. Erinnerungen an den Vater, Familien-Verbindungen und zum Theile auch Schwäche und Verkennen der Lage machten, daß die Stände zu gleicher Zeit in Constantinopel Verzeihung nachsuchten. Allein die Pforte blieb unerbittlich. Sie forderte im Gegentheile noch als Bürgschaft die Uebergabe der Burg Boros-Jenö, vom Arader Comitate her des Schlüssels von Siebenbürgen. Rákóczy, in der Meinung die Türken zur Nachgiebigkeit zu zwingen, brach selbst mit ihnen, nahm den fürstlichen Titel wieder an, die Stände huldigten ihm, und Rédey

dankte ab. Gegen ihn ward Kenaan Pascha von Ofen beordert, der etwas lässig heranziehend von Rákóczy bei Lippa am 4. Juli 1658 geschlagen wurde. Allein der Ofner Pascha hatte nur den Vorläufer des Großwesir Köprili gebildet, welcher Rákóczy nach dem Szolnoker Comitate zurücktrieb und durch seine Leute und die Tataren Siebenbürgen verheerte.

Durch ihn ward auch Achaz Barcsai als Fürst eingesetzt, dessen Charakterlosigkeit alles Unglück der nächsten Jahre verschuldete, wie sein heilloser Rath die Niederlagen in Polen am Gewissen hatte. Barcsai läßt sich unter der auch von den Türken angenommenen Bedingung huldigen, daß Rákóczy nicht alle Mittel der Versöhnung benommen seien; er selbst spricht für seinen Vorgänger, leitet geheime Verhandlungen mit ihm ein und ruft zuletzt gegen ihn die Türken zu Hülfe. Der Mai-Landtag zu Mühlenbach (1659) sollte die Angelegenheiten ordnen; allein in welcher Zersetzung sich das Organ der öffentlichen Gewalt in so bedrohter Zeit befand, zeigt das kurze Tagebuch des Hermannstädter Abgeordneten Franck. Der Schlemmerei und Gelagen wichen die Geschäfte, in denen es um Sein oder Nichtsein sich handelte. Wüstes Treiben und aufopfernder Heldenmuth reihen sich in jenen Tagen der siebenbürgischen Geschichte Blatt um Blatt. Gegen Rákóczy's Einfälle in die Comitate Bihar, Kraszna und Szolnok beschließt der Landtag das Aufgebot. Dessen Hauptleute werden beim Gelage überfallen und ihre Truppen zersprengt, August 1659. Barcsai legt die Fürstenwürde nieder; Kemény, dem er und auch Rákóczy sie anbieten, lehnt ab und Letzterer, durch den aufständischen Woiwoden der Walachei Michne verstärkt, zwingt die Stände ihn anzuerkennen, 25. September. Allein schon im November drängen ihn die Pascha's von Ofen und Erlau gegen den Norden des Landes. Sie setzen Barcsai wieder ein, verschaffen ihm auch die Mittel

sich in Hermannstadt zu halten, wo Rákóczy ihn belagert. Ehe es ihm gelingt, sich mit diesem zu vergleichen oder die Stadt zu bezwingen, eilen sie wieder herbei. Rákóczy zieht ihnen entgegen, schlägt sich bei Klausenburg mit wahrhaft heroischem Muthe, 22. Mai 1660, wird tödtlich verwundet nach Großwardein gebracht, wo er am 9. Juni stirbt. Die Pforte sendet größere Streitkräfte unter einem neuen Befehlshaber, Sidi Ali, nach. Ihr lag daran, den Fürstenstreitigkeiten in Zukunft zu begegnen, indem sie aus dem Lande eine unmittelbar abhängige Provinz bildete. Als Barcsai dem neuen Oberfeldherrn sich vorstellt, wird er als Verräther festgehalten; Sidi Ali selbst eilt, Großwardein anzugreifen.

Dieß war der Zeitpunkt, wo der Hof zu Wien begann, die Verwicklung aufmerksamer zu verfolgen. Theilnahmslos war er bisher nicht geblieben. Leopold hatte für Rákóczy sein Wort um des Landes halber bei der Pforte eingelegt, allein die geforderte Hülfe durfte er nicht gewähren. Die Comitate Szabolcs und Szathmár besaß nämlich Rákóczy vom Kaiser nur auf Lebenszeit, obgleich er sie beherrschte als Fürst von Siebenbürgen. Unterlag er, so war Gefahr, daß die Türken hinsichtlich der Natur des Besitzes wenig Unterschied machten und die oberungarischen Lande Rákóczy's wie Siebenbürgen behandelten. Darum begnügte man sich 1657 und 58 mit Besetzung der Grenzen des österreichischen Ungarns. Im Jahre 1659 trat die Gefahr schon näher, da Rákóczy's steter Rückhalt, seine ober-ungarischen Lande, angegriffen werden sollten. Dorthin zog er sich immer nach verunglückten Versuchen zurück, dort sammelte er neue Kräfte mit Hülfe geheimer Unterstützungen, welche ihm die Bathyányi, Forgács, Nadasdy, Zrinyi u. a. zukommen ließen. Als seine Angelegenheit der Katastrophe sich näherte, erhielt General de Souches den Auftrag, die genannten Comitate um

jeden Preis zu besetzen. Allein ehe der österreichische Abgeordnete Baron Meierndorf Rákóczy in Siebenbürgen erreichte, hatte derselbe bereits geendet. Damit war auch der Rückfall der beiden Comitate von selbst gegeben.

Die verwitwete Fürstin, geborne Báthory, legte der Abtretung der Vesten anfänglich wenig in den Weg. Desto mehr Hindernisse kamen von Seite der Ungarn und namentlich des Palatins Vesselényi. Die Privilegien des Landes verboten die Einlagerung von königlichen Truppen in die Festungen; ohne besondere Landtagsbewilligung hatten die fremden Soldaten auf dem freien Lande zu bleiben. Durch Festigkeit erzwang sich de Souches allerdings in Tokay, Kalló, Szathmár, Ecsed, Onod u. s. w. Eintritt; doch ein Theil der Armee mußte wirklich im verschanzten Lager campiren, und von da an schrieben sich eine zahllose Menge von Gehässigkeiten zwischen den kaiserlichen Truppen und dem ungarischen Landvolke und Adel. Jene, in der Meinung, das Land mit ihrem Blute zu schützen und dafür Dank zu verdienen, stießen auf bittere Feindschaft, die bis zur Aushungerung und zum Todtschlag führte. Als später Militär-Regierung in Ungarn Platz griff, war es namentlich die Erinnerung einzelner Befehlshaber, welche sie zur Wiedervergeltung trieb. In wiefern schon damals dieß bittere Gefühl, dem vertheidigten Boden selbst jeden Bissen Brotes unter dessen Fluch abringen zu müssen, auch General de Souches beeinflußte, als es galt, Großwardein zu befreien, läßt sich nicht klar sehen. Sidi Ali setzte der Stadt hart zu. Dem Zempliner Adel hatte die Regierung untersagt, derselben beizuspringen, da sie unmittelbare Conflicte der Ungarn mit den Türken hindern wollte. Aber sie befahl de Souches die Festung zu entsetzen. Einige behaupteten, er habe der Bürgerschaft seine Hülfe angeboten, diese hätte abgelehnt und zwar auf Anrathen eines protestantischen

Pfarrers, der lieber mit den Türken als mit der Regierung gehen wollte und den später Kemény als Verräther hinrichten ließ. Andere sagen, er habe unthätig in der Nähe gelagert und nach Wien sich mit ungenügender Anzahl Truppen entschuldigt. Großwardein fiel nach achtwochentlicher tapferster Gegenwehr durch Uebergabe am 27. August 1660. Auf 300 Mann war die Besatzung herabgeschmolzen, als sie auszog.

Nun standen Oesterreicher und Türken sich knapp gegenüber. Wie ihr Verhältniß sich gestalten sollte, hing von dem Vorgehen der Letzteren, namentlich wider Siebenbürgen ab. Dort regierte nach kurzer Haft Barcsai wieder als Fürst. Theils seiner und seiner Brüder Härten wegen, da es galt, den erhöhten Tribut für die Pforte zusammenzubringen, theils seiner Schwächen überdrüßig, wandte sich die Mehrzahl der Stände von ihm ab. Die alte Rákóczy'sche Partei vereinigte sich mit der neuen, welche Johann Kemény als Fürsten wollte. Beide fanden nachhaltige Unterstützung an den rückkehrenden siebenbürgischen Verwiesenen, und zahlreiche Ungarn schlossen sich ihnen an. Schon im November 1660 rückte Kemény in's Land und einen Monat später entsagte Barcsai der Fürstenwürde, die nun Ersterer im Jänner 1661 antrat; gegen den Willen der Pforte freilich, allein diese zeigte Neigung, mit ihm sich zu vertragen. Da sie übrigens auf seine Bedingungen hinsichtlich des Tributes nicht einging, zerschlug sich alles. Dazu reizte Barcsai, stets zwischen Verlangen und Ablehnen schwankend, die Türken auf. Während diese den Angriff beschlossen, befahlen die Stände die Ermordung Barcsai's, die auf der Burg Görgény vollzogen wurde, als Sidi Ali bereits in das Hatzeger Thal eingerückt war.

Der Wiener Hof handelte consequent, als er Kemény's Wahl unterstützte; er handelte auch im Sinne der Besten des

Landes. Der österreichische Botschafter in Constantinopel, Simon Reninger, ein Steirer, hatte den Auftrag, für Kemény ernstlich zu sprechen. Der Großwesir erklärte jede Einmischung des Kaisers in siebenbürgische Angelegenheiten als Kriegsfall; der Kaiser that dasselbe in Bezug auf den Einmarsch der Türken in das geplagte Land. Dieser war aber nicht allein geschehen, sondern einer jener größeren Streifzüge der Osmanen hatte auch die kaiserliche Besatzung von Onod, einer ehemaligen Rákóczy'schen Veste in Oberungarn, angegriffen. Unter solchen Verhältnissen erhielt Montecucculi den Befehl, aus dem Nordwesten Ungarns in die östlichen Theile zu rücken und dort mit Kemény sich zu vereinigen, der indeß von Sidi Ali aus Siebenbürgen war verdrängt worden. Beide zusammen rückten im September im Lande ein, wo nach längerer Umschau die Türken Michael Apaffy als Fürsten herausgegriffen. Montecucculi und Kemény verstärkten die Besatzung von Huszt und zwangen die Türken, die Belagerung von Leva aufzugeben. Allein, angeblich, da der Pascha auswich und von Siebenbürgen für Armee-Verpflegung nichts geschah, zog Montecucculi eben so rasch, als er gekommen, wieder aus dem Lande, ohne auch nur Einen größeren Schlag geführt zu haben. Nur in Kövár, Székelyhid und Klausenburg ließ er deutsche Besatzungen zurück. Kemény blieb seinem Stern überlassen und den Türken das Land frei, das sie dann mit den Tataren in der furchtbarsten Weise brandschatzten.

Dieser Rückzug brachte die kaiserliche Regierung in arge Verlegenheit gegenüber Ungarn. Hoffnungen für das stammverwandte Nachbarvolk hatten sich an den Einmarsch geknüpft; sie waren zu nichte geworden. Am meisten litt die Armee. Ihr Abmarsch geschah im Winter und ganz Oberungarn stand ihr feindlich entgegen. Der Meuchelmord, von politischen und confessionellen Zeloten hervorgerufen, kostete dem Heere in einem Monate

700 Mann. Durch vier und zwanzig Tage mußte es in schlechtester Jahreszeit im Freien campiren und von Baumfrüchten das Leben fristen. Nach langen Verhandlungen erst erzielte Montecucculi für sich den Eintritt in Kaschau; der größte Theil der Armee, die ganz enorme Verluste erlitten hatte, wurde nach Niederungarn in Winterquartiere geführt.

Für's erste zog auch Kemény aus dem Lande. Allein durch Nachrichten getäuscht, brach er in den ersten Tagen des Jänner 1662 daselbst wieder ein. Es galt, Apaffy zu Megyes zu überrumpeln. Der aber floh nach Schäsburg, sein Gegner folgte, allein eben so rasch war auch Kutschuk Pascha von Jenö zur Hand. In der eigenen Armee treibt man Kemény zum Rückzuge. Er weigert sich, nimmt am 23. Jänner bei Hetur das Gefecht an, wird geschlagen, auf der Flucht vom Pferde geschleudert und von den Hufen der nachfolgenden Reiter zerstampft, daß man seine Leiche nie wieder fand.

Nichts desto weniger blieb die Kemény'sche Partei fest. Sie wollte Johann's Sohn Simon die Würde verschaffen. Sie und Apaffy wendeten sich mit entgegengesetzten Anliegen an den Kaiser; jene sahen des Landes Heil in entschiedener Unterstützung, der Letztere darin, daß man so rasch als möglich die deutschen Besatzungen zurückrufe, um den Türken nicht weitern Anlaß zu geben. Leopold neigte sich dahin, alle Einmischung aufzugeben, wurde aber durch lebhafte Fürbitten veranlaßt, genauere Kunde von dem Stande der Dinge sich zu verschaffen. Dazu ging der Bischof Franz Szent-Györgyi von Waizen, ein gebürtiger Siebenbürger, in sein Heimatland, verdarb jedoch alles durch sein tactloses Benehmen, so daß man ihn als Spion festnahm. Zuletzt sollte der Preßburger Mai-Landtag die Angelegenheit in's Klare bringen. Hier erst zeigten sich die Schäden des Rückzuges Montecucculi's. Feldherr und Armee wurden in

herbster Weise angegriffen; Montecucculi und Zrinyi bekämpften sich gegenseitig in Wort und Schrift. Der Kaiser vermochte dem Drängen, vorläufig den größten Theil der „fremden“ Truppen abzuziehen, nicht länger entgegen zu sein. Und da in zweiter Reihe der Landtag mit religiösen Angelegenheiten sich beschäftigte, die sein Auseinandergehen herbeiführten, gab es zur Frage, in wiefern Ungarn für Siebenbürgen einstehen solle, keine Rückkehr mehr.

14.

Türkenkrieg von 1663 bis 1664 — Schlacht bei St. Gotthardt — Friede von Vasvar 1664.

Mit der Pforte suchte die Regierung noch rechtzeitig Frieden zu schaffen. Die Erkenntniß der eigenen Schwächen, das Bestreben der Minister, den jungen Kaiser in nicht allzu gefährliche und zweifelhafte Bewegungen zu verwickeln, die Abneigung des ungarischen und die Gleichgiltigkeit des deutschen Reichstages boten Gründe dafür in Menge. Der österreichische Botschafter in Constantinopel gewann scheinbar rasch die Grundlagen des Friedens in seinen Verhandlungen mit dem neuen und jungen Großwesir Achmed Köprili. Den Frieden nach den örtlichen Bedürfnissen festzustellen, ging der Hofkammer-Secretär und ehemals Professor der Rechte Dr. Anton Perez nach Temesvár zu Ali Pascha, an den er türkischerseits gewiesen war. Im Juli 1662 schienen die Bedingungen sichergestellt; die hauptsächlichsten Puncte waren: Schleifung von Zrinyvár, das Graf Niklas angesichts von Kanisza erbaut hatte, und Entfernung der österreichischen Besatzungen aus Siebenbürgen. Da fand der Pascha von Temesvár plötzlich, daß Perez wohl zur Unterhandlung, nicht aber

zur Unterfertigung des Friedens bevollmächtiget sei. Indessen trug man sich im Volke mit Gerüchten, daß die Türken nur hinzögen, um ihre Kriegsrüstungen zu vollenden. Reninger berichtete über letztere wiederholt, doch umsonst. Lobkovic hielt seine Schilderungen für Wiedergabe bloßen Geredes und Porzia wies den Botschafter zurecht: daß „ein gescheider und erfahrner minister die geheimen Rathschläge hoher potentaten allein erforschen und dem gemeinen ruffe soleicht nicht glauben müsse." Nach Montecucculi beherrschte „die Einbildung, daß es zum Kriege nicht kommen werde, Porzia derartig, daß man ihn durchaus nicht auf andere Gedanken bringen konnte."

Wenn man also in Wien bis zum Jänner 1663 sich Zeit ließ, ehe man den Baron Goes nach Temesvár schickte, so that man damit der Pforte den größten Gefallen. Goes mußte die Verhandlungen von vorn beginnen, und als der Vertrag fertig, schlug die Pforte die Ratification desselben ab, bestimmte Adrianopel als Sammelpunct aller Streitkräfte und eröffnete somit den Feldzug. Dem gegenüber sah man sich in Wien ganz bloßgestellt. Die Armee war klein und unfertig, die Cassa leer. Man mußte sich bequemen, dem Großwesir auf dem Anmarsche noch den Frieden abzugewinnen. Allein die Bedingungen steigerten sich, je näher die osmanische Armee rückte: alle Ansprüche auf Siebenbürgen sollte der Kaiser fallen lassen und jährlich oder in gewisser Pauschal-Summe Tribut bezahlen. Ersteres würde man vielleicht zugestanden haben; letzteres war unthunlich. Stets verhandelnd und stets erhöhte Forderungen bekämpfend, zogen Reninger und Goes mit dem türkischen Heere, das an 130.000 Mann zählte, nach Ungarn und erst als der Großwesir in Ofen einrückte, hatte das fruchtlose Haschen nach Frieden ein Ende.

Angesichts der Gefahr hatte Leopold bereits 1662 den Reichstag nach Regensburg berufen. Mit gewohnter Lässigkeit

trafen die Stände aber so spät ein, daß derselbe erst am 20. Jänner 1663 eröffnet werden konnte. Erzbischof Guidobald von Salzburg vertrat als kaiserlicher Commissarius die Vorlage wegen der Türkenhilfe und stieß dabei auf weniger als Gleichgiltigkeit. Ungarn sei kein deutsches Land; wer es besitze, möge es auch vertheidigen; man müsse zuvor sich erkundigen, ob die Gefahr wirklich so groß sei. Als nach dem Einmarsche der Türken in Ungarn die Hilfe überhaupt bewilliget wurde, erörterte man erst die Frage, ob sie in Geld oder in Truppen geleistet werden sollte. Der Kaiser zog Geld vor, der Reichstag aber votirte 6500 Mann und nöthigte Leopold die Anerkennung des Rheinbundes insofern ab, als dem Contingente desselben ein selbständiges Commando zugestanden werden mußte. Was übrigens diese Verstärkung anbelangt, so kam sie für den Feldzug von 1663 theils zu spät theils gar nicht.

Die kaiserliche Armee für Ungarn betrug etwa 16.000 Mann. Selbst diese geringe Zahl war in den Festungen, in Siebenbürgen, Kroatien und Steiermark verstreut. Für den ersten Behelf blieben Montecucculi kaum 5000 Mann, deren Sammelplatz Ungarisch-Altenburg sein sollte. Man konnte nur noch auf die ungarische „Insurrection", den Landsturm, rechnen; allein der kam nicht recht vorwärts. Mehr allerdings noch am rechten Donauufer, wo der Haudegen Niklas Zrinyi stets eine größere Anzahl von Leuten seinem Rufe bereit hatte. Am linken Ufer, das wesentlich dem Anpralle der Türken ausgesetzt war, konnte Niklas Pálffy nur etwa 6000 Mann an der Szered sammeln. So blieb denn nichts übrig, wie Montecucculi meinte, als „sich den Türken zu zeigen, so gut man konnte."

Die erste Unternehmung richtete der Großwesir gegen Neuhäusel. Es gelang ihm, den Commandanten Forgács aus der Veste zu locken, und statt, wie er dachte, auf die preisgestellte

Vorhut, stieß derselbe bei Párkány auf das Hauptheer. An Tapferkeit allerdings ließ es die geringe Schaar nicht fehlen, aber an guter Vertheilung ihrer Kräfte; sonst wäre ihre Niederlage kaum so schwer geworden, 7. August. An 3000 Mann blieben auf der Wahlstätte, die zahlreichen Gefangenen wurden theils in empörender Weise abgeschlachtet, theils nach Constantinopel gebracht. Der Großwesir benutzte den Schlag zu wenig, sonst wäre er mit den Flüchtigen zugleich in Neuhäusel eingedrungen. Vor dieses legte er sich mit ganzer Macht und beschoß und untergrub es mit einer Ausdauer, die im Volke sprichwörtlich wurde. Montecucculi hatte in die Festung einige Verstärkung geworfen. Die Gegenwehr war dem Angriffe entsprechend. Allein nach acht Wochen vermochte die kleine Truppe auf dem nahezu wüstgelegten Boden nicht mehr sich zu halten. Sie capitulirte ehrenvoll, 26. September. Dem Falle von Neuhäusel folgte rasch die Wegnahme von Neutra, Neográd, Levencz und Freistadtel, „meistens aus Zaghaftigkeiten der Commandanten."

Während der Belagerung von Neuhäusel streiften Schaaren der Osmanen über die kleinen Karpathen nach Mähren und Oesterreich; sengend und brennend näherten sie sich Wien auf nahezu fünf Meilen. Der Schrecken flog vor ihnen her und schien den Leuten alle Besinnung zu rauben. In vielen Gegenden des obern Ungarns dachte man an Unterwerfung, wozu auch Apaffy mit Briefen aufrief. Selbst Preßburg machte Miene, die deutschen Truppen nicht einzulassen und mit den Türken zu unterhandeln. Eine Menge Leute flohen nach Wien, und von da donauaufwärts. „Wir dankten Gott", sagt Montecucculi, „daß dem Wesir die Klugheit mangelte, seine Vortheile auszubeuten, und daß er sich mit der Wegnahme eines an sich schlechten Platzes begnügte." Aber eine andere Wirkung des Schlages war, daß der deutsche Reichstag die Sachlage nunmehr ernster zu nehmen begann, da er „den Türken"

wirklich vor den Thoren sah, und der Kaiser selbst nach Regensburg kam, um zu vermehrter und rascherer Hilfe zu drängen.

Gegenüber dem gewaltigen Eindrucke, welchen der Fall „des einen Schlüssels“ der Erblande hervorrief, brachten nur vorübergehende Freude die Nachrichten, daß Graf Peter Zrinyi die Osmanen bei Otočac besiegte, Graf Niklas sie bei Komorn schlug und ihnen während des Winters den Weg nach Steiermark verlegte. Die Entscheidung lag in den Ereignissen des Jahres 1664. Wohin sie zielte, bezeichnete der Großwesir deutlich genug. Im November nämlich entließ er den österreichischen Botschafter aus seinem Haupt-Quartier mit einem sehr höflichen Schreiben, worin er für das nächste Jahr seinen Besuch in Wien mit einem Gefolge von hunderttausend Türken in Aussicht stellte.

Inzwischen wendete sich der Kaiser nach allen Seiten um Hilfe. Die Anwesenheit mehrerer Fürsten in Regensburg machte, daß die Bewilligung der Kriegshilfe rascher abgewickelt wurde. Statt der 7000 Mann des ersten Contingents votirte man 55.000. Freilich stand dieses Reichsheer mehr „auf dem Papiere“, denn es fand sich zur Noth der dritte Theil auf dem Schlachtfelde ein. Papst Alexander VII. sagte anfänglich 12.000 Mann Hilfstruppen zu, sendete aber an ihrer Statt einen willkommeneren Ersatz an Geld. Die Fürsten von Toscana und Mantua, die Dogen von Venedig und Genua und der König von Neapel betheiligten sich in gleicher Weise. Holland und England schlossen sich um ihrer Handelsverbindungen mit der Türkei willen von der Hilfeleistung aus. Dagegen sendete Ludwig XIV. 4500 Mann unter dem Befehle des Grafen Coligny-Saligny und des Marquis de la Feuillade. Der französische Adel strömte mit Kreuzzugsbegeisterung dem Corps zu, so daß man dem Eintritte bald Schranken ziehen mußte; denn in

Oesterreich betrachtete man die Franzosen mit einigem Mißtrauen und stellte sie nie ganz außerhalb der Beobachtung.

Unter Graf Wolfgang Jul. von Hohenlohe trafen im Jänner 1664 die ersten Truppen, und zwar des Rheinbundes, in Ungarn ein. Sie setzten sich mit Niklas Zrinyi in Verbindung, der gegen Montecucculi's Absicht sogleich zu Unternehmungen vorschritt. Breznic und Babocsa wurden durch Vergleich, Fünfkirchen, mit Ausnahme der Burg, durch Sturm genommen, die Brücke bei Essegg abgebrannt und so die Verbindung der südlichen türkischen Lande mit den nördlichen unterbrochen. Zrinyi ging nun an die Belagerung Kanisza's, das, wie er wußte, nur auf ein Paar Wochen mit Lebensmitteln versorgt war. Allein hier erlahmte der Erfolg. Das schwere Geschütz mußte von Grätz verschrieben werden und kam zu spät, eine Verbindung Zrinyi's mit dem commandirenden Pascha zur Uebergabe der bedrängten Stadt wurde entdeckt, das Belagerungsheer im Kampfe mit dem sumpfigen Terrain von Krankheiten decimirt, und zum Überflusse mangelte es nicht an Zerwürfnissen zwischen den Generalen und Truppen. Von Essegg rückte Entsatz her; je eher je besser mußte der Rückzug angetreten werden, 30. Mai, den Zrinyi nach seinem geliebten Zrinyivar vorlenkte.

Entschieden glücklich eröffnete sich der Feldzug im Norden. General de Souches nahm Neutra, schlug auf dem Marsche nach Levencz Kutschak Pascha und bei St. Benedict den Pascha von Neuhäusel. Levencz fiel am 2. Juni, und die Bemühungen der Türken, es wieder zu erobern, vereitelte de Souches, welchen General Heister verstärkte, durch einen vollständigen Sieg, 19. Juli. Diese Erfolge dienten wenigstens dazu, daß die neuen Truppen an das feindliche Wesen sich gewöhnten. Den Ausschlag konnten allerdings erst die beiden Haupt-Armeen bringen.

Seinem ganzen bisherigen Wesen getreu, warf sich auch diesmal der Großwesir auf Puncte, gegen die er besondere Voreingenommenheit trug. Das war im Süden die Veste Zrinyvár. Gegen sie hatte er im Vorjahre nur mit Worten gestürmt; ihnen sollte jetzt umsomehr die That folgen, als er aus dem Frühjahrszuge des Grafen Niklas Anlaß genug zu neuem Grolle schöpfte. Die Veste lag am rechten Mur-Ufer, unweit von Legrad und dem Einflusse der Drau.

Montecucculi als Oberbefehlshaber legte wenig Werth auf sie. Mehr Zrinyi zu Gefallen als der Wichtigkeit des Platzes halber warf er frische Truppen hinein und deckte das linke Mur-Ufer. Der Großwesir ging mit allem Eifer an die Belagerung. Zrinyi verlangte Entsatz durch offene Feldschlacht. Dazu war Montecucculi, der bei seiner zusammengewürfelten Armee alles Heil in der Abwehr sah, nicht zu bewegen; auch wäre der nothwendigen mehrfachen Flußübergänge halber der Erfolg doch sehr zweifelhaft gewesen. Noch am 30. Juni Morgens befand er selbst sich in Zrinyvár, und traf Maßregeln für geordneten Rückzug. Allein der Commandant Oberst Rossi meinte noch länger widerstehen zu können — und noch am selben Tage fiel der Ort. Der Verlust an Leuten, die, durch Explosionen in Verwirrung gebracht, über die Brücke sich drängten, war ziemlich bedeutend, und hätte nach dem Rathe Montecucculi's können vermieden werden. Von nun an wollte Zrinyi seine Bewegungen von jenen der Hauptarmee trennen. Da man ihm ein gesondertes Commando abschlug, zog er sich vom öffentlichen Dienste ganz zurück.

Mit aller Hast ließ der Großwesir die Veste der Erde gleich machen und setzte am 12. Juli seinen Zug nach Groß-Kanischa fort. Montecucculi entschloß sich, seinen Marsch nach jenem des Gegners einzurichten, ihn anzugreifen, wenn er Raab belagern,

und ihm den Weg zu verlegen, wenn er sich gegen Steiermark wenden würde. Am 16. und 17. Juli vereinigte sich die Reichs-Armee, ein paar Tage später auch das französische Corps mit dem österreichischen Heere. Die Stellung dehnte sich auf ungarischem Boden längs der steirischen Gränze zwischen der Mur und Raab hin und entsprach der Marschrichtung des Großwesirs. Als dieser bei Körmend, dann bei Zackersdorf Übergänge versuchte, wurde er zurückgeschlagen. Nun wendete er sich mit der offenen Absicht, einen Kampf herauszufordern, westwärts, wo die Raab und Lafnitz zusammenfließen, gegen St. Gotthardt. Die kaiserliche Armee zog jetzt auch ihre Reiterei an sich, welche dem Fußvolke vom Süden her gefolgt war, überschritt die Raab und bald standen beide Heere, das österreichische am linken, das türkische am rechten Ufer sich gegenüber.

Der Friedensverhandlungen, welche der Großwesir am Tage vor der Schlacht, 31. Juli, mit Reninger eröffnete und die wie alle vorhergehenden fruchtlos waren, sei nur obenhin gedacht.

Die kaiserliche Armee nahm die Linie von der Lafnitzmündung bis an die steirische Gränze ein. Ihr Centrum, die Reichstruppen unter dem Markgrafen Leopold von Baden, stand in Mockersdorf. Diese weniger geübten Truppen hatte Montecucculi dahin befehligt, weil es gegen die Gewohnheit der Türken war, im Angriffe mit dem Centrum zu beginnen. Die österreichischen Truppen hielten wesentlich am rechten, die Franzosen und Rheinbundstruppen am linken Flügel. Die Stärke der Armee betrug zwischen 50.000 und 60.000 Mann, jene der Türken über 70.000. Der Kampf begann am 1. August, nach einem kurzen Vorspiele am rechten Flügel, im Centrum, gegen welches der Großwesir seine Hauptstärke heranführte. Unter dem Schutze einer Batterie erzwang er sich den Übergang bei Mockers-

dorf, überfiel hier die Reichstruppen, welche gegen den Befehl in zu großer Zahl zum Fouragieren ausgerückt waren und lässig erst allmälig in's Gefecht traten, und setzte sich im Orte fest. Durch Heranziehen alter Truppen warf zwar Montecucculi die Türken nach erbittertem Kampfe aus dem Dorfe, aber nicht über den Fluß. Sie verschanzten sich am linken Ufer, zogen immer mehr Kräfte an sich, gingen auch oberhalb Mockersdorf über die Raab und ließen sich auch weiter unten dazu an. In der kaiserlichen Armee ergaben sich bereits verschiedene Zeichen von Muthlosigkeit. Einzelne höhere Officiere wie Coligny sprachen vom Rückmarsch, andere flohen wirklich oder packten zum Abzug. Dazu begann es an Pulver zu mangeln. Wollte man nicht den Erfolg ganz aufgeben, so mußte zum Drucke durch die gesammte Heeresmasse gegriffen werden. Montecucculi befahl daher allseitigen Angriff vom bedrohten Centrum aus und ließ auf den Flügeln nur so viel Mannschaft als nothwendig, um oben das Vorschreiten und unten den Übergang zu hindern. Eine große Rolle war bei diesem Manoeuvre der Reiterei beschieden. Hier war es, wo der französische Adel, etwas gegen den Willen seines Commandanten, seine Ritterlichkeit voll bewährte, wo der Reitergeneral Johann von Spork, ehe das Zeichen fiel, niederkniete und treuherzig betete: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! Hilf uns, Deinen christgläubigen Kindern, und willst Du nicht, so hilf doch wenigstens den Türken nicht, und Du sollst immerhin dann Deine Wunder sehen!“

Der Angriff geschah mit Kühnheit und Ausdauer, die Vertheidigung mit Hartnäckigkeit. Von Stellung zu Stellung gedrängt, kam die Wehrmasse der Türken auf dem engen Raume, den im Rücken der Fluß begrenzte, in Verwirrung. Endlich löste sie unter dem stets neu angefeuerten Drange der christlichen Armee sich in tolle Flucht auf, die nahezu im Wasser eben so

viele verschlang, als die Waffe früher hingestreckt hatte. Der Verlust der Türken betrug 17.000 Mann, jener der kaiserlichen Armee gegen 3000. Die Beute war außerordentlich; außer 16 Kanonen, 126 Fahnen, der Standarte des Großwesirs, 3000 Pferden und 300 Proviant-Wagen zählte man große Mengen gemünzten Goldes und Silbers, kostbarer Rüstungen, Kleider und Waffen. Noch lange nachher fischte man aus dem Raabflusse ähnliche Gegenstände und viele Leichen, deren Habe die Beute vermehrte. Allein derselbe Umstand, welcher den Türken so sehr zum Schaden gereichte, gestattete ihre Verfolgung nicht. Der Uebergang über den Fluß hätte Schwierigkeiten und eine neue Schlacht von sehr zweifelhaftem Ausgang im Gefolge gehabt, da der Großwesir sehr starke noch unbenützte Reitermengen in der Reserve besaß, während die kaiserliche Armee bis zum letzten Rüstknecht in Anspruch genommen war. So konnte die türkische Armee sich sammeln und zog am 6. August von der Stätte ihrer Niederlage gegen Stuhlweißenburg und Gran.

Montecucculi, durch die elenden Verpflegszustände seines Heeres außer Stande, den fliehenden Feind zu schädigen, ließ ihn nur durch ein Corps beobachten, suchte die noch wenig behelligten Gegenden bei Oedenburg auf, seine Armee sich wieder kräftigen zu lassen, und erschien im September an der Waag. Doch mittlerweile hatte die Regierung hastig und geheimnißvoll einen Act vollzogen, welcher der neugestählten Kampflust einen Damm setzte. Eben als man im Haupt-Quartier daran dachte, die Truppen frisch in's Feld zu führen, langte von Constantinopel die Ratification eines Friedens an, den Reninger am 10. August zu Vasvár, unfern dem Siegesfelde von St. Gotthardt, eingegangen war. Seine Dauer war auf 20 Jahre festgesetzt. Apaffy sollte, gegen Ersatz von Kriegskosten an die Pforte, Siebenbürgen frei, doch unter des Kaisers und des Sultans

Schutz behalten; dem Kaiser, dessen Truppen Siebenbürgen räumen sollten, stünde es frei, Tokai, Szathmár, Ecsed, Nagy-Bánya und Kalló zu besetzen, Leva, Neutra, Schindau und Gutta zu befestigen und an der Waag eine Veste zu erbauen; die Gespanschaften Szathmár und Szabolcs blieben bei Ungarn, Karansebes, Lugos und die neuen Eroberungen, als: Großwardein, Neuhäusel und Neográd, dagegen der Pforte.

Seit undenklicher Zeit war den Türken kein Erfolg wie jener bei St. Gotthardt abgerungen worden. Es läßt sich denken, welche Hoffnungen die ganze christliche Welt daran knüpfte und wie sie durch die Friedensnachricht enttäuscht wurde. Jedermann sagte sich, daß wenn je, so jetzt eine Fortsetzung des Krieges geboten war. In Ungarn namentlich erregte die Thatsache einen Sturm von Unwillen. Nicht allein, daß die Regierung den Vortheil des Siegers aus der Hand gegeben, hatte sie ohne Anhörung des Landes über das Land verfügt, hatte zwei Puncte, die man so hoch schätzte, wie Großwardein und Neuhäusel in der Türkenfaust zurückgelassen. Die Regierung berief der zunehmenden Gährung wegen die vornehmsten Magnaten nach Wien; es gelang ihr zwar nicht sie zu überzeugen, allein wenigstens gewaltthätige Bewegungen für den Augenblick zurückzuhalten. Doch blieb ein tiefer Groll haften, bei den nach Wien nicht berufenen Ständeherren wegen der ungesetzlichen Form, die eine Umgehung der vorgeschriebenen Landtagsvorlage war, bei Allen aber wegen der Verletzung der Verfassung und der Integrität des Reiches.

Die Gründe der Regierung mögen so ziemlich dieselben gewesen sein als jene, derentwegen sie es 1662 nicht wollte zum Kriege kommen lassen. Man fürchtete einen Kampf in seiner größten Anwendung von Mitteln, und darin stand Oesterreich sicherlich weit unter der Pforte; auch wäre dadurch die Regierung für Ereignisse, die sie von Frankreich her besorgen mußte,

lahm gelegt gewesen. Andrerseits trug der Zustand des Heeres sehr viel zum Friedensschlusse bei. Die österreichische Armee, aus den Truppen der deutschen Erblande und aus den ungarischen bestehend, hatte damals nicht den Schein des festen Gefüges wie heute. Beide Theile waren in Mannschaft und Feldherren sich ungünstig gestimmt; den ungarischen Herren gefiel das zauderhafte Wesen Montecucculi's nicht, und dieser wollte seine Leute nicht nach den Projecten der kampflustigen Edelleute führen. Die ungarischen Soldaten hegten wider die deutschen als Fremde Groll; und diese mochten jene nicht, da sie ihnen und ihren Landsleuten Unbilden und Schmach zu verdanken hatten, die sie in den Quartieren erleiden mußten. Dazu kamen noch die Contingente des Reiches, jung, unerfahren und vernachlässigt in der Ausrüstung, in sich selbst in zwei Theile, des Rheinbundes und der Reichskreise, geschieden, abgesehen von den gesonderten Commanden einzelner Fürsten. Endlich waren noch die Franzosen, denen man mehr in höflicher Form als in aufrichtiger Kriegsgenossenschaft begegnen konnte und deren Führer seine Leute mehr schonte, als dem Ganzen immer zuträglich. Solche Grundlagen sollten einem Feldherrn von so vorsichtiger Natur wie Montecucculi dienen, einen geträumten Siegeszug an die untere Donau zu wagen! „Die gesammte Armee“, sagt er, „war in Auflösung; Tod durch die Waffen der Feinde und durch Krankheiten, Desertionen und Widerspänstigkeit hatten sie gelichtet und zerklüftet; sie war ohne Lebensmittel für Mann und Thier, ohne Munition, ohne Fuhren; die Kriegs-Commissäre und Zahlmeister fand man nie dort, wo sie sein sollten. Zwischen den Generalen und den Corps gab es Eifersüchteleien, Nergeleien und Zwiste ohne Unterlaß; bald waren die Befehle, bald das Glaubensbekenntniß oder etwas anderes die Ursache. Jeder stützte sich auf seine angeblich bessere Meinung oder seine Instructionen von Hause;

jeder wollte sich selbständig geltend machen und berichtete sodann, wie er die Sachen ansah oder verstand. Dem Einen war es befohlen, seinen Posten zu verschanzen; er machte sich darüber lustig und mußte es theuer bezahlen" — wie es scheint, der Graf von Nassau mit seinem Bataillon zu Mockersdorf, wo er sammt diesem in Stücke gehauen wurde —; „der Andere sollte einen gewissen Weg marschiren, es gefällt ihm aber ein anderer besser. Man hat Fälle, daß die Posten eines Platzes ohne Befehl zurückgezogen oder daß sie, weil dem feindlichen Kanonenfeuer ausgesetzt, statt verschanzt zu werden, einfach geräumt wurden, daß ein General mitten im Gefechte seine Truppe abführen wollte, da der Angriff ja nicht seiner Stellung gelte, und daß ein Anderer es auch wirklich that."

15.

Die Magnaten-Verschwörung.

Bei den geschilderten Verhältnissen war der Basvarer Friede als „magerer Vergleich" noch von Vortheil; aber man darf nicht läugnen, daß durch die Formen seines Abschlusses und seiner Rechtfertigung dem Ansehen der Regierung viel geschadet wurde. Das Heimliche der ganzen Verhandlung drückte dem Vorgange den Stämpel einer schädlichen List auf, die Ungarn gegen sich gekehrt wähnte und welche auch Venedig mißtrauisch machte. In Ungarn entstand eine Gährung und man sprach davon, daß dem eigenmächtigen Vorgehen der Regierung eine Grenze gesetzt werden müsse. Neue Anlässe zu Reibungen und Klagen gaben die Einlagerungen kaiserlicher Truppen, welche die Vollziehung des Friedens mit sich brachte.

Es ist schwer, in dieser Angelegenheit einem der beiden Theile unbedingt Recht zu geben. Nach dem Reichsgesetze sollte allerdings die Besetzung ungarischer Plätze mit auswärtigen Soldaten nur in Folge der Bewilligung des Landtages von Fall zu Fall geschehen; eine solche Genehmigung lag aber nicht vor, die Landtage hatten sogar die Entfernung der fremden Besatzungen wiederholt verlangt. Sicher aber blieb das Eine, daß unter gewissen Bedingungen fremde Truppen nothwendig sein konnten. Gegen die unaufhörlichen Streifzüge der Türken mußte in den Grenzhäusern bewaffnete Miliz vorhanden sein. Freilich boten die Ungarn dazu nationale Mannschaft an. Allein abgesehen davon, daß solche stets als ungenügend sich erwies, wenn selbst die Noth sie erst herbeirief, hätte die Regierung mit den festen Plätzen gutentheils ihren eigenen Halt für immer vorzusehende Fälle aufgegeben. Die Nation, an sich beweglich, sprichwörtlich „Emotionen liebend", wurde von Parteien geleitet, und es konnte nicht fehlen, daß durch die Commandanten und Mannschaften, welche keineswegs außer dem Getriebe standen, ein Theil der bewaffneten Macht selbst diesem Parteiwesen anheimfiel. Und ein gleich wichtiger Grund mit dem ersten war jener, daß die Regierung die Verträge und mit ihnen die türkische Grenze wider die Ungarn selbst zu schützen hatte. Sei es aus Thatendrang, aus Beutelust oder Rachgier, zogen wie die Osmanen auch ungarische Schaarenführer wider die nächsten Besitzungen des Nachbarlandes aus. Häufig genug kam der Kaiser in die Lage, solche Streifzüge zu verbieten, geschehene zu strafen oder auch zu verzeihen.

So hatte die Regierung mehrfache und wohlbegründete Veranlassung, ihre eigenen Leute in die festen Plätze zu legen. Sicherlich wäre diese Thatsache allein nicht so derb zur Sprache gebracht und über Verletzung des ohnehin nicht jeder Zeit ange-

paßten Reichsgesetzes geklagt worden, wenn nur die Besatzungen immer dem Zwecke entsprochen hätten. Jedenfalls aber trugen nicht sie allein alle Schuld, sondern auch die Ungarn selbst. Gegen die Truppen sprach und handelte man in den Gespanschaften mit vorgefaßter Meinung; man betrachtete sie als willenloses Werkzeug fremder Minister, bestimmt die Untergrabung der Landesfreiheiten zu unterstützen. Diesem feindseligen Wesen konnte der Soldat unmöglich alle Sanftmuth entgegenstellen; er hatte das Recht sich als Mann anzusehen, der das Land vor dem Feinde schütze, und konnte daher Entgegenkommen erwarten. So kam es nun häufig zu militärischen Gewaltschritten, die sich in der Regel auf widerrechtliche Aneignung von Lebensmitteln bezogen. Und da traf die Schuld jene verwahrloste Armee-Verwaltung, welche die Besatzungen eben nur einlegte, sie gelegentlich mit Geld und Fourage versorgte, regelmäßig aber sie sich selbst überließ. Soldzahlungen von 4, 6, 12 und 14 Monaten her waren damals gar keine Ausnahme.

Nach dem Vasvárer Frieden nun sollte sich der Stand der kaiserlichen Besatzungen vermehren, da die Truppen aus Siebenbürgen in die ober-ungarischen Festungen gelegt wurden. Daher neue und erhöhte Beschwerden. Als die Urheber aller dieser Maßregeln betrachtete man jene Männer, welche zunächst den geheimen Rath des jungen Monarchen bildeten. Man sah die Regierung mehr und mehr in den Händen nicht-ungarischer Minister sich befestigen, und hatte in Aussicht, durch Cabinets-Befehle statt durch bestehende oder mit den Landtagen zu vereinbarende Gesetze regiert zu werden. Und so sollte wohl allmälig die Verfassung gänzlich fallen! In Wien hatte sich zuweilen in That und Wort einiges gezeigt, was das Mißtrauen zur Furcht erhob. Bei Hofe sollten Räthe sich geäußert haben, daß die Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte des Landes gebotene

Nothwendigkeit sei, um endlich Ruhe und Ordnung herzustellen. Nachdem der langsame Porzia am 7. Februar 1665 gestorben, war seinem Nachfolger Lobkovic die entschiedenere Verwirklichung dieser Gedanken wohl zuzutrauen. Man wehrte sich daher gegen jeden Schritt, der auch nur im geringsten präjudiciren konnte, wies den Grafen Rüdiger Starhemberg zurück, als nicht berechtiget, als Ausländer den Grafen Csáky in die General-Capitänsstelle von Kaschau einzuführen, und verlangte volle Ordnung der Streitfragen auf einem Landtage. So weit verstieg sich zum Theile die Gereiztheit, daß eine streitlustige Schaar aus dem Zempliner Comitate mit türkischer Hilfe die Veste Ónod angriff. Hier gab die Regierung nach, indem sie diesen Platz einheimischer Miliz übergab. Allein dieser vereinzelte Schritt genügte nicht. Man erfuhr noch, daß Lobkovic in Constantinopel unterhandle, um Apafy durch den jungen Franz Rákóczy zu ersetzen, der mit seiner Mutter zum katholischen Glauben übergetreten war. Die Eifrigsten sahen darin nur den neuen Ausdruck des Wunsches, in dem Siebenbürger Fürsten zugleich auch die Stütze ihnen zu entziehen.

Es gährte vielfach im Lande, und Stoff dazu gab es täglich neu. Unter solchen Eindrücken bildete sich ein Complot in den höchsten Kreisen der Gesellschaft des Königreichs heraus, dessen Zweck auf Selbsthilfe in deren strengster Form lautete. Allein keineswegs war es nur patriotischer Sinn, der die hervorragendsten Männer des Landes zum Majestäts-Verbrechen trieb; private Interessen und Leidenschaften hatten daran gleich großen Antheil.

Bevor diese Bewegung so eigentlich in Gang kam, hatte eine Frau darin den ersten Schritt gethan. Es war dies Anna Katharina, geb. Gräfin Frangipán, Gemalin des kroatischen Bans Peter Zrinyi. Sie mochte die Zurückziehung ihres Schwagers Niklas vom öffentlichen Dienste als Undank des Kaisers

fühlen und an seinen plötzlichen Tod auf der Jagd knüpften sich parteilich düstere, vollkommen unwahre Gerüchte. Sie trat bereits 1665 und ohne daß ihr Gemal vorläufig Kenntniß hatte, mit dem französischen Gesandten Briziers zu Venedig in politischen Verkehr. In der Verbindung mit dem mächtigen Hause Rákóczy mochte sie eine Stufe mehr zur Erreichung ihrer Ziele erkennen. Es gelang die Heirat ihrer Tochter Helena mit Franz Rákóczy, einem geistig nicht sonderlich hervorragenden jungen Manne, zu Stande zu bringen. In den Bädern von Trentschin, wo die Verlobung (1665), und zu Sáros-Patak, wo (1666) die Hochzeit gefeiert wurde, näherten sich die Vertreter der Familien Rákóczy, Zrinyi, Vesselényi und Nádasdy, die sich aus persönlichen Ursachen früher zum Theile entfremdet waren. Diese Zusammenkünfte gaben auch zugleich die besten und unscheinbarsten Mittel zu politischen Vereinbarungen ab.

An der Spitze stand Montecucculi's, des Führers der österreichischen Militär-Partei, erster Gegner, der in der Besatzungs-Frage viel genannte Palatin, Franz Vesselényi. Stellung und Talente hoben ihn zur Leitung des Complottes, allein auch als seine vornehmste Triebfeder nennt man seine Gattin Maria, eine geborne Szécsy, in geistigen Anlagen gleich der Gräfin Zrinyi. Neben ihm erscheint der Primas und Erzbischof Lippay von Gran als Gesinnungsgenosse. Dieser leitete die Beschwerden der Nation an den päpstlichen Stuhl, um durch dessen Eintreten Abhilfe zu vermitteln; jener begann die Verhandlungen mit dem Fürsten von Siebenbürgen, mit der Pforte, mit Frankreich und Polen. Nächst diesen beiden standen Zrinyi, ein verwegener Degen, voll Herrschsucht, doch ohne Herrscherbegabung, und Franz Nádasdy, oberster Hof- und Landrichter, zugleich Staatsraths-Beisitzer, der leichtfertig, wankelmüthig und eitel, mehr den Kundschafter des Complotes abgab. Franz

Rákóczy und Franz Christoph Graf von Frangipán, Zrinyi's Schwager, wurden durch Namen, Stellung und Vermögen der Verschwörung werthvoll, hatten aber nur für das Losschlagen nicht für die Einfädelung Bedeutung. Dann war der Steirer Hanns Erasmus Graf von Tattenbach, der, wohl bereits seit Ende 1665 eingeweiht, erst später mit den Verschworenen in nähere Verbindung trat. Er war grob, feige, unsittlich und eigennützig bis zum äußersten; ihm schwebte die Grafschaft Cilli als Lohn dessen vor, was seinerseits weit mehr als bei den Anderen gemeiner Verrath war. Neben ihm wird noch ein Graf Karl von Thurn genannt; er besaß im Complote keine hervorragende Stellung und ist in dessen Verfolgung wie verschollen. Apaffy, zuerst überrascht, ging bald willig ein. Im Mai 1666 trafen seine Abgeordneten Niklas Bethlen und Michael Teleky mit Wesselényi auf dessen Besitzung Murány in Ober-Ungarn zusammen. Die hier geschlossenen Verabredungen gingen dahin, daß Ungarn mit türkischer Hilfe von Oesterreich losgerissen und mit Siebenbürgen vereiniget werden sollte. Die Intervention der Pforte sollte Apaffy erwirken.

In entferntem Zusammenhange mit dem Unternehmen stand der Plan des evangelischen Predigers Vitnyédy von Oedenburg, den Kaiser aufzufangen, als derselbe seiner Braut Margaretha Theresia von Spanien im November 1666 nach Schottwien entgegenreiste. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen vereitelte das Gelingen.

Den Klagen zu begegnen, that die Regierung wenig. Sie versprach zwar wiederholt, die deutschen Besatzungen zu entfernen, allein ihr mußte der geeignete Zeitpunkt noch nicht gekommen erscheinen. Verhältnisse anderer Natur erhöhten noch die Beschwerden. Der Graner Erzbischof Lippay starb, ehe die Bewegung zum Durchbruch kam, und Bischof Georg Szelepcsényi von Neitra

wurde sein Nachfolger. Die Fürstin Sophia Rákóczy, des erwähnten Franz Mutter, trat zum katholischen Glauben über und mit ihrem Bekenntniß-Umschwunge wollte sie auch auf allen ihren Besitzungen denselben veranlassen. Szelepcsényi bot die Hand, vielleicht standen auch einige Commandanten der nahen Festungen bei, aber mit Unrecht beinzichtiget man den Kaiser des Befehles letzterer Gewaltschritte, da er in drohender Weise die Fürstin sogar abgemahnt hatte. Die noch nicht gestillten Klagen der Protestanten erhoben sich von neuem und die Verschwörer vermehrten ihre Partei um bedeutendes, indem sie, obwohl durchaus katholisch, jene Beschwerden ihren eigenen anreihten. Diese Dinge kamen im Frühjahre 1667 auf einer Comitats-Versammlung zu Neusohl zur Sprache. Hier hatte die Regierung neuerdings einen nicht-ungarischen Commissär obenan gestellt. Dieß veranlaßte heftige Proteste, Sprengung der Versammlung und in deren Gefolge Besprechungen der Versammelten im Sinne des Complotes. Vesselényi erörterte hier, wie das Ausland nur dann beispringen würde, wenn Ungarn selbst seine Kräfte zeige; man müsse ein Heer sammeln, den König unter Verweisung auf jenen Artikel der Bulle Andreas II., welcher im gegebenen Falle der Nation und jedem Einzelnen das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen den König anheimgab, um Abstellung der Beschwerden nochmals ersuchen und den Rest in die Entscheidung des Hofes legen. Diesem Antrage stimmte Alles bei, und da es an Geld fehlte die Truppen zu bezahlen, schlug Zrinyi vor, das Schloß Emerich Erdödy's zu erstürmen, der angeblich 100.000 fl. vorräthig besitze, und Nádasdy wollte, daß man die Kremnitzer Goldfuhr aufgreife. Er selbst begab sich an den Bergort; der Streifzug ward eingeleitet, mißlang aber.

Der Tod des Palatins im März 1667 brachte Zersplitterung in's Complot. Die Verschwörung stand am Puncte zu

erlöschen; aber die Einen reizte das Begonnene zur That überhaupt, die Anderen hatten ihre privaten Vortheile im Auge. Wie wenig die Regierung eine Ahnung von dem hatte, was in Ungarn sich anspann, beweist, daß sie Nádasdy zu einem der Statthalter an des Palatins Stelle ernannte. Allein dieser strebte das Palatinat selbst an, ein bescheidener Anspruch gegenüber jenem Zrinyi's, in dessen Seele der Fürstenthron von Kroatien, 'jener Ungarns sogar aufdämmerte und der wider den Helfer Apaffy dessen Land seinem Schwiegersohne Rákóczy zudachte. Die Verschwörer beargwöhnten sich gegenseitig, wenigstens Zrinyi und Nádasdy; daher manche abgesonderte Schritte des Einzelnen und nur in gewisser Richtung ein Zusammengehen. Letzteres war der Fall bei den Bemühungen um auswärtige Hilfe, behufs welcher Boten nach Polen und Frankreich gingen, ungerechnet das ständige Vereinbaren mit Apaffy.

Dessen erster Gesandte hatte mittlerweile mit dem Großwesir verhandelt, allein durch den Mund des österreichisch gesinnten Pforten-Dolmetsch Panajotti. Dieser machte nach Wien in jenen Umrissen Mittheilung, wie er von der Sache erfahren; doch die Namen der Verschwörer kamen nicht zur Kenntniß. Dagegen erhielten wohl diese aus erster Hand den Nachweis, ihre Sache sei verrathen, und zwar durch Nádasdy aus dem Staatsrathe. Jetzt wurde eilig auf das Losschlagen hingearbeitet. Apaffy sollte neuerdings dem Großwesir das Vortheilhafte des Unternehmens vorstellen, das der Pforte ein Schutzvolk und bedeutenden Tribut mehr zuzuführen hätte; Kroatien benachbarte Paschen wurden zur Unterstützung von Schaaren aufgefordert, an deren Sammlung man ging. Allein die Boten Apaffy's hatten bei der Pforte keinen Erfolg; man rieth ihm ab, und theilte ihm zuletzt gar mit, Zrinyi verhandle mit der Pforte auf eigene Faust. Dieß machte Apaffy besorgen, daß er eigentlich

nur zu fremdem Vortheile sich einließe, und er zog sich aus der Sache.

Während vom Großwesir nichts zu erreichen war, die Grenzpaschen selbst wenig Lust zeigten sich einzumischen und Frankreich nur Geld in unbedeutenden Summen bot, welche übrigens bloß Zrinyi annahm, erschien im Herbst 1668 letzterer plötzlich bei Hofe mit der Anzeige, daß Nádasdy und Rákóczy eine Verschwörung beabsichtigten. Bei den steten Klagen in den Briefen der Verschworenen und besonders Zrinyi's, daß „die Ungarn und Kroaten gar nichts gelten thäten bei Hofe, würden auch nicht zu höheren Diensten befördert", läßt sich die Triebfeder jenes Schrittes wohl erkennen. Die Regierung ging auf diese Anzeige nicht so eilfertig ein, sei es, daß sie Zrinyi nicht traute oder daß sie über das Verhältniß der zwei genannten Männer sich besser unterrichten wollte. Zrinyi schied verstimmt. „Ich werde mich gefürchtet zu machen wissen!" soll er im Vorzimmer des Kaisers beim Weggehen ausgerufen haben. Die Regierung ließ Nádasdy nur privat um Aufklärung angehen; er lieferte verschiedene Papiere, welche auf den Bund und dessen Verhandlungen mit der Pforte und Frankreich Bezug hatten aus und unterwarf sich vollkommen der Gnade des Kaisers, der ihn gänzlich unbehelligt ließ.

So verging ein volles Jahr. Aber während die Regierung im Stillen die Mittel vorbereitete, im rechten Augenblicke eintreten zu können, organisirte Zrinyi den Aufstand in Kroatien und schloß sich auch in Ober-Ungarn der Plan zur That ab. Zrinyi hatte mit dem Frühjahre 1670 an 8000 Mann gesammelt; mit Tattenbach war verabredet, daß er seine Schlösser den Insürgenten öffnen und sich Grätz' bemächtigen solle. Noch zahlreicher waren die Insurgenten in den ober-ungarischen Comitaten. Als Graf Rottal eine bewaffnete und widerrechtliche

Versammlung untersagte, brach der Aufstand dort los. Rákóczy zog gegen Munkács, von wo seine eigene Mutter ihn durch Geschützfeuer zurückwies und nahm Ónod; doch als General Spork mit einem Corps von 9000 Mann wider ihn zog, die Verschwörung als entdeckt proclamirte und Niederlage der Waffen verlangte, zerstob die Insurrection oder wurde zersprengt. Rákóczy floh nach Munkács; von dort erwirkte Fürstin Sophie ihm Gnade gegen Erlag bedeutender Geldbuße und Besetzung seiner Schlösser durch kaiserliche Truppen.

Über Zrinyi's Pläne hatte die Regierung noch im Februar aus Konstantinopel volle Nachricht erhalten. General Spankau eilte wider ihn, Zrinyi's Heer löste sich auf, mit einem kleinen Reste warf er sich nach Csakaturn, wo die Kaiserlichen ihn belagerten. Gedrängt floh er mit seinem Schwager Frangipán, zuerst unentschieden wohin sich wenden, dann nach Wien, April 1670. Schon Ende März hatte man Tattenbach in Haft genommen. Der Prozeß Zrinyi's und Frangipán's wurde zu Wiener Neustadt, jener Tattenbach's zu Grätz geführt. Nádasdy allein blieb noch einige Monate frei; er hatte in solcher Achtung beim Kaiser gestanden, daß alle Aussicht auf Rettung für ihn vorhanden war. Allein der Herzog von Lothringen bekam durch Verrath Murány, die Residenz von Wesselényi's Witwe, in seine Gewalt, Juli 1670, und eine große Anzahl Schriften, die man in den dortigen Kellern fand, gaben über Nádasdy's bisher unbekannt gebliebenen Grad der Theilnahme, seine Anstiftungen als er sich bereits unterworfen und über die ausgedehnte Verzweigung des Complotes Aufschluß. Jetzt wurde auch er verhaftet, September 1670. Sein Proceß spielte sich zu Wien ab.

Im nächsten Jahre fielen die Häupter sämmtlicher Verschworenen an den Orten, wo sie ihre Urtheile empfingen.

VI.

Die spanische Erbschaft.

16.

Ansprüche Frankreich's und Theilungsvertrag mit Oesterreich — Friede von Aachen (1668).

Der Hof zu Wien hatte die ganze Zeit her mit Frankreich betreff Spaniens in Verhandlung gestanden. Er war nur zu willig in jene gleißnerischen Vorstellungen eingegangen, mit denen die gewandten Diplomaten Ludwig XIV. ihn zu fesseln oder abzulenken gedachten. Wenn das, was Frankreich anstrebte, in seiner Durchführung ein Jahr früher an die Reihe 'kam, so nahm vielleicht auch die Verschwörung in Ungarn einen anderen und weit gefährlicheren Gang.

Ludwig XIV. war durch den Vollzug des pyrenäischen Friedens in Betreff seiner Heirat mit der spanischen Infantin Maria Theresia, Leopold's präsumtiver und seit dessen Vermälung mit Margaretha Theresia (1666) sein wirklicher Schwager geworden. Mit oder ohne Aussterben der habsburgischen Dynastie auf der iberischen Halbinsel war Ludwig entschlossen, sein angebliches Verwandtschaftsrecht zur Geltung zu bringen. Vorerst schien ihm

über das baldige Erlöschen dieses älteren Mannsstammes kein Zweifel zulässig und meinte er noch in kürzester Frist es zu erleben. Der aus der Ehe Philipp IV. mit Leopold's Schwester Maria Anna geborne Thronerbe, dessen Geburt (1657) den Abschluß des pyrenäischen Friedens wesentlich vermittelt hatte, gab wenig Aussicht auf längeres Leben. In der That starb er schon im vierten Jahre, 1. November 1661, und sogleich nahm Ludwig Anlaß, den Verzicht seiner Gemalin umzustoßen. Freilich wurde einen Monat nach dem Tode des einen Thronerben Philipp IV. ein zweiter geboren; allein die Existenz eines solchen gab Ludwig keinen Grund, seine Ansprüche zurückzuziehen. Unterstützt von einer tüchtigen Diplomatie brachte er in dem an zäher Kraft wie an Mitteln so ganz verarmten Spanien bereits Stimmen zuwege, daß man dem Unabänderlichen sich fügen werde, falls beim Erlöschen des königlichen Hauses Frankreich die Erbschaft beanspruchte. Oesterreich lag weit ab; die Ereignisse der letzten Jahrzehente hatten es auch in politischer Beziehung von Spanien weggedrängt. Die Unmöglichkeit, von ihm Hilfe in der Noth zu erlangen, während Frankreich dem Lande wie dem Hofe so zu sagen am Nacken saß, lockerte das geistige Zusammengreifen der blutsverwandten Höfe und gab im Volke der Apathie umsomehr Raum. Schon 1662 insinuirte Ludwig seine Ansprüche zu Madrid. Übrigens verlangte er hier als Erbsantheil seiner Gemalin nur einen Theil der spanischen Niederlande. Dies zu rechtfertigen stützte er sich auf ein daselbst übliches Recht, das der Devolution. Dasselbe wollte, daß die Kinder erster Ehe die einzigen Erben des väterlichen Vermögens seien, allerdings erst nach dem Tode des Vaters. Nach diesem Rechte sollte also der Thronerbe Karl II., als Kind aus zweiter Ehe, von dem Besitze jener Landschaften, wo das Devolutions-Recht galt, ausgeschlossen, und dieser nur den Kindern aus König Philipp's

erster Ehe vorbehalten sein. Wie Ludwig später (1667) ausführlich beweisen ließ, sei auch die Verzichtleistung der Infantin nach dem Natur-, dem bürgerlichen und dem kirchlichen Rechte ungiltig oder nicht begründet; die Königin, als Prinzessin unter der Vormundschaft ihres Vaters stehend, habe den Umfang ihrer Anspruchsbefugnisse nicht gekannt, und solcher Gründe mehr, die zur Zeit in dem Baron Isola, österreichischen Gesandten in London, einen beredten und sachkundigen Widerleger fanden. Aber nicht in dieser Form allein suchte Frankreich auf Spanien zu wirken. Als dieses 1662 ihm wegen Portugals ein Bündniß wider England vorschlug, forderte Ludwig als Preis desselben die Aufhebung des Verzichtes und die Abtretung der Franche-Comté, Luxemburgs und des Hennegau's.

Spanien lehnte namentlich die Rechtsanschauungen des französischen Hofes ganz entschieden ab. Wie alle Welt sah es darin eine völlig ungehörige, nirgends übliche Vermengung des nur örtlich gültigen bürgerlichen Rechtes mit dem allgemeinen Staatsrechte. Die Forderung stand übrigens fest; sie wollte einerseits behauptet, andererseits abgewehrt sein, und beide Theile sahen sich nach Genossen um.

Für solche Stellung lag in dieser Angelegenheit Holland am nächsten, dessen Interesse durch das Schicksal der spanischen Niederlande wesentlich berührt war. Bevor nun seitens des Hofes von Madrid bestimmte Vorschläge gemacht wurden, war Frankreich durch einen Handelsvertrag in Verbindung mit einem allgemein gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisse ihm bereits zuvor gekommen, April 1662. Allein als Ludwig den Holländern seine Rechtsansprüche entwickelte, fand er sie weniger damit einverstanden als er angenommen hatte; doch setzte er seine Unterhandlungen fort, ja trat, obgleich er alle Ursache hatte, England zu schonen, sogar in den englisch-holländischen Krieg zu

Gunsten seiner Bundesgenossen ein. Das verschaffte ihm den Vortheil, unbeachtet rüsten, die Armee verstärken und die an der belgischen Grenze nothwendigen Magazine anlegen zu können.

Da starb Philipp IV. am 17. September 1665 mit Hinterlassung des vierjährigen Karl II. unter der Vormundschaft von dessen Mutter Maria Anna. Noch trug Ludwig Englands wegen Bedenken. Dafür umgab er sich mit Verträgen, sämmtlich darauf berechnet, den Kaiser zu hindern, die belgischen Provinzen zu unterstützen. Der Herzog von Pfalz-Neuburg und der Kurfürst von Köln traten 1666, jener von Mainz und der kriegslustige Bischof von Münster 1667 in Bündniß mit Frankreich. Dasselbe geschah mit Portugal, und den Kaiser zu beschäftigen nahm jetzt Ludwig die Verbindung mit Nádasdy und Zrinyi wärmer auf.

Bis hieher hatte Frankreich am spanischen Hofe sein angebliches Recht nur sollicitirt, und durch Proteste gegen allfällige Nachtheile aus des Kaisers Heirat mit der Infantin Margaretha Theresia gewahrt. Daher gab man sich dort dem Gedanken hin, daß er nie mit bewaffneter Hand es werde durchsetzen wollen. Und doch lauteten alle Berichte sowohl des Gouverneurs in den Niederlanden, als auch des Gesandten in Paris im höchsten Grade warnend. Die belgischen Provinzen waren zu ernstem Widerstande gar nicht angethan. Eine Garnison nach unseren Begriffen existirte daselbst nicht, die Soldaten lungerten meistens ohne Commando im Lande herum, bettelten die Straßen ab oder ließen sich in den Klöstern auffüttern. Da plötzlich Anfangs Mai 1667 ließ Ludwig daselbst erklären, er werde Ende des Monates an der Spitze eines Heeres die seiner Gemalin gebührenden Theile Belgiens in Besitz nehmen. Was noch alles an diesen einen Schritt sich knüpfen ließ, konnte man aus der gleichzeitigen Schrift des königlichen Rathes Aubery „über die gerechten Ansprüche des Königs auf das deutsche Reich“ abnehmen.

Mit drei großen Heeren unter Turenne, Aumont und Créqui brach Ludwig am 24. Mai in Belgien ein. Vierzehn Tage früher, und unbewehrt fällt das ganze Land in seine Hände. Diese kurze Pause zwischen der Kriegserklärung und dem Einmarsche hatte der Gouverneur Castel Rodrigo benützt, wenigstens Valenciennes, Cambrai, Namur und einige ándere Plätze zu befestigen und zu besetzen. Tournai, Douai, Oudenarde, Berques, Furnes, Courtrai ergaben sich. Frankreich war so gut als Herr im Lande und als Sieger konnte Ludwig bald wieder in Paris einziehen.

Was nun den Wiener Hof anbelangt, so wußte er ganz wohl von den Ansprüchen Ludwig's. Allein des äußersten versah man sich keineswegs; aus Rechtlichkeitsgefühl wollte man nicht daran glauben, aus Friedensliebe es nicht besorgen. Dazu kam noch eine gewisse Hinneigung an die Versicherungen des französischen Gesandten, dessen bestrickendes Wesen die Vertrauensseligkeit eben so sehr hob, als eben damals alle Welt im Franzosenthume aufging. Uebrigens datiren aus dieser Zeit Ludwig's erste Versuche, den Wiener Hof für Abmachungen betreffs einer künftigen Theilung der spanischen Monarchie zu gewinnen. Der erste Handlanger französischer Politik in Deutschland, der kölnische Kanzler Wilhelm von Fürstenberg, erschien wenige Monate vor dem Einmarsche der Franzosen als Bote Ludwig's in Wien. Lobkovic, der Frankreich günstig gesinnt war, widerstrebte zwar nicht, wohl aber lehnte der Kaiser dermalen es ab. Als Frankreich dann Belgien besetzte, wollte man für Spanien eintreten. Bei dem Unvermögen es allein zu thun, wendete man sich an das Reich. War doch der burgundische Kreis, zu dem die spanischen Niederlande gehörten, ein integrirender Theil desselben! Allein die Bemühungen sowohl des kaiserlichen als des spanischen Gesandten scheiterten auf dem

Tage zu Regensburg. Selbst der Kurfürst von Brandenburg, anfangs streng wider die französischen Pläne, wandte sich Ludwig insofern zu, als er am 15. December 1667 einen Neutralitäts-Vertrag mit ihm schloß. So kühlte sich der Kriegseifer in Wien ab, und der Uebergang zu dem Gedanken einer Abfindung mit Frankreich war gegeben. Und auf diesem Wege blieb man auch.

Anders sah man die Dinge in der Nachbarschaft des Kriegsschauplatzes an. England beeilte sich mit Spanien (23. Mai) und Holland (31. Juli) Frieden zu schließen. Holland setzte alle Hebel in Bewegung, um Frankreich von seinen Grenzen abzuhalten und brachte mit England und Schweden die Tripel-Allianz zu Breda am 23. Jänner 1668 zu Stande, deren Folge war, daß Frankreich (2. Mai) den Frieden zu Aachen mit Spanien abschloß. Oesterreich nahm es hin, daß Frankreich mit den Landschaften Charleroi, Douai, Lille, Oudenarde, Tournai ꝛc. sich vergrößerte. Nur die Franche-Comté, die es im Frühjahre 1668 erobert hatte, stellte es an Spanien wieder zurück. Der Wiener Hof hatte sich um diese Zeit nämlich bereits mit Ludwig verständiget und einen Theilungsvertrag über die spanische Monarchie für den Todesfall Karl's abgeschlossen. Sicherlich war die jüngere habsburgische Linie nach allen Regeln des Staatsrechtes der einzige legitime Nachfolger der älteren, und weil dieß der Fall, meinte man wohl durch vorzeitiges Nachgeben am eigenen Rechte über einen künftigen Krieg hinweg zu kommen. Die Art der Theilung, wie Frankreich sie vorschlug, war übrigens für dieses charakteristisch. Es verlangte für sich die gesammten spanischen Niederlande, die italienischen Besitzungen Mailand, Finale und die Plätze in Toscana, Elba, Neapel und Navarra; dem Kaiser dachte es Spanien (ausgenommen Navarra) zu, Sardinien, Sicilien, die Balearen und Pythyusen, die africanischen Besitzungen, die canarischen Inseln und die amerikanischen Kolonien.

So rundete es sich in seiner nächsten Nähe ab, faßte in Italien festen Fuß, drängte sich im Süden zwischen Oesterreich und dessen projectirten Besitz und ließ diesem den zweifelhaften Vortheil in Amerika, das für Spanien schon lang aufgehört hatte, einträglich zu sein. In dieser Gestalt nahm zwar der Kaiser den Vertrag nicht an, aber in einer nicht eben gänzlich veränderten Form, und so schloß man ihn auch am 19. Jänner 1668 ab.

Wenn nicht vielleicht in diesem Acte nur ein scheinbares Pactiren mit dem französischen Drängen lag, was übrigens aus Umständen, die im Charakter der Minister Auersperg und Lobkovic gegeben sind, kaum anzunehmen ist, ein Hinziehen der Angelegenheit ohne den Gegner mißtrauisch zu machen, so hatte die französische Diplomatie einen großen Vortheil errungen. Der Kaiser hatte auch bald Gelegenheit zu sehen, welche Hände seiner nächsten Umgebung an dem Werke gesponnen. Die Folge dieser Erkenntniß war der Sturz des Ministers Auersperg, der am lebhaftesten für den Vertragsabschluß gearbeitet und Frankreich gegenüber die weitestgehende Nachgiebigkeit bewiesen hatte. Es war Gremonville nicht verborgen geblieben, daß Auersperg's Streben nach dem Cardinals-Hute sich richtete, und durch seines Königs Einfluß konnte er ihm denselben in Aussicht stellen. Wie der Jesuit Wagner erzählt, hatte der Papst das Feingefühl, das Verwendungs-Schreiben Ludwig XIV. an den Kaiser zu senden, um dessen Meinung einzuholen; „ohne seine Zustimmung würde er dem Ansuchen keine Folge geben." Wie sehr Leopold durch diese Umgehung seiner Person durch einen Mann seines geheimsten Vertrauens verletzt sein mußte, ist natürlich. Eben derselbe Geschichtschreiber berichtet auch, der kaiserliche Hof habe sich für einen Preis von 20.000 fl. Auersperg's Bittgesuch an König Ludwig aus der französischen Staatskanzlei verschafft. Die Folge dieser Eröffnungen war die Verhaftung des Ministers,

December 1669, und seine Verbannung zuerst nach Wels, dann gnadenweise nach Laibach. In Krain nämlich liegen die Stammbesitzungen der Familie. An des Kaisers Seite blieb Lobkovic, ein Gegner des gefallenen Ministers, wenn auch nicht seiner politischen Anschauungen. Ebenso franzosenfreundlich gesinnt wie dieser, war er weniger empfänglich für Aeußerlichkeiten und die Förderung seiner eigenen Interessen.

17.

Frankreich wider Holland — Wendung in der kaiserlichen Politik gegen Frankreich.

Der erste Schachzug Ludwig XIV. wider Spanien war vollkommen geglückt. Dennoch mußte er sich gestehen, daß er in den Erfolgen weiter hätte greifen können, wenn die Tripel-Allianz mit ihrem Drucke nach Frieden nicht dazwischen gekommen wäre. Seine Unzufriedenheit war somit zugleich Aerger über Holland, dessen Anregung jenes Bündniß seinen Ursprung verdankte. Ohnehin dem republicanischen Wesen gram, fühlte der König sich doppelt verletzt, daß die Holländer auf den Aachener Frieden eine Medaille schlugen, welche die Legende trug: „Stehe still, o Sonne, vor Gideon!“ Und diese Sonne war er und diesen Stillstand hatte Holland geboten!

Ludwig's Ziel ging vorerst dahin, die Tripel-Allianz zu sprengen und in zweiter Reihe Holland als politische Macht zu vernichten. Das Eine gelang rasch genug. Ungeachtet die Alliirten ihren Vertrag durch einen neuen (vom 7. Mai 1669) zu kräftigen suchten, welcher die Aufrechthaltung des Aachener Friedens bezweckte, bestand aus mancherlei Ursachen unter ihnen kein Halt. Karl II. von England haßte die Holländer

aus persönlichen Gründen; Schweden hatte nicht das gleiche Interesse wie England, die Ausdehnung der französischen Macht zu hindern. Spanien konnte mit den Subsidien-Zahlungen nicht zuhalten und daß auch der Kaiser, durch den Jänner-Vertrag von 1668 gebunden, der Allianz nicht beitrat, schwächte deren Aussicht auf Dauer. Unter diesen Umständen war es nicht sehr schwierig, Karl II. von England bei seiner ausgeprägten Sinnlichkeit und Verschwendungssucht, durch Frauen und Geld an Frankreich zu ketten. Im Vertrage vom 1. Juni 1670 gab er Holland nicht nur Preis, sondern sicherte auch seine Mithilfe wider die stolzen Kaufleute. Aehnlich ging es mit Schweden und mit einemmal war Holland isolirt. Daß es aber auch vom Reiche abgeschnitten würde, dafür sorgte Ludwig's deutsches Diplomaten-Kleeblatt, die Fürsten Wilhelm, Hermann und Egon von Fürstenberg, die sogenannten „Egonisten“. Durch ihre Vermittlung traten der Kurfürst von Köln (1669), der von der Pfalz, der Herzog von Hannover, der Bischof von Osnabrück (1671), endlich der von Münster (1672) in Bündnisse mit Frankreich, welche mehrentheils die Auftheilung Hollands zum Ziele hatten. Bayern, Mainz und Sachsen hatten wenigstens Neutralität zugesichert. Nur der Kurfürst von Brandenburg verweigerte jeden Vertragsabschluß und behielt sich freie Hand vor. Nicht so der kaiserliche Hof. Die Consequenz des Jänner-Vertrags mit seiner Nachgiebigkeit gegen Frankreich und der alten Abneigung wider Holland war ein neues Bündniß am 1. November 1671 mit Ludwig: Oesterreich versprach darin neutral zu bleiben; doch bedung es sich die Aufrechthaltung des westphälischen und Aachener Friedens und die Unverletzbarkeit deutschen Bodens aus. Man sah eben nicht ungern, wenn die Holländer, wie Lobkovic sagte, durch Frankreich für Spanien gezüchtiget wurden.

Nachdem Ludwig den Kreis seiner Bündnisse abgeschlossen und durch Vexationen in Zoll- und Handels-Fragen die nothwendigen ersten Reibungen herbeigeführt hatte, erklärte er gemeinschaftlich mit England an Holland den Krieg, April 1672. Innerhalb zweier Monate eroberte der „roi des revues“, wie die Holländer spöttisch ihn genannt hatten, drei Provinzen mit vierzig Städten. In der That grenzten die ersten Erfolge der französischen Maßregeln an's unglaubliche und so läßt sich der Stolz der Epigrammatiker, welche ihren großen König über die ersten Kriegshelden aller Zeiten stellten, erklären. Es liegt etwas Wahres in dem kleinen Gedichte von Bouhours, der da sagt:

In einem Tage nahm er Lotharingen ein,
In einer Woche muß Burgund bezwungen sein,
In einem Monat muß sich Niederland bequemen,
In einem Jahre wird er Europa nehmen.

Der Schrecken in Holland war so groß, daß man zu Unterhandlungen griff, während man andererseits die Meeresschleußen öffnete und so dem Vordrängen der Franzosen ein Ziel setzte. Die Bedingungen Ludwig's überschritten alles Maß. Holland sollte alles abtreten, was es außer den sieben Provinzen seines staatlichen Kernes besaß, den katholischen Gottesdienst einführen, 24,000.000 Livres Kriegs-Entschädigung bezahlen und endlich — das war die Kehrseite der obgenannten Medaille — jährlich dem Könige durch eine Gesandtschaft eine goldene Denkmünze überbringen lassen, worin es durch die Aufschrift Ludwig als den Erhalter der niederländischen Freiheit anerkenne.

Diese Forderungen verwarf Holland. An die Stelle de Witt's, des früheren Leiters seiner Staatsgeschäfte, trat als Statthalter Prinz Wilhelm von Oranien, ein junger, energischer und kluger Mann. Zur See hatten Englands und Frankreichs Flotten Unglück; zu Lande stellte sich gleichfalls das

Wasser aus den Schleußen hinderlich entgegen. Die Franzosen wollten den Frost abwarten, um auf dem Eise zu fechten. Aber auch im Reiche und am kaiserlichen Hofe trat eine Wendung in der Gesinnung ein, der localisirte Krieg dehnte sich mehr und mehr aus und die Schlachten in den Niederlanden fanden ihren Widerhall auf- und abwärts den Rhein und der Ostsee.

Nicht überall im deutschen Reiche war man schwach genug, Frankreichs Sache als gerecht oder für deutschen Boden ungefährlich zu halten. Wie in den untern Schichten der Widerwille gegen das aufdringliche französische Wesen sich oft genug kundgab, kehrte auch in die obersten Classen der Gesellschaft bereits Ernüchterung ein. Unter den deutschen Fürsten konnte man für jene Zeit füglich zwei Parteien unterscheiden: die eine von Frankreich geblendet, durch persönliche Motive angeregt, von den Fürstenberg's geleitet; die andere ehemals bereit, Frankreichs Hilfe zur Eindämmung der kaiserlichen Gewalt zu benützen, aber belehrt durch die Ereignisse, klug gemacht durch die Erfahrung und ungeneigt, weder sich noch das Reich unter dieselbe zu stellen. Zur erstern Partei zählten unbedingt der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster, endlich der Kurfürst von Bayern: die beiden Ersten mit Holland in Gebietsstreit, der Letztere unter dem Einflusse seiner Gemalin Henriette von Savoyen, die gern auf den Fürsten Fürstenberg und ihren Beichtvater Privignani hörte. Zur zweiten Partei gehörte der Erzbischof Johann Philipp von Mainz, ein Nestor der deutschen Politik in jener Zeit. An Frankreich benachbart steht er immer in den besten Beziehungen zu diesem, schließt und vermittelt Bündnisse mit ihm — und ist dennoch sein geheimer Widersacher, wo dasselbe dem deutschen Reiche zu nahe rückt. Offener wird sein Handeln und thätiger, seit der Philosoph, Geschichtschreiber

und Mathematiker Leibnitz in seine Dienste getreten, ein Mann der eben so lebhaft für deutsche Einigung sprach, als andere deutsche Gelehrte jener Zeit Frankreichs Sache vertraten. Auf Leibnitz' Anregung kam es zwischen Mainz und einigen anderen Fürsten des Reiches zu Besprechungen· vorerst aber sollte der Hof zu Wien für diese Frankreich feindliche Richtung gewonnen werden. Man rechnete darauf um so bestimmter, als Ludwig durch die Wegnahme Lothringens im September 1670 einen neuen Act verübt hatte, der über die Ziele keinen Zweifel ließ, als große Heeressäulen an der deutschen Grenze sich ansammelten und der Kurfürst dem Kaiser erklärte, wenn man nicht vorsorge, würden die linksrheinischen Gebiete Deutschlands bald das Schicksal Lothringens theilen.

In der That ließ man sich im Winter 1671 bis 72 in Wien zu einem Vertrage mit Mainz, Trier, Sachsen, Münster und Baireuth herbei, der auf den Schutz des Reichsbodens berechnet war. Der Vertrag vom 1. November 1671, den Oesterreich mit Frankreich geschlossen hatte, widersprach dem Zwecke des einen nicht; denn auch in diesem war ja das Reich und die Unantastbarkeit seines Bodens als Bedingung der neutralen Haltung aufgenommen. Vorläufig glaubte man in Wien betreffs Lothringens mit Verhandlungen auszureichen. In anderer Richtung hielt man, solang der Kriegserfolg nicht aufgeklärt hatte, daran, das Verhältniß zu Frankreich nicht vorzeitig zu schärfen.

Die entschiedenste Parteistellung gegen Frankreich nahm der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein. Er hatte alle Anträge der „Egonisten" zurückgewiesen und den Statthalter der Mark Brandenburg, Fürsten Johann Georg von Anhalt, nach Wien gesendet, dem Kaiser die dringende Nothwendigkeit der Sicherstellung des Reiches vorzulegen. Der Stand der Dinge gestattete kein langes Zaudern. Die spanische Partei

unter Marchese Spinola arbeitete aus allen Kräften, ihren früheren Gegner Holland vom Untergange zu retten. Die Franzosen hatten auf ihrem Einmarsch den Reichsboden verletzt und gingen darin täglich weiter; ohne sich mit den einzelnen Landesherren zu verständigen, hatten sie ihre Durchzüge nach eigener Bequemlichkeit genommen, hier Orte befestigt, dort andere geschleift und endlich, bei des Kurfürsten von Brandenburg Wendung, auch dessen clevische Lande mit Beschlag belegt. Der Kaiser mußte auf solche Vorgänge hin sich entscheiden. Freilich sammelte Bayern an der österreichischen Grenze ein Corps, den Durchzug zu hindern und in Ungarn drohten die Umtriebe der Franzosen die Rebellion zu verstärken. Gremonville, der französische Gesandte, eiferte dagegen, daß man seinen Monarchen hindern wolle, die Niederlande wieder katholisch zu machen. Von dieser Seite entblödete man sich auch nicht, Oesterreich an seine Dankespflicht zu erinnern. Habe ja die französische Hilfe bei St. Gotthardt den Ausschlag gegeben!

In der That zogen im Sommer 1672 unter Montecucculi's Führung 16.000 Oesterreicher an den Rhein. Man hatte sie, um Bayern zu umgehen, bei Eger gesammelt. Im Halberstädtischen fand die Vereinigung mit der brandenburgischen Armee statt. Es handelte sich in erster Reihe nur den mit Frankreich verbündeten Reichsständen Gelegenheit zum Anschluße an den Kaiser zu geben, den Holländern Luft zu machen und Frankreich zum Frieden zu drängen. Allein Mainz, Trier und die Pfalz weigerten die Uebergänge über den Rhein. Montecucculi, den übrigens der Kurfürst selbst als Ober-Commandanten vom Kaiser verlangt hatte, wollte nach seinem bekannten vorsichtigen Charakter von eiligem Losschlagen nichts wissen. Der Kurfürst sah sich in seinen Voraussetzungen getäuscht; es kam weder 1672 noch im ersten Halbjahre 1673 zu einem ernsten Treffen. Vor

dem Drängen Turenne's ging die österreichische Armee mehr und mehr vom Rheine zurück und Friedrich Wilhelm beeilte sich im Frieden zu Vossem (16. Juni 1673) mit den Franzosen allein sich abzufinden. Er hatte besorgt, daß Frankreich hinter seinem Rücken Sachsen und Schweden gegen ihn verleiten würde.

Gerade zu dieser Zeit mußte die französische Partei am Hofe zu Wien ihren so lange behaupteten ersten Platz räumen. Außer Lobkovic und Gremonville standen zu ihr der päpstliche Nuntius und der Gesandte von Venedig. Die Nachrichten vom Rhein her klagten zu laut, als daß man sie länger noch mißdeuten konnte. An den Kaiser appellirten die mißhandelten oder bedrohten Reichsstände dringender als je, und Leopold ging am 30. August 1673 das Bündniß mit Holland und Spanien ein, das schon seit Jahresfrist in Verhandlung stand. Gegen Subsidien versprach er 30.000 Mann an den Rhein zu schicken; Spanien wurde die Rückversetzung in den Stand vor dem Aachener Frieden zugesichert. Ungeachtet Bayern gegen die Forderung der Reichshilfe Einsprache erhob, wurde selbe doch an den Reichstag zu Regensburg gebracht. Jeden Schritt des Kaisers in dieser Hinsicht beantwortete Frankreich mit neuen Maßregelungen deutscher Lande. Dem Kurfürsten von Trier wurde seine Residenz weggenommen, die Reichsstädte im Elsaß besetzte Frankreich militärisch und beraubte sie ihrer Vorräthe an Waffen; den Fürsten von Nassau-Saarbrück führte es gefangen weg. Die Stimmung in Deutschland erbitterte sich durch solche Thaten wie durch die gleißnerischen Vertheidigungsschriften der französischen Agenten mehr und mehr. Es war eben ein Nothmittel, zu dem nun Oesterreich griff, da der Bruch unvermeidlich war, indem es den wesentlichsten Schürer der Zwietracht beseitigte. Auf Befehl des Kaisers wurde Fürst Wilhelm von Fürstenberg am 14. Februar 1674 zu Köln gefangen genommen,

und nach Wiener-Neustadt abgeführt. Der kaiserliche Conferenz-Rath fällte wider ihn als Reichsverräther mit allen Stimmen gegen jene des Fürsten Lobkovic das Todesurtheil. Nur dem Dazwischentreten des päpstlichen Nuntius Albercati ist es zuzuschreiben, daß es unvollzogen blieb. Allmälig traten die mit Frankreich alliirten Reichsfürsten von ihren Bündnissen zurück, der Regensburger Tag beschloß die Kriegserklärung (24. Mai 1674) und wies den französischen Gesandten Gravel aus, wie der Kaiser schon vorher ein gleiches mit Gremonville gethan hatte. Durch Brandenburgs Einwirkung und den Druck des Parlamentes war Karl II. von England bewogen worden, mit Holland Frieden zu machen (19. Februar 1674). So stand Frankreich allein und nur Schweden hielt sich noch zu ihm. Die Folge war, daß es alle niederländischen Plätze, Mastricht ausgenommen, aufgab und sich wesentlich gegen die Reichs-Armee kehrte.

Das österreichische Contingent zu diesem war abermals von Eger ausgegangen. Es betrug 25.000 Mann Fußvolk und 14.000 Mann Reiterei. Es ward den zwei operirenden Armeen zugetheilt, deren eine der Statthalter der Niederlande, Prinz Wilhelm von Oranien befehligte, während das Ober-Commando der zweiten Herzog Karl von Lothringen und Bournonville führte. Jener stand in Holland von Seite der Franzosen der Prinz von Condé, dieser der Marschall Turenne gegenüber. So weit war man in der Einigung glücklich gekommen, als der alte Zank in Glaubenssachen, wie viele katholische, wie viele protestantische Generäle je eine Abtheilung commandiren sollten, wieder ausbrach. Dieß gibt mit die Erklärung des verhältnißmäßig ungünstigen Ausganges des Feldzuges von 1674. Der Prinz von Oranien wollte sein Vaterland zunächst befreit sehen, der Herzog von Lothringen wollte sein

Gebiet zuerst wieder haben. Was über diese Ziele hinaus an Errungenschaften zu erlangen war, sollte dem Reiche zugute kommen.

Auf deutschem Boden trafen die Heere bei Sinzheim im Badischen (16. Juni) zum erstenmal zusammen, ohne daß es zu einem entscheidenden Erfolge kam. Der Herzog von Lothringen hatte sich über die Stärke des Gegners täuschen lassen. Die Franzosen bezahlten zwar die Behauptung des Schlachtfeldes theuer genug, allein sie gewannen es doch dem Gegner ab. Nicht weniger unvortheilhaft fiel das Gefecht bei Ladenburg aus, wo Turenne die Nachhut der kaiserlichen Armee angriff und nur die Tapferkeit des Obersten Dünewald großen Verlusten vorbeugte. Mit Verstärkungen wollte man nun die Franzosen jenseits des Rheines angreifen, wo sie sich zwischen Weissenburg und Lauterburg verschanzt hatten. Bournonville zog durch einen Marsch gegen Straßburg Turenne wohl aus seinem Lager heraus, allein auch die Schlacht bei Holzheim am 4. October, die man, ohne die Brandenburger abzuwarten, ihm lieferte, gab keinen Entscheid. Als die Vereinigung erfolgt war, ließen die verschiedenen Ansichten über die Operationen zwischen den kaiserlichen und brandenburgischen Generalen wieder keine Einheit der Maßregeln zu Stande kommen. Es wollte im Grunde wenig besagen, daß der lothringische Oberst Mercy französische Zuzüge bei Nancy überfiel (13. October), wobei an 800 Edelleute größtentheils niedergehauen wurden, daß man Breisach bloquirte, und im Elsaß bis Basel sich ausdehnte. Hier wollte man auch die Winterquartiere nehmen, allein Turenne brach mitten im Winter über die Vogesen, warf die kaiserlichen Truppen bei Mühlhausen, nnd nöthigte sie, den Elsaß zu verlassen. Während Condé die Franche-Comté wegnahm, die Frankreich nicht wieder herausgab, blieb von dem dießjährigen Feldzuge den Oesterreichern nur die Veste Dachstein am linken Rheinufer.

Man gab auf dem Kriegsschauplatze eben die letzten Schüsse ab, als in Wien ein Ereigniß vor sich ging, welches in ganz Europa das höchste Erstaunen erregte. Obwohl es mit aller Ostentation sich vollzog, war damals seine Veranlassung doch vollkommen in Geheimniß gehüllt. Daß es die Hauptperson der Umgebung des Kaisers berührte, hob natürlich die Überraschung. Es war dieß der Fall des Fürsten Wenzel Lobkovic.

Als derselbe am 17. October sich dem Kaiser zum Vortrage vorstellen wollte, übergab ihm der Hofkanzler Hocher ein Decret, worin ihm seine Entsetzung von allen Stellen und Würden angekündet und die Räumung des Hofes und der Stadt Wien binnen drei Tagen aufgetragen wurde; seine Güter sollten eingezogen werden und er hatte sich nach Raudnic in Eigenhaft zu begeben. Drei Tage später mußte er in einem unscheinbaren Wagen, von drei Compagnien Dragonern umgeben und vom Grafen Martinic begleitet, die Residenz verlassen. Das Vorspiel dieser Katastrophe war die wenige Tage früher vorgenommene Verhaftung seines ersten Secretärs Ferri. Selbe geschah „wegen unzulässiger Correspondenz“ und wurden auch alle Schriften desselben mit Beschlag belegt. Gleichzeitig war eine Commission zur Untersuchung der Geschäftsführung niedergesetzt worden, bestehend aus den geheimen Räthen Fürst Schwarzenberg, den Grafen Lamberg, Montecucculi und Zinzendorf, dem Hofkanzler Hocher und dem Secretär Abele. Am Abende vor der Entlassung des Fürsten gab der Kaiser in Besprechung mit diesen Männern die Art des Verfahrens kund, das er eingehalten wissen wollte, und Tags darauf ging ihr Resultat in der erzählten Weise vor sich. Dem Fürsten ward es bei der Verhaftung untersagt, um die Ursache zu fragen oder eine Rechtfertigung zu versuchen.

Ueber die Motive des Ganzen gab es die verschiedensten Muthmaßungen. Hier machte man das Verhalten des Fürsten Frankreich gegenüber geltend: Montecucculi's Briefe von 1672 her, die Klagen der Erzbischöfe von Trier und Mainz, die den Minister des offenbaren Einverständnisses mit Ludwig XIV. beschuldigten. Dort spielte man auf Verbindung des Fürsten mit den aufständigen Ungarn an, obwohl eben Ungarn vielleicht an keinem Minister des Kaisers einen ausgesprocheneren Gegner seiner Forderungen besaß, als eben an Lobkovic. Was er mit Gremonville oder anderen Botschaften über den Kaiser selbst und dessen Art der Betheiligung an den Staatsgeschäften gesprochen, sollte nach den Einen die Veranlassung abgegeben haben, nach den Anderen die Abneigung der Kaiserin Claudia Felicitas. Wieder Andere schreiben der Geistlichkeit den Fall zu, obwohl eben der Nuntius Albercati der Vertraute und der kaiserliche Beichtvater P. Emmerich der letzte Freund des Gefallenen war. Aus diesem Widerspruche der Meinungen läßt sich erkennen, daß einige der Muthmaßungen wohl begründet waren und daß ihr Zusammenwirken das Ergebniß bereitet haben mochte. Das läßt sich auch aus dem Tagebuche des Untersuchungsmitgliedes Fürsten Schwarzenberg abnehmen. Jedenfalls trieb Selbstüberschätzung Lobkovic zu Aeußerungen, welche verletzen, und zu Schritten, welche allerdings das kaiserliche Cabinet compromittiren mußten. Wahrscheinlich, da Leopold's Persönlichkeit selbst getroffen wurde, sah der Kaiser von den strengen Maßregeln, welche die Commission vorschlug, in seiner Güte ab und wählte den kurzen Weg der Verbannung. Zu Raudnic starb Lobkovic nicht lange darauf (27. März 1676), wie man sagt, in geringerer Spannung mit dem Hofe, allein nie wieder an demselben zugelassen. Sein Sohn Ferdinand erlangte mit allen Gütern auch die kaiserliche Gnade wieder.

In des Kaisers Vertrauen trat von da ab niemand wieder zu dem Grade, wie Auersperg und Lobkovic es besessen. Wie Ludwig XIV. wollte auch er von nun an sein eigener erster Minister sein. Ohne sich fremdem Rathe, doch meist gesellschaftlich weniger hochstehender Persönlichkeiten ganz zu entziehen, versuchte er von jetzt ab alles selbst zu sehen und zu leiten, conferirte unmittelbar mit den Gesandten und fertigte selbst ihre Instructionen aus. Die Geschäfte verzögerten sich in manchen Dingen von da ab, allein durch diese Unmittelbarkeit der Einsicht und dieses persönliche Eintreten kam zuweilen doch ein frischerer Zug in den Gang der Politik und trat der Monarch den Unterthanen näher. Und der Völker Herz schlägt dort wärmer, wo es der Fürsten Aug' und Hand selbstthätig eingreifen fühlt.

Uebrigens brachte dieser erste ernsthafte Krieg noch manch' anderes Ungehörige an den Tag. So wurde als (wenigstens von brandenburgischer Seite vorangestellter) Urheber der Mißerfolge im Elsaß General Bournonville zur Rechtfertigung nach Wien berufen. Indeß gelang ihm letztere und er erhielt auch später wieder ein Commando. Auch General de Souches wurde angeklagt und zwar von derselben Seite her, wie Bournonville. Beweise fehlten und so befahl man ihm nur sein Commando zu Warasdin wieder einzunehmen. Mit ihm verließ auch sein Sohn Hof- und Staatsdienst.

18.

Kriegsläufe von 1675 bis 1679 — Friede von Nymwegen.

Schweden war von Frankreich bisher noch nicht vermocht worden, in dessen Interesse auch handelnd einzutreten. Jetzt ge-

lang es durch Subsidien, dasselbe dahin zu bringen. General Wrangel rückte in den ersten Tagen des Jänner 1675 in die Mark Brandenburg ein. Er erklärte offen, daß es die Absicht seines Königs sei, den Kurfürsten von der Seite des Kaisers abzuziehen. Auch die Herzoge von Hannover und Holstein-Gottorp machten Miene, in dieser Richtung sich zu betheiligen. Der Kurfürst war bei seinem Heere in den fränkischen Winterquartieren, sein Land unbedeckt. Er wendete sich an Kaiser und Reich. Als die Verhandlungen sich hinzogen, brach er anfangs Juni in aller Stille auf, marschirte mit großer Raschheit in die Mark, überrumpelte am 25. Juni die schwedische Besatzung zu Rathenau und schlug drei Tage später nur mit Reiterei die doppelt zahlreicheren Gegner bei Fehrbellin. Während zur selben Zeit Holland und Spanien an Schweden Krieg erklärten und ihnen endlich auch das Reich folgte, benützte der Kurfürst die Wirkungen des bei dem eingelebten Schlachtenruhme der Schweden vernichtenden ersten Schlages, um in Bündnissen mit Dänemark, Braunschweig und Münster die Schweden ganz vom deutschen Boden zu vertreiben. In Jahresfrist besaßen diese auch keinen Fuß breit Landes mehr auf demselben.

Auch am Oberrhein verliefen die Dinge nicht ohne Glück, wenngleich ohne Entscheidung. Die Franzosen hatten anfangs des Jahres die von den Oesterreichern noch besetzte Veste Dachstein eingenommen; sie fiel durch die meuchlerische Ermordung des Commandanten Haugwitz durch den Hauptmann Contarini. Vauban ging dann auf das rechte Ufer, weit und breit das Land verheerend. Ihn ersetzte Turenne, dem Montecucculi gegenüberstand, der mit voller Unabhängigkeit von den Entwürfen des Hofkriegsrathes den Oberbefehl der kaiserlichen und Reichstruppen übernommen hatte. An der Kinzig sollte es zur Schlacht kommen, als Turenne bei der Recognoscirung der kaiserlichen

Armee von einer Kanonenkugel getödtet wurde. Es war bei Sasbach in der Nähe von Offenburg. Dieser Fall nöthigte die Franzosen zum Rückzuge, wobei sie am 31. Juli durch die Kaiserlichen bei Altenheim geschlagen wurden. Montecucculi drang in's Elsaß ein, wo ihn zwar Condé von der Belagerung Hagenaus und Zaberns abzustehen zwang, aber aus dem Lande selbst nicht hinausmanövriren konnte. Ein anderer Erfolg war jener des Herzogs von Lothringen bei Trier am 11. August; hier wurde Marschall Créqui geschlagen und flüchtete sich nach Trier selbst, das er nach kurzer Vertheidigung übergeben mußte.

Dieser Feldzug am Rhein war auch Montecucculi's letzter. Noch über Winter blieb er bei der Armee, dann aber zog er sich nach Wien zurück. Sein hohes Alter, er zählte bereits 66 Jahre, mochte ihn bewogen haben, jüngeren Kräften das Feld zu räumen. Als solche fand man Karl V. von Lothringen, Neffen des im September 1675 verstorbenen Herzogs Karl, der schon im nächsten Jahre, 1676, Gelegenheit hatte, seinen Ruf durch die Wegnahme der Veste Philippsburg oder besser durch die geschickte Weise zu begründen, in welcher er den Marschall von Luxemburg, Turenne's Nachfolger, hinderte, zu Hilfe zu kommen. Drei Monate wurde die Festung belagert, endlich fiel sie am 9. September. Allein wie dieser ganze Krieg seitens der Franzosen mehr in der Kunst sich gipfelte, den Feind durch Hin- und Herzüge zu ermatten und die Pausen zu kleinen Vortheilen an Ueberfällen, Wegnahme von Magazinen u. dgl. zu decken, so trat in dieser Weise im J. 1677 eine mißlichere Wendung ein. Die Franzosen hatten unter Créqui an der Saar ihre Stellung genommen und das Gebiet zwischen sich und dem Rheine wüste gelegt. Herzog Karl, der eine Entscheidungsschlacht wünschte, ließ sich durch das Abschneiden der Verpflegsmittel nicht am Vormarsche hindern, war aber bei dem Mangel an Magazinen bald genöthiget, den

Rückweg zu suchen. Und da wußte ihn Créqui auf eine Rhein-Insel zu drängen und zu einer Capitulation zu zwingen, 9. September, vermöge welcher diese Armee für das laufende Jahr aller Betheiligung am Kampfe zu entsagen hatte. Bald darauf (November) überschritt Créqui den Rhein und umzingelte Freiburg in solcher Raschheit, daß mit Noth Ein Mann aus der Festung noch entkam, dem Herzog Nachricht zu bringen. Nach fünf Tagen der heftigsten Beschießung fiel die Stadt und jeder Schritt des Herzogs kam zu spät. Auch die Versuche des nächsten Jahres 1678, diese altösterreichische Besitzung wieder zu gewinnen, schlugen fehl.

Fast gleichzeitig mit der Theilnahme des Kaisers am Kriege begann indeß Frankreich auch Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon 1674 hatte es den Holländern solche Anträge machen lassen. In Wien vermittelte bis 1675 Schweden, und so trat 1677 der Congreß zu Nymwegen zusammen, beschickt vom Kaiser für sich und das Reich, von Spanien, Holland, Brandenburg, Dänemark und endlich Frankreich. Die Forderungen der Verbündeten waren übrigens derart, daß Frankreich, für welches doch der Krieg am Rhein nicht ungünstig sprach, entschieden eingebüßt hätte. Die Verhandlungen auf solcher Grundlage zerschlugen sich. Neue Erfolge französischerseits konnten Nachgiebigkeit herbeiführen. Aber Ludwig versuchte auch das Band der Alliirten zu lockern und Holland vorerst an sich zu ziehen. Die ersteren sicherten ihm die Schlachten in den Niederlanden im Frühjahr 1678 und das letztere bahnte sich allmälig an, da in Holland die Kriegs-Partei unter dem Prinzen von Oranien in den Hintergrund trat. Diese wurde überstimmt, und so kam zwischen Holland und Frankreich am 10. August 1678 der erste Vertrag zu Stande. Spanien, vertheidigungsunfähig

ohne Holland, trat wenige Tage später (17. August) bei, und von da ab folgten die anderen Verbündeten, sämmtlich die Kosten der Rettung Hollands bezahlend, das selbst ohne Verlust aus dem Kriege hervorging, ja noch als Ueberschuß einen vortheilhaften Handelsvertrag erhielt, Spanien dagegen nur einige Städte, welche es im Aachener Frieden an Frankreich abgetreten und die man jetzt benützte, um Frankreich von Holland zu scheiden und dieses vor jenem mehr zu schützen. Dagegen mußte es die Franche-Comté, ferner Valenciennes, Condé, Cambrai und Cambresis, Aire, Ypern, Bouchain, Saint-Omar, Warwick, Warneton, Poperingue, Bailleul, Cassel und Charlemont an Frankreich abgeben.

Damit waren die übrigen Bundesgenossen isolirt. Es blieb ihnen überlassen, sich mit den Verhältnissen abzufinden. Was die moralische Verflechtung in den Krieg anbelangt, so war die Lage des Kaisers am übelsten. Jetzt arbeiteten zwei Parteien, deren Interessen Versöhnung fremd war, Leopold zu bestimmen. Brandenburg in seiner Sorge, den mit Lorbeern erkämpften Besitz aufgeben zu sollen, und jene Reichsfürsten, denen der Krieg überhaupt widerwärtig oder die Erhebung der preußisch-brandenburgischen Macht ein Greuel war und die in Schweden ein verwendbares Gegengewicht derselben sahen.

Den Kaiser drängten auch die ungarischen Verhältnisse. Schloß er den Frieden, so konnte er zwar nach dieser Seite mit Erfolg sich wenden, allein in deutschen Angelegenheiten verlor er die brandenburgische Hilfe. Dieß mochte auch Leopold bestimmt haben, unter Voraussetzungen auf die Fortführung des Krieges zu denken. Brandenburg sollte Braunschweig beim Bunde erhalten, Bayern und Sachsen vom französischen Interesse abziehen und 40.000 Mann an den Rhein stellen. Allein Braunschweig machte mit Frankreich Frieden und gegen Montecucculi

und Königseck drang in Wien die Ansicht durch, daß der Kurfürst nicht einmal die Hälfte dieser Streitmacht werde bieten können und der Kaiser somit wieder vereinzelt den Krieg führen müsse. Zudem verhandelte gleichzeitig mit dem brandenburgischen Gesandten in Wien ein anderer in Nymwegen und Paris. Diese directe Verbindung machte die österreichischen Commissäre am Congresse zu Nymwegen mißtrauisch und sie schlossen den Frieden am 5. Februar 1679 ab. Frankreich gab darin Philippsburg an das Reich und behielt das österreichische Freiburg; der westphälische Friede ward sonst in allen Theilen bestätiget. Dem Herzoge von Lothringen sollte sein Land wieder zurückgestellt werden, mit Ausnahme von Nancy und Longwy und vier Etappenstraßen nach Burgund und dem Elsaß. „Lieber wolle er das Land gar nicht als unter solchen Bedingungen!“ soll Herzog Karl ausgerufen haben. Vorläufig blieb er in österreichischen Diensten. Dagegen ward Wilhelm von Fürstenberg aus der Haft entlassen und mit seinen Brüdern in alle Ehren und Besitzungen wieder eingesetzt. Am 29. Juni 1679 schloß Friedrich Wilhelm zu Saint-Germain en Laye den Frieden ab und gab Schweden mit Ausnahme eines Landstreifens an der Oder alle Eroberungen heim. Von nun trat er in enges Verhältniß mit Frankreich, dem Kaiser gegenüber trat empfindliche Kälte und Abneigung ein. Daß Leopold auf sein Drängen nicht eingegangen, mochte er ihm nicht verzeihen; daß jedoch er jenen bei früheren Gelegenheiten mehrfach im Stiche gelassen, ließ der Kurfürst unberücksichtiget und regelte sein künftiges Handeln nach dem Maßstabe des Unwillens über entgangenen Gewinn und dem der Sucht nach Erhebung seiner Hausmacht allein.

V.

Ungarisch-türkische Wirren.

19.

Ungarische Empörung bis zum Landtage von Oedenburg 1670—1681.

Mit der Hinrichtung der vier Grafen war die Verschwörungs-Angelegenheit keineswegs abgethan. Im Gegentheil gebar jeder Schritt, den die Regierung in der Verfolgung des ersten Ausbruches vorwärts that, neue Anlässe zu ihrer Verwicklung.

Als die Schaaren Rákóczy's und Zrinyi's versprengt waren (Frühjahr 1670), sagte der Kaiser allen reuig Zurückkehrenden Verzeihung zu. Eine Untersuchungs-Commission sollte den Gang der Sache erforschen, aber auch zugleich die Widerspänstigen zur Strafe ziehen. Sie bestand aus den Grafen Rottal, Heister und Volkra, dem Bischofe Gubasóczy von Fünfkirchen und dem königlichen Personal Wolfgang Esterházy. Der Amnestie wurde übrigens ebensowenig Vertrauen entgegengetragen, als solches zu diesen Commissären bestand. Eine große Anzahl von Theilnehmern am Aufstande hatte sich nach Siebenbürgen und auf türkischen Boden geflüchtet. Andere hielten sich in der Heimat versteckt oder bereiteten sich in Städten oder Burgen zum Widerstand vor. Die Commission organisirte

Streifzüge, um als Theilnehmer ihr bezeichneter Personen sich zu bemächtigen oder deren Güter mit Beschlag zu belegen. Trotz der Niederlage, welche die nationale Partei getroffen, entwickelte dieselbe in den Verhandlungen mit den kaiserlichen Commissären eine eigenthümliche Zuversicht und Zähigkeit. So forderten die Comitats-Eingaben, daß die ungarischen Grafen einem einheimischen Gerichte vorgestellt würden. Dagegen vindicirte die Regierung das Urtheil als über ein Majestäts-Verbrechen der kaiserlichen Vollgewalt und fing mehr und mehr an, die ganze Nation als in dasselbe verflochten und der verfassungsmäßigen Rechte für verlustig anzusehen. Jedenfalls meinte sie nunmehr die nöthige Handhabe gefunden zu haben, um jene Verfassungs-Beschränkungen eintreten zu lassen, an die schon wiederholt, doch ohne Erfolg, der Wille war getragen worden. So sollten des Reiches oberste Beamte nur Männer der alleinigen Wahl des Kaisers und in voller Abhängigkeit von ihm sein. Das Recht der Regierung, ihre Autorität durch Truppen zu sichern, sollte nicht mehr in Frage kommen. Was sich an diese obersten Grundsätze bei dem Gedanken, daß das ganze Land nur ein erobertes, den Türken abgenommenes, wegen Rebellion strafbares sei, an Verwaltungsänderungen noch knüpfen lassen konnte, war klar.

Das Untersuchungs-Gericht in Preßburg erhielt zuerst die Angelegenheit der mehrentheils schon gestorbenen oder verschollenen Männer wie Vesselényi, Csáky, Stephan Tökölyi, Bori, Vitnyédy und Dobai auszutragen, Februar 1671. Nach und nach brachte sein Eifer es dahin, daß die Kerker nicht mehr hinreichten. Die Güter der Verurtheilten, der Flüchtigen verfielen der Regierung, und die Zahl der Letzteren wuchs mit jedem Tage. Zur Unterstützung der Gerichte wie zur Abwehr von Einfällen der Geflüchteten zog man bedeutende Truppen-

massen aus Böhmen und Schlesien in's Land. Diese zu erhalten wurde eine Steuer von 200.000 Gulden jährlich ausgeschrieben, welche der Reiche oder Adelige so gut wie der Arme zu tragen hatte. Es waren die Anfänge einer Soldatenregierung. Unter ihrem ersten Eindrucke zeigte das Land eine gewisse Resignation. Der Adel, früher so reizbar wenn zu Militär-Leistungen in Anspruch genommen, gab diese jetzt willig. Er nahm es auch hin, als ihm abgeschlagen wurde, das confiscirte Vermögen für Militärzwecke zu verwenden und dafür die Steuer zu mindern. Nur die Erzbischöfe von Gran und Kalocsa erhoben Einsprache. Es schien, als wäre der Widerstand gebrochen und diese Anschauung mochte der Kaiser tragen, als er am 6. Mai 1671 schrieb: „Jetzt sein die Ungarn ziemlich ruhig, und hoffe ich bald alles in ganz anderen Stand zu bringen."

Diese erste Phase nach Entdeckung des Complotes ließ offenbar den Weg zur vollständigen Beseitigung aller bisherigen Hindernisse ziemlich leicht erscheinen; sonst würde die Regierung kaum mit so unzureichenden Mitteln und in so gefährlicher Zeit ihre Maßregeln ergriffen haben. Deren verfolgte sie vorerst zwei. Einerseits hielt sie sich überzeugt, daß eigentlich die Protestanten zumeist die Hebel aller Klagen wider sie und die Hindernisse größerer Ruhe im Lande gewesen. Sie sah in ihnen den Keim aller Gährungen und hatte die Gewißheit, daß sie zum Aufstande die zahlreichsten und kühnsten Elemente geliefert hatten. Indem sie jetzt die Verschwörer bestrafte, beseitigte sie zugleich einen herkömmlichen Gegenstand des Haders, die verschiedene Confession. In diesem Bestreben traf sie auch verwandte Denkungsart bei der katholischen Geistlichkeit und vielem Adel des Landes, ja von dieser Seite — wie der Fürstin Sophie Rákóczy — kam man ihr sogar zuvor und trieb sie damit noch mehr in

diese Richtung. Mit einem Worte, die Regierung beabsichtigte eine Gegen-Reformation in Ungarn vorzunehmen, wie am Beginne des 17. Jahrhunderts in Inneröſterreich.

Der Hauptsitz der Bewegung in confessioneller und politischer Hinsicht war stets Ober-Ungarn gewesen. Dorthin wurden die Gerichtshöfe verlegt, von denen aus, nebst den Sitzen der Bisthümer, die gewaltsame Umformung vollzogen werden sollte. Unter Begleitung von Jesuiten, die an dem Bekehrungswerke großen Antheil hatten, und von Soldaten zogen die Commissionen von Comitat zu Comitat und sprengten oder sperrten die Bethäuser der Protestanten. Die Prediger wurden nach Eperies, Tyrnau, Preßburg vorgeladen und dort über ihre Betheiligung am Aufstande gerichtet. Die sich nicht bekehren wollten, wurden des Landes verwiesen, Viele hingerichtet oder auf die Galeeren nach Triest geschickt. Dabei mag, besonders am Lande und außerhalb der Gerichtshöfe, vieles geschehen sein, was weder in der Absicht des Kaisers lag, noch der katholischen Religion und dem Staate Nutzen bringen konnte. Dies Verfahren, keineswegs geeignet zur Versöhnung, trieb Tausende über die Grenze nach Polen, Siebenbürgen oder auf türkisches Gebiet, wo sie den Zeitpunkt der Rache abwarteten.

So willig der katholische Clerus und Adel in Ungarn diese Maßregel hatte durchführen helfen, so wenig Gefallen hatte er an der anderen. Es handelte sich darum, auch das oberste Organ der Landesregierung mehr dem Kaiser anheimzustellen. Nicht ohne Grund hatten schon Leopold's Vorfahren das Palatinat durch eine Statthalterei zu ersetzen versucht. Oft genug waren eben die Palatine die Träger regierungsfeindlicher Bewegungen gewesen. Seit Vesselényi todt, hatte man zwar mit dem Graner Erzbischofe dem Lande einen Statthalter gegeben, allein zwischen einem General-Gouverneur, wie man beabsichtigte, und einem

Palatine war dieß eine Mittelstufe, bei der es jetzt sein Verbleiben nicht haben konnte. Die Regierung lenkte ihre Wahl auf Johann Caspar von Ampringen, Großmeister des Deutschordens und Fürsten des Reiches. Seine Verdienste um Oesterreich waren bedeutend. Er hatte 1663—64 nicht nur das volle Ordens-Contingent wider die Türkei gesendet, den Venetianern Kreta vertheidigen helfen und am Bodensee wider Frankreich gekämpft. In letzter Zeit stand er mit der Regierung sogar in Unterhandlung, daß seinem Orden ein Castell an der türkischen Grenze in Ungarn eingeräumt werde. Von da aus wollte er die jüngere Ritterschaft im Kampfe wider die Ungläubigen schulen. Das vielleicht hatte seine Person der Regierung zur Wahl mit nahegelegt. In der Uebung seines Amtes vereinte er zwei Seiten; er suchte im persönlichen Verkehre zu gewinnen, vollzog übrigens die Befehle von Wien. Im Frühjahre 1673 wurde er zu Preßburg installirt. Der ihm beigegebene gemischte Statthaltereirath bestand aus dem Erzbischof Szelepcsényi von Gran, welcher gegen diese Umgestaltung der obersten Reichsbehörde lebhaft protestirte, den Grafen Adam Forgács und Leopold Kollonics, letzterer ungarischer Hofkanzler, Johann Maithényi, Personal, und Johann Sebastian von Pötting, ferner dem General Spankau als General-Commandanten von Ober-Ungarn, Dr. Erhardt, Dr. Hofmann und 2 Secretären, davon der Eine ein Ungar, der Andere ein Deutscher. Diese Behörde regelte von nun an die Gesetzgebung in Glaubens-, Polizei- und Steuersachen, und entsendete Commissionen, welche von Comitat zu Comitat das verfallene Gerichtswesen wieder heben und controliren sollten.

Gegen die Verfügungen dieser Behörde und ihrer untergeordneten Organe erhob sich vielfacher Widerstand. Genährt wurde er von dem Siebenbürger Fürsten Apaffy und der täglich sich mehrenden Zahl der Flüchtlinge in dessen oder auf türkischem

Gebiete. Schon das Jahr 1672 war Zeuge harter Kämpfe: auf der einen Seite kaiserliche Dragoner, auf der anderen die sogenannten Malcontenten. Ohne Zwang vermochten Jene keiner Regierungsmaßregel Geltung zu verschaffen und Letztere, in kleinen Schaaren operirend, zwangen wieder die Zaghaften und Fügsamen sich ihnen anzuschließen. An der Spitze dieses bewaffneten Widerstandes standen Stephan Petróczy, Mathias Szuhay, Gabriel Kendé und Paul Szepessy. Auch die Verbindung mit dem Auslande, mit Polen, Frankreich und der Türkei wurde lebhaft betrieben. Allein die beiden letzteren Mächte beschränkten sich vorläufig auf Vertröstungen.

Mit ganz ansehnlicher Macht brachen die genannten Führer im August 1672 aus Siebenbürgen in die Ugocsaer Gespanschaft ein, die Leiden der protestantischen Prediger an katholischen Geistlichen vielfach rächend. Ihnen verband sich auf eigene Faust Hussan Aga von Großwardein mit 500 Türken und folgte nach ihrem ersten gelungenen Schlage Michael Teleky mit siebenbürgischer Mannschaft. General Spankau wollte den Insurgenten das Aufgebot der 13 ober-ungarischen Comitate entgegenstellen. Dieß kam spärlich genug zusammen, dagegen die Aufständischen reichlichen Zulauf hatten. Das Treffen bei Bárcza in der Nähe von Kaschau, am 13. September, fiel für Spankau unglücklich aus. Fast wäre in der Verwirrung nach der Schlacht die Stadt selbst in die Hände der Insurgenten gerathen. Diese theilten sich nun, um Eperies, dann die Burg Regecz zu nehmen, wo Franz Rákóczy weilte. Dieser war seit 1670 auf des Kaisers Seite geblieben. In Aufrufen forderten sie Arm und Reich, Fremde wie Eingeborene, bei Verlust des Lebens und Vermögens auf, sich bewaffnet ihnen anzuschließen. Sie nannten sich „verordnete Commissäre des vorrückenden ungarischen Kriegsheeres.“ Durch die Vorspiegelung, daß die Türken mit 60.000 Mann

zu ihrer Unterstützung angezogen kämen, sollte dem Aufrufe mehr Nachdruck gegeben werden. Daß Teleky an der Szamos in der Nähe von Szathmár eine empfindliche Niederlage erlitt, 20. September, hinderte die Anderen nicht, in die Zips vorzudringen. Bartfeld, Zeben, Käsmark ergaben sich rasch, Leutschau widerstand dem ersten Anfalle. General Kopp rückte zum Entsatze herbei und erst jetzt gelang es, nach vielen Gefechten, die Aufständischen für dieses Jahr zu zerstreuen.

Von Wien aus ergingen an Apaffy Drohungen und Abmahnungen; bei der Pforte beschwerte man sich über die Einmischung des Siebenbürgers. Dieser ließ der Form wegen Petróczy vorläufig in Haft nehmen, aber unter der Hand blieben die Unterstützungen dieselben. Wenigstens verlor das Streben der Insurgenten durch die Abwesenheit dieses einen Führers jene einigende und geschickt leitende Kraft. Ohnehin herrschte unter ihren Befehlshabern Unfriede und Uneinigkeit. Aber die kleinen Schaaren blieben immer noch, ihre Schlupfwinkel unentdeckt und ihre bekannten Zufluchtsorte, weil fremder Oberherrlichkeit, unangreifbar. Sie selbst gaben ihre Sache nicht auf. Von Constantinopel sollten tröstlichere Nachrichten eingelaufen sein; der Großwesir habe auf den Frieden mit Polen gewiesen, der ihm nun freie Hand machte. Allein Polen selbst kündete denselben und die Pforte wurde von Johann Sobieski bei Chocim (10. November) empfindlich geschlagen. Man beschränkte sich daher von Seite der Insurgenten auf Überfälle sowohl der kaiserlichen Colonnen als der regierungsfreundlich gesinnten Gutsherren. Anderntheils setzte das General-Gouvernement die Durchführung seiner Maßregeln fort, hier Prediger vertreibend und Kirchen schließend, dort Insurgenten verfolgend, überall aber das Land entwaffnend. Und so entwickelte sich ein förmlicher Guerilla-Krieg, dessen Parteien Alle bekämpften, welche erwiesen

den Gegnern angehörten oder dessen auch nur verdächtig waren. Welches Maß von Leiden in diesem Bürgerkriege über das Land sich ausgoß, ist leicht zu begreifen. Jeder Stand hatte daran Theil, und jeder Stand gab an die Aufständischen Contingente. Reiche Gutsbesitzer wie Bettler, Männer besserer Vergangenheit wie Räuber, Katholiken wie Protestanten bildeten deren Schaaren. Sogar katholische Priester fehlten nicht. So war einer der unternehmendsten Führer der ehemalige Pfarrer von Tallya und der Domherr von Erlau, Johann (Stephan?) Jósa, berüchtigt durch sein ungewöhnlich rasches Erscheinen und Verschwinden. Viele leitete ihr politisches Bekenntniß; Andere waren der Verletzung ihres Glaubens wegen, Manche aus Rachsucht den Insurgenten beigetreten. Auch mangelte es nicht an Leuten, welche früher den Straßenraub handwerksmäßig betrieben hatten. Das trat übrigens zurück und Alle einigte der Zweck, der Regierung und ihren Anhängern in jeder Richtung Abbruch zu thun, und ihr Name. Sie hießen sich K u r u z e n, vermuthlich nach dem türkischen Worte Kurudschi. Es soll so viel als „tapferer ergrauter Krieger“ bedeuten, vermuthlich nannten sich jene türkischen Schaaren so, welche aus den Gränz-Castellen jene vielfachen Überfälle königlichen Gebietes unterhielten. Und eben auf türkischem Gebiete organisirten, bewaffneten und verstärkten sich diese Kuruzen. Für die Guerilla-Kriegsweise eignete sich der ober-ungarische Kampfplatz vorzüglich: im Norden Berge und Wälder, im Süden die Moräste der träg dahinfließenden Ströme. Da gab es bald Flecke, Hinterhalte zu legen oder sich der Verfolgung zu entziehen. Wenn nicht, so war die siebenbürgische oder türkische Grenze nicht fern. Auf leichten Pferden verfolgten sie das deutsche Fußvolk oder die schweren Reiter, denen der Mangel an Ortskenntniß viele Nachtheile brachte. In offener Feldschlacht griffen sie selten an. Ebensowenig hielten sie sich mit

Belagerungen gern auf; Ueberfälle, List und Verrath lieferten dafür häufig Städte und Burgen in ihre Gewalt. So wurde 1674 die Vorstadt von Kaschau von ihnen gestürmt. Barkóczy, Commandant von Fülek, schlug sie an einem, Oberst Schmidt an einem anderen Puncte, allein immer kehrten sie wieder. Zuletzt geschah dieß mit offener Unterstützung Apaffy's.

Der Siebenbürger Fürst ließ sich überreden, daß keine Gelegenheit günstiger sei, das Land zu dem Umfange wie bei Georg II. Rákóczy's Zeiten zu erweitern, als eben diese. Vielleicht auch meinte er, eine unthätige Stellung vom Kaiser mit Gebietsvermehrung sich vergüten zu lassen. So stellte er die Forderung, daß ihm jene Comitate Ober-Ungarns überlassen würden, die Rákóczy bis an seinen Tod innegehabt. Bald will er vermitteln, bald unterstützt er Teleky und zeigt so, wie er seine Rolle auffaßte. Dem Kaiser lag daran, mit Ungarn einzulenken. Abgesehen davon, daß kein Absehen mit der Kriegführung in dieser Weise sich herausstellte, war vor kurzem der Krieg mit Frankeich ausgebrochen. Graf Csáky leitete zu Preßburg die Verhandlungen mit den getreu gebliebenen Ständen über die Grundlagen des Ausgleiches. Der Kaiser ließ Allen Amnestie versprechen, welche die Waffen niederlegten, auch Rückgabe der eingezogenen Güter und — wenn auch beschränkte — Glaubensfreiheit. In die Forderung, das Palatinat wieder herzustellen und die deutschen Truppen zurückzuziehen, vermochte er vorläufig nicht einzugehen. Csáky begab sich selbst nach Siebenbürgen, allein seine Verhandlungen hatten weder mit Apaffy, noch mit den Kuruzen einen anderen Erfolg als den Einfall Teleky's in Ober-Ungarn, obgleich das Unternehmen für die Kaiserlichen ohne schlimme Folgen blieb, 1675.

Die Verlegenheiten mehrte die Verwendung Schwedens für die ungarischen Protestanten. Es wendete den westphälischen Frieden in, dessen Satzungen betreffs der Religions-Freiheit auf

sie an. Leopold lehnte zwar ab, den nur für Gebiete deutscher Reichszugehörigkeit geltenden Vertrag auch für Ungarn anzuerkennen, allein an moralischer Stärkung der Insurgenten brachte dieses Eingreifen immerhin einiges mit sich. Dazu drohten Verwicklungen mit der Pforte. Diese sah es gleichmüthig an, daß ihre Befehlshaber von Großwardein, Gran, Neuhäusel u. s. w. die benachbarten königlichen Gebiete brandschatzten. Als aber Graf Strassoldo, seit kurzem an Spankau's Stelle Ober-Befehlshaber, Debreczin überfiel, wo die Kuruzen sich stets sammelten, machte sie daraus eine Kriegsfrage. Der Wiener Hof hatte alle Mühe, die Pforte durch Gesandte und Geschenke zu besänftigen. Ebenso machte sie Wesens, daß ihre Streifzügler bei Karlstadt von den Pálffy'schen Husaren zweimal waren geschlagen worden, und schon drang nach Hofe das Gerücht, sie wolle mit Polen Frieden machen, um gegen den Kaiser sich zu wenden.

Inmitten stets schwebender Verhandlungen verbot man den kaiserlichen Garnisonen Streifzüge zu unternehmen. Dieß Mittel sollte versöhnen, thatsächlich aber zeigte es von beginnender Schwäche und reizte nur die Kühnheit der Insurgenten. Andererseits wollte man dem Aufstande durch die Aufständischen selbst beikommen. Zu Debreczin waren die Kuruzen-Führer Török, Janosch, Franz und Peter Kiß gefangen worden. Man bot ihnen Commanden; sie sollten auf ihre Genossen vermittelnd wirken; es war ohne Erfolg. Diese überfielen den General Collalto auf dem Marsche, den Obersten Schmidt bei Kalló, brandschatzten unter türkischem Schutze die Gegend von Neitra und griffen mit den Osmanen vereint Szathmár und Szendrö an. Auch Strassoldo wurde bei Ónod geschlagen, schwer verwundet und fast gefangen. Bis an die steierische und österreichische Grenze drangen die Insurgenten vor. Dabei zeigte es sich, daß bei der steten

Geldklemme und Soldzahlungsnoth man sich auch auf die eigenen Truppen nicht völlig verlassen konnte. So hatte die Besatzung von Murány den Verrath der Burg an die Türken schon beschlossen; nur List und Schnelligkeit erhielten den Platz dem Kaiser. Kaum daß es Batthyányi gelang, einige Kuruzen-Haufen an der Raab zu zersprengen. Die Lage verschlimmerte sich zusehends. Daß die Regierung noch Stand hielt, war entschieden ihrem Anhange von Bischöfen und Magnaten, ferner dem Umstande zuzuschreiben, daß sie die festen Plätze fast durchgängig behauptete. Die Regierung hatte zu wenig Truppen für den Rheinkrieg und zu wenig für Ungarn. Dort wie hier rang man sich in unentschiedenem Kampfe auf beschränktem Gebiet ab.

Mit dem Ende des Jahres 1676 ergaben sich drohende Sturmeszeichen, daß eine Wendung mit der Türkei nur allzunahe bevorstünde, Köprili starb und wurde durch seinen Schwiegersohn Kara Mustapha ersetzt. Ohne sonderlich ruhmvolle kriegerische Vergangenheit schien dem Ehrgeize des neuen Großwesirs die Lage Oesterreichs eben recht, wohlfeile Lorbeern zu sammeln. Außerdem hatte jetzt Frankreich offen die Partei der Insurgenten ergriffen. In Polen warb für sie der französische Gesandte Marquis de Bethune. Ludwig XIV. gab reichliche Mittel und stellte in der Person des Grafen Ballenduy de Boham den Ober-Befehlshaber. Nach dem Vertrage von Fogaras sollten die Aufständischen 12.000, Frankreich 6000 Mann stellen. Letzteres versprach außerdem 15.000 Thaler monatlicher Subsidien. Auch Apaffy trat 1677 dem Bunde bei. Die Pforte, an welche die Regierung Meninsky als Kundschafter gesendet hatte, legte der Allianz Siebenbürgens nichts in den Weg. Hier zum ersten Male wird der Name eines Mannes genannt, der für etwa zehn Jahre eine außerordentliche Bedeutung erlangte. Es war

jener Emerich Tökölyi's. Er zählte 14 Jahre, als sein Vater Stephan, Obergespan des Arvaer Comitates und eng in die Rákóczy'sche Insurrection verflochten, ihn im Frauenrocke aus der Burg Likava nach Polen schickte, um der Gefangennahme durch den belagernden kaiserlichen General ihn zu entziehen (1670). Aus Polen begab sich der Knabe, dem Absalon Lilienberg als Vormund und Erzieher, zugleich aber auch als politischer Agent diente, an den Hof Apaffy's nach Siebenbürgen. Von dort aus betheiligte er sich, als das gemeinsame große Unternehmen wider Oesterreich in Gang gesetzt wurde, anfangs in zweiter, bald aber in erster Reihe.

Von allem, was sich entspann, hatte der Wiener Hof ziemlich genaue Kenntniß. Er suchte durch neue Verhandlungen zu begegnen, deren Führung General Graf Barkóczy übernahm. Dieser lud die Vertreter der Kuruzen-Armee nach Eperies. Aber seinen Versicherungen begegnete Mißtrauen. Von 12.000 Mann traten wenig über 1200 auf Seite des Kaisers. Der Versuch war sonach als verfehlt zu betrachten und mit Besorgniß konnte man dem entgegensehen, was das Jahr 1677 in seinem Verlaufe bringen sollte. Schon im Juli focht General Schmidt unglücklich bei Kaschau. Anfangs September rückte der französische General Boham mit seiner polnischen Armee in Ungarn ein. Dort vereinigten sich mit ihm die Aufständischen, die Siebenbürger unter Stephan Wesselényi, dem Bruder des letzten Palatin, und eine bedeutende Schaar Tataren. Den österreichischen Generälen konnte nichts angenehmer sein, als aus dem kleinen Kriege heraus zu offener Feldschlacht zu kommen. Allein es gelang den Franzosen, Schmidt gegen Szathmár-Nemethy zu locken, wo er in einen Hinterhalt fiel und sein Corps vollständig zersprengt wurde (October). Die Obersten Herberstein, Hauptmann von Szathmár, und Collalto waren unter den Gefallenen; verwun-

det und zu Fuß rettete sich General Schmidt. Nicht genug an dem wurde General Kopp bei Ecsed zurückgeworfen und in Wesselényi's Hände fiel (November) die Bergstadt Nagy-Bánya mit bedeutenden Geldvorräthen. Durch sämmtliche Comitate Ober-Ungarns flogen die Patente der Insurgenten, die zum Abfall vom Kaiser aufforderten. In drohender Form ergingen dieselben Befehle an die Fürstin Rákóczy, die reichste und treueste Anhängerin der Regierung in diesen Landesgebieten. Schon sprach man im Lager der Insurgenten von der Wahl eines neuen Königs. Es heißt, daß man dieselbe auf ein Glied der Familie Frangipán habe lenken wollen.

Der Winter unterbrach den Feldzug, gab aber auch dem Hofe den festen Entschluß, über bessere Ausgleichs-Bedingungen zu unterhandeln. Auf den Vorschlag des Bischofs Gubasóczy von Waizen kam es zur Besprechung in Altenburg, April 1678. Es handelte sich um Wiederherstellung des Palatinates, Abhaltung eines Landtages, Gewährung von Religionsfreiheit und Abschaffung der Steuern und Gerichte, soweit selbe seit 1670 neu eingeführt waren. Die kaiserlichen Räthe gingen auf die Puncte, wenngleich mit Beschränkungen, ein. Als aber die Rede auf die Wirksamkeit der kaiserlichen Generäle und namentlich des wegen seiner unerbittlichen Strenge wiederholt abgerufenen Kopp von Neuding gelangte, ergab sich aus der Heftigkeit des Hofkanzlers Hocher ein Conflict, der das Auseinandergehen der Versammlung unter lauten Protesten zur Folge hatte.

Inzwischen überschritt General Boham neuerdings die Grenze. Statt des verstorbenen Wesselényi war Teleky und, als dieser mit den Franzosen sich nicht vertrug, Emerich Tökölyi zum Befehlshaber der nationalen Truppen ernannt worden. Dieser organisirte erfolgreiche Züge durch Ober-Ungarn, während die kaiserlichen Truppen entweder unter dem neuen General-Comman-

danten Grafen Wrbna in dem verschanzten Lager bei Eperies standen oder in den Festungen vertheilt waren. An Tököly ergaben sich Huszt, Szerencs, Arva, Neusohl, Levenz, Schemnitz, Kremnitz und erst bei Preßburg gelang es General Dünewald am 2. November, ihn wieder zurückzudrängen.

Insofern erleichterte das Jahr 1679 die Lage, als der Nymweger Friede den Grafen Boham bis auf weitere Befehle seines Königs zur Unthätigkeit zwang. Nichtsdestoweniger nahm Oesterreich die Verhandlungen wieder auf, und zwar jetzt mit Tököly unmittelbar. Sie wurden zu Wien und Oedenburg gepflogen. Die Regierung wollte aber die Rechte des Palatins sowohl beschränken, als auch in dem Punkte der Glaubensfreiheit nur ein gewisses Maß bewilligen; in Betreff der Steuern und Besatzungen hielt sie an dem bisherigen fest. Darüber zerschlugen sich auch diese Versuche zur Einigung. So war neuerdings die Entscheidung in die Waffen gelegt. Graf Leslie erstürmte Burg Szalancs, Strassoldo schlug Balassa bei Divény und Tököly selbst wurde bei Murány zurückgedrängt. Dagegen erlitt Ersterer eine Niederlage bei Szikszó; Schemnitz, ungenügend geschützt, wurde überrumpelt, und Jósa plünderte die Zips ab. Vielleicht wäre bei größerer Entschlossenheit seitens der Regierung die Sache jetzt ihrem Ende zugeführt worden, wenn dieselbe die Anbote Polens und Rußlands zu einem Bündnisse gegen die Türkei hätte annehmen können. Montecucculi und Königsegg befürworteten dasselbe lebhaft. Allein Leopold war der Erweiterung des Feldes der Verlegenheiten entschieden abgeneigt. Selbst als Rußland und Polen nur verlangten, Oesterreich möge an seiner Grenze 30.000 Mann aufstellen, um die Aufmerksamkeit der Pforte abzuziehen, blieb es bei der Zusage des Kaisers allein.

So verlief die Zeit in Ungarn mit Kämpfen, Waffenstillständen und Verhandlungen, alles nur von Resultaten für

den Augenblick wechselnd, begleitet. Lebhafter als je zuvor traten aber die Anregungen der treugebliebenen Stände hinsichtlich eines baldigen Ausgleiches auf. Der genannten Oedenburger Besprechung folgte jene des Bischofs Sebestyén von Siebenbürgen mit Tökölyi an dessen „Hoflager" zu Kapivar bei Eperies. Der Insurgenten-Führer forderte, außer den bekannten Zugeständnissen an das Reich, für sich die Rückgabe seiner Erbgüter und die Genehmigung seiner Heirat mit Helena Zrinyi, der Witwe des vor wenigen Jahren verstorbenen Franz Rákóczy. Das eine war durch die mannigfache Vergabung dieser Güter erschwert, das andere sah man ungern, weil dadurch die „Hausmacht" Tököly's ungemein vermehrt worden wäre. Indessen lagen bestimmte Anzeichen vor, daß man mit der Mehrzahl der Stände zur Einigung gelangen würde, und dann hatte die Partei Tökölyi's, wenn sie sich nicht anschloß, weniger Aussicht auf Anhang wie bisher, sie wurde isolirt. Dazu war aber die Einberufung eines Landtages nothwendig, der nun über zehn Jahre nicht mehr gehalten worden. Außerdem lag dem Kaiser daran, daß die Krönung seiner dritten Gemalin vorgenommen würde.

20.

Die Pest in Wien 1679.

Nicht genug an den Uebeln, die der Krieg ohnehin mit sich brachte, verheerte zur selben Zeit fast alle Lande des österreichischen Staates eine entsetzliche Krankheit. Es war damals nicht zuerst, daß die Pest an der oberen Donau erschien. Allein nie früher trat sie mit jener wüthenden Heftigkeit auf, wie im Jahre 1679. Die Gelegenheit der Einschleppung, da der Charakter der Krankheit vorwiegend ein ansteckender war, mochte nicht leicht

günstiger sein als in den Tököly'schen Kriegen. Die Grenzordnung, wenn sie je anders in mehr als militärischen Wachen bestand, war aufgelöst; ungarische Schaaren aus Siebenbürgen und von türkischem Boden, Tataren von dort und da drangen unverwehrt in das kaiserliche Gebiet. Das Ab- und Zuströmen deutscher Truppen aus Oesterreich nach Ungarn und umgekehrt war lebhafter als je. In der herabgekommenen nothleidenden Bevölkerung, in den schlechten Gesundheitsverhältnissen, die jeder Krieg mit sich bringt, fand die Krankheit den besten Boden. So war Kaschau, der Brennpunkt aller Insurrections-Kämpfe seit 1671, von der Seuche zuerst und sehr schwer mitgenommen (1678). Vom östlichen Ungarn drang sie gegen Westen vor, herrschte bereits Ende des Jahres in und um Raab und überschritt die Leitha.

In Wien ließ man sich von den ersten Fällen nicht sonderlichen Schrecken einjagen und vernachläßigte umfassende polizeiliche Maßregeln. Das Entsetzen wuchs aber, als die Krankheitsfälle in Zahl und Verlauf erschreckend zunahmen. Von wenigen Hunderten im Februar stieg die Zahl der Gestorbenen im März bereits auf mehrere Tausende. Die Menschen, sagt ein Zeitgenosse, wurden „plötzlich mit Verwirrung des Haupts angegriffen, und welche also diesen Anstoß bekamen, waren, ehe 24 Stund vergingen, des Lebens quitt; welche es aber mit Schauder, Frost und nachfolgender Hitze ankame, die krankten lang, worunter theils wieder zu rechte kamen, theils aber, deren Natur zu schwach war, dahin starben." Mit anderen Worten, die Krankheit äußerte sich zuerst bald mit Schwindel, der tödtliches Ende voraussehen ließ, bald mit Fiebern, welche die Gesundung der Ergriffenen nicht ausschlossen. Dazu traten aber noch heftige Unterleibsbeschwerden und Beulen, auf dem Oberkörper namentlich, welche rasche Blutzersetzung zur Folge hatten. Berührung des

Kranken, Einathmung der durch ihn vergifteten Luft, führte meist Ansteckung mit sich. Aber die Seuche fand auch andere Mittel der Verbreitung in der schlechten Luft, welche das dichte Zusammenwohnen in einer so unreinen Stadt, wie das Wien von damals war, namentlich bei den unteren Classen, dem sogenannten „gemeynen Pöbel“ erzeugte. Bald aber klopfte sie auch an die Paläste der Reichen. In kurzer Zeit war kein Haus der Stadt ohne Kranke, jedes Spital, jedes Lazareth überfüllt. Auf den Straßen, Plätzen, in den Kirchen und Gärten lagerten die plötzlich von der Seuche Ergriffenen, die Sterbenden, die Todten. Was über Mittel zu fliehen gebot, kehrte der Stadt den Rücken, allein oft nur um von dem pestgetränkten Orte den Keim der Seuche in die Ferne zu tragen, dort an ihr zu enden und sie weiter zu verbreiten. „Es hat an all Orth und endt gestorben“, erzählt ein Oedenburger Bürger, „in allen Stethen herumb, das man bald kein sicheres Orth hat gehabt, darein die Leith weren geflohen, es hat auf den Dörffern hin vnd wider gestorben auch.“

Kaiser Leopold war das Frühjahr über nach Heiligenkreuz gegangen, zog von da im August nach Mariazell und endlich nach Prag; allein da auch hier die „Pestilentz“ sich einfand, begab er sich nach Linz, das unberührt blieb. An seiner Stelle führte eine Commission, aus dem Grafen Ferdinand Wilhelm von Schwarzenberg, Statthalter in Niederösterreich, und den Regierungsräthen Grafen Jörger, Hoyos, Starhemberg gebildet, die nothwendigen Maßregeln durch. Der erstere namentlich zeigte eine Festigkeit und einen Opfermuth, die ihn dem Helden der Stadt-Vertheidigung von 1683 Rüdiger Starhemberg würdig an die Seite stellen. Bald fehlte es an Priestern, an Aerzten und noch mehr an Wärtern und Todtengräbern. Entweder auch unter ihnen hielt der Tod seine Lese, oder Manche

wurden Eid und Pflicht untreu. Das Amt des Wartens mochte bald niemand mehr übernehmen. In Ketten zwang man Aerzte und „Bader" den Erkrankten beizustehen; vor den Thoren der Stadt richtete man Werbetische auf und — Galgen. Dort suchte der Stadtrath gegen hohen Lohn Wärter für die Spitäler und Todtengräber für die Friedhöfe, hier ließ er mit kurzem Processe die Frevler an Leib und Gut der Kranken oder Gestorbenen aufknüpfen. In der inneren Stadt, welche kaum 1200 Häuser zählte, waren mehrere hundert davon ausgestorben und gesperrt; die Stadt-Polizei vermochte das herrenlose Eigen nicht zu schützen. Der gräßliche Tod, aus den leeren Räumen starrend, schreckte den besitzlosen Pöbel nicht mehr. Es galt ihm nur die zweifelhaften Lebensstunden, deren nächste auch die letzte sein konnte, im Erlöse aus geraubtem Gute zu vertaumeln und in toller Lust die Angst zu scheuchen. Zu dieser Classe von Leuten gaben die gemietheten Wärter oder „Siechenknechte", wie man sie nannte, das Seitenstück. Mußte man ja doch in den Tagen der ärgsten Noth sogar die Kerker öffnen und den Verbrechern die Freiheit gegen Leistung von Kranken- oder Todtengräber-Diensten gewähren! Nicht um große Summen konnten Manche ihren Angehörigen die letzte Ruhestätte sichern, und öfters geschah es, daß das Kind dem Vater mit den Händen die Grube graben mußte. Der Wartedienst bestand selten in mehr als in dem Auffammeln der zu Tausenden hilflos herumliegenden Ergriffenen, der Uebertragung der Sterbenden in das Lazareth, der Todten in die Grube. Diesen Helfern mußte die sämmtliche Bevölkerung ein Menschenkehricht scheinen, an dem sie ihr niederes Amt in Gleichgiltigkeit und Habsucht abthaten. Was Wunder, wenn Beraubungen von Kranken oder Todten nicht selten waren, wenn sie die Sterbenden gleich zu

den Verstorbenen in die Grube warfen, da sie dieselben ja doch in nächster Stunde vielleicht aus dem Lazarethe dahin hätten führen müssen. Gegen das Ueberhandnehmen solcher Frevel von beiden Seiten half nur des Statthalters Eifer und Strenge. Fast zu jeder Stunde des Tages sah man ihn die Straßen durchreiten, anordnen und strafen.

Die volle Heftigkeit des Uebels hielt an sechs Monate an. Von 400 Todesfällen im Jänner stieg es auf 4000 bereits im März, im Juni auf 7000, im Juli auf 8000. Die Angaben über die Gesammtzahl der Verluste lauten verschieden. Eine vollkommen genaue Controlle konnte auch die Behörde nicht üben. Im allgemeinen kann man als ziemlich gewiß annehmen, daß auf den mehr als 20 Friedhöfen und Pestgruben an 70.000 Menschen eingescharrt wurden. Man athmete auf, als im November der Todtenstand des Octobers von 6000 auf nur dritthalbtausend sank. Von da minderte sich die Heftigkeit unter dem Einflusse der rauhen Jahreszeit mehr und mehr. Die Seuche hatte eben die Empfänglicheren alle hinweggerafft.

Aber welche Zustände hatte sie hinterlassen! Der Hilflosen und Verwaisten gab es eine Unzahl; die Pest hatte Familien getilgt, zu deren Nachlasse erst die Erben zu finden waren. Den Ueberlebenden hatte die Krankheit an ihrem Wohlstande schwere Verluste beigebracht. Die bürgerlichen Beziehungen im Handel und Verkehr waren nahezu erloschen. Der Credit sank auf ein Nichts herab, da niemand des Schuldners sicher sein konnte und die Schuldbriefe erloschen oft, weil entweder der Gläubiger oder der Schuldner gestorben oder die Güter der Letzteren verdorben oder auch durch Furcht vor Ansteckung werthlos gemacht waren. Abgesehen von solchen Uebeln, die erst die Zeit allmälig auszugleichen vermochte, schleppten sich die Folgen des Schlages, der die Residenz getroffen, noch weit ins nächste Jahr hinein. Die

Behörden hatten mit großer Sorgfalt das Wiederaufflammen der Seuche aus den Reconvalescenten-Spitälern und den ausgestorbenen, jetzt wieder eröffneten Häusern zu verhüten. Es geschah zuweilen, daß Genesende den Lazarethen entflohen und außerhalb dieser neu erkrankten. Auf solche Flucht war unnachsichtlich der Tod gesetzt. In den gesperrten Häusern fand man öfters Gestorbene in Verwesung auf ihren Lagern oder auf dem Fußboden. Die minutiösesten Räucherungen der Zimmer und Geräthe, die Verbrennung der Möbel und Betten sicherte erst nach und nach die Tilgung der Spuren. Allmälig konnten die Gasthäuser und Verkaufsgewölbe, die Kirchen und Schulen wieder geöffnet werden, doch die Abnahme der Bevölkerung, ja man möchte sagen, die Verödung der Stadt blieb ein länger sichtbares Merkmal des Geschehenen.

Indessen gab Wien als volkreichste Stadt weitum nur das Bild des Unheils im Großen, das überall im Lande wie in der Nachbarschaft im Kleinen sich wiederholte. Auch die meisten Nebenländer von Oesterreich waren ergriffen. Ungarn zählte keine Stadt, wo die Seuche nicht empfindlich gewüthet hätte. So verlor Oedenburg im Jahre 1679 an dritthalbtausend und noch 1680 einige hundert seiner Bewohner. In Steiermark trat sie 1679 etwas später auf, allein zu Gräz waren an 50 Häuser ausgestorben und Pettau wurde fast verödet. Auch Mähren und Böhmen litten entsetzlich. In letzterem Lande soll die Krankheit im Ganzen an 100.000 Menschen weggerafft haben und in Prag allein an 30.000, obwohl man wegen der Anwesenheit des Kaisers jeden Verkehr mit Wien aufhob. Die westlichen Lande litten wenig oder gar nicht. Die Seuche zog nordwärts an die Oder-Niederungen.

Erst im Jahre 1680 war es dem Kaiser wieder möglich, in seine Residenz zu gelangen.

21.

Ausgleich und Entscheidung in Ungarn 1681 bis 82 — Vorbereitungen des türkischen Krieges.

Der ungarische Landtag, der in den ersten Monaten 1681 zusammentreten sollte, war nach Preßburg zwar angesagt, allein nach Oedenburg verlegt worden, da der Kaiser den Verhandlungen möglichst nahe sein wollte. Das konnte in Wiener-Neustadt am besten geschehen.

Der Wichtigkeit der auszutragenden Angelegenheiten entsprechend gestaltete sich der Besuch außerordentlich zahlreich, aber auch die Dauer der Verhandlungen weit jenes Maß überschreitend, das die Bewegungspartei als Grenze ihrer Waffenruhe gesteckt wissen wollte. Tököly erschien nicht. Man hatte ihm freies Geleite gesichert, doch mochte ihn der Versuch schrecken, den ein Commando der kaiserlichen Armee auf eigene Faust während des Waffenstillstandes zur Habhaftwerdung seiner Person gemacht hatte. Zudem vertrat er jene äußerste Parteirichtung, die nur die eigenen Forderungen kannte und auf Unterhandlungen bloß einging, um ihr Streben nach vollkommenem Bruche zu bemänteln. In dieser Politik bestärkten ihn Frankreich und die Pforte, das erstere durch Geld, die letztere durch Zusicherungen, die mehr als früher der Verwirklichung sich näherten. Während also an seiner Stelle zu Oedenburg eine Deputation mit Izdenczy als Sprecher erschien und die Forderung stellte, daß der Landtag bis Ende Mai d. h. binnen sechs Wochen seine Bedingungen angenommen haben müsse, berathschlagte man an seinem „Hoflager“ den Kriegsplan der Zukunft.

Die Schwierigkeiten der Regierung in dieser Ausgleichssache waren dreierlei: die Vereinbarung mit den treuen Stän-

den über die Wiederherstellung der Verfassung im allgemeinen, dann betreffs Tököly's und endlich bezüglich der Türken. Ueber die erste Seite der Verhandlungen gelangte man ohne viele Schwierigkeiten hinaus. Das Palatinat mit der Würde des Banus von Kroatien sollte wieder hergestellt, die Miliz neu errichtet und mit Ungarn als Officieren bestellt, endlich die Steuerform der letzten zehn Jahre abgeschafft und dem Landtage das alte Bewilligungsrecht eingeräumt werden. Dafür legte der Landtag dem natürlichen Wunsche der Regierung, das fremde Heer so lang als nöthig in Ungarn zu behalten, kein Hinderniß in den Weg. Als Palatin wurde Paul Esterházy vorgeschlagen und angenommen.

Allein bereits an der ersten Tökölyi'schen Forderung, unbedingter Glaubensfreiheit, scheiterte das Werk des Ausgleichs. Der Kaiser vollkommen geneigt, der Sicherheit des Landes alle Opfer zu bringen, fand in den Ständen selbst entschiedenen Widerspruch. Der ungarische Clerus protestirte gegen Verluste, die etwaige Concessionen an Kirchen und Kirchengütern ihm bringen würden. Auch unter den weltlichen Ständeherren fand er in dem Grundsatze Verfechter, daß die Glaubensfrage nicht Landes-, sondern Privat-Sache wäre, welche die einzelnen Grundherren auf ihren Gebieten regeln müßten. Endlich einigten sich Regierung und Landtag dahin, daß jedermann überall im Reiche Glaubensfreiheit genießen solle, doch unbeschadet der grundherrlichen Rechte auf den jeweiligen Gütern, daß jedem Grundherren auf seinem Gebiete freistehen möge, Kirchen, Capellen u. dgl. seines Bekenntnisses anzulegen, und daß die protestantischen Prediger ihre Würden und Kirchen wieder zurückerhalten sollen, soweit selbe nicht dem katholischen Cultus bereits eingeräumt waren. Nach den Gesetzen, die in dieser Beziehung in den deutschen Erblanden herrschten, wie nach den Anschau-

ungen des ungarischen Clerus war das Zugeständniß ein sehr weitgehendes.

Diese Vereinbarung genügte aber Tököly nicht. Er hatte unter anderem die Rückgabe sämmtlicher seit 30 Jahren dem protestantischen Cultus entzogenen Kirchen gefordert. Allein auch in den Sonderverhandlungen war keine Aussicht auf Erfolg. Zwar erbot er sich mit seinem Anhange die Amnestie gegen Rückerstattung aller confiscirten Güter anzunehmen; doch solle die Regierung auch jene Summen bezahlen, zu denen er den Türken gegenüber sich verpflichtet hatte. Für die Einhaltung der Versprechungen forderte er Garantien und zur Beistellung dieser hätte die Pforte einzutreten. Und als man diesen letzteren Punkt unbedingt ablehnte, erklärte Tököly sich durch nichts mehr gebunden, bemächtigte sich zweier Plätze zwischen Tokay und Kaschau, zerstörte eine Schiffbrücke der Kaiserlichen über die Waag und begann somit den Krieg von neuem. Dem Kaiser theilte Tököly dieselben Vorschläge mit, die Apaffy vermittelt hatte und worin ihm große Vortheile in Aussicht gestellt waren; nähme er, Tököly, sie nicht an und einige er sich mit der Regierung, so habe er zu befürchten, daß Apaffy seine siebenbürgischen Güter angreife. Der Kaiser müsse ihn also auch da entschädigen. Mit der Pforte aber ging er zur selben Zeit bereits einen Vertrag ein, worin er mit 80 Führern seines Anhanges für die zu gewärtigende kräftige Unterstützung namens des ganzen Königreiches zu einem Tribute von 40.000 Thalern sich verpflichtete.

In dieser Weise trat die Pforte in den Conflict derartig ein, daß derselbe ohne ihre Einvernahme und Berücksichtigung kaum mehr zu lösen war. Außerdem erfuhr der österreichische Hof durch den Botschafter Kunitz in Constantinopel, daß sie am Puncte stehe, mit dem Zar Frieden zu machen, und mehr und

mehr Truppen an die mittlere Donau führe. Auch die Schaaren aus Asien hätten bereits Marschbefehl und zuvörderst werde es bei der Unterstützung Tökölyi's durch 3000 Türken aus dem Paschalik von Großwardein allein nicht bleiben. Und eben jetzt brauchte man den Frieden in Wien nothwendiger als je. Die Verhandlungen betreffs Türkenhilfe am Regensburger Reichstage wußte der Kurfürst von Brandenburg ungünstig zu wenden. Frankreich ging wider das Reichsgut im Elsaß gewaltthätiger vor als früher. Ein neuer Krieg am Rheine stand in nicht großer Ferne. Inmitten dieser schlechten Aussichten suchte Oesterreich angelegentlich die Verlängerung des Vasvarer Friedens nach. Es verstand sich sogar, für dieselbe eine bedeutende Geldsumme zu erlegen, nicht aber Tribut zu bezahlen, wie Tökölyi es vorgeschlagen. Wie im Jahre 1662, als es sich um Erneuerung des Friedens von Zsitvatorok handelte, ging man in Constantinopel auf die Wünsche des Wiener Hofes ganz willig ein, um zuletzt alle Vorabmachungen mit einemmal zu cassiren. Auch mit Tökölyi brachen die Beziehungen behufs des Ausgleiches nicht ab. Nur erhöhte er seine Forderungen, je mehr die Zeit fortschritt. Abgesehen davon, daß er jene des Tributes als unumgänglich erklärte, ließ er zugleich wissen, daß er mit seinem Anhange die Wahl Esterházy's als Palatin nicht billigen könne. Und da man sichtbar nur durch ihn zum Frieden mit der Pforte kommen konnte, durch dieselbe aber den Frieden mit ihm nicht haben wollte, so war bei der Unannehmbarkeit seiner Forderungen und der Untrennbarkeit beider Factoren die Zukunft nicht mehr zweifelhaft.

Tökölyi stand mit 8000 Mann bei Ó-Palyi; Apaffy brachte ihm 10.000, der Pascha von Großwardein 7000 Mann zu. Die Pforte ernannte ihn zum Oberbefehlshaber dieser Schaaren, welchen die Regierung nur geringe und getrennte Streitkräfte entgegenstellen konnte. Die Türken versuchten zwar vergeblich

Szendrös sich zu bemächtigen, aber Tökölyi nahm Böszörmeny ein und Kalló. Der Siebenbürger Teleky dagegen hatte abermals vor Szathmar wenig Glück: die Belagerung mußte er aufgeben und auf dem Rückzuge wurde er von Caprara empfindlich geschlagen, November 1681.

Noch immer gab der Kaiser die Erwartungen nicht auf, den Krieg fern zu halten. Nach Constantinopel ging im Jänner 1682 Graf Albert Caprara, angeblich mit dem Auftrage, die Pforte durch das Anbot der Abtretung der Comitate Szabolcs nnd Szathmar zu gewinnen. Auch bei Tökölyi versuchte man die früher verweigerte Erlaubniß seiner Heirath mit der verwitweten Fürstin Helena Rákóczy in gleicher Weise zu benützen. Allein während dieser den kaiserlichen Boten seinen ganzen Einfluß bei dem Ofner Pascha in Aussicht stellte, damit der Friede zu Stande käme, schloß er mit der Pforte einen Vertrag, der ihn gegen Jahres-Tribut von 40.000 Ducaten zum Fürsten (etwa wie Gubernator) von Ungarn machte. Dem Kaiser aber brachte er Bedingungen zu Stande, wie 50.000 fl. jährlichen Tributes, Schleifung der Festungen Leopoldstadt und Gutta (nach Anderen auch von Gräz), volle Amnestie, Glaubensfreiheit und Güterrückstellung, Abtretung von Neutra, Raab, Komorn, Murany und der Insel Schütt an Tökölyi. Mit diesen Vorschlägen stimmten auch jene, welche Caprara aus Constantinopel meldete. Aber ein moralischer Gewinn für den Kaiser entsprang ganz entschieden aus diesen Verhandlungen, es war der, daß Tökölyi, seinen Willen der Nation und dem Lande aufzwingend, mehr und mehr Beiden lästig wurde und daß, je enger er sein Bündniß mit der Pforte schloß, desto mehr das Interesse sich löste, mit welchem bisher die Mehrzahl der Ungarn seine Bestrebungen unterstützt hatte. Einzelne seiner Anhänger traten

zurück, und seine Erwartungen auf Anschluß anderer erwiesen sich oft genug als falsch.

Dagegen trat ihm die Pforte mit einer Macht an die Seite, als ob der Krieg zwischen ihr und Oesterreich bereits erklärt wäre. Im Juli 1682 führte ihm Ibrahim, Pascha von Ofen, 40.000 Mann zu; Szathmar, Eperies, Kaschau, Onod fielen, die Zips wurde zur Huldigung gezwungen und Fülek durch Noth capitulationsweise genommen. Vor dieser Festung rief der Pascha mittelst eines am 10. August vom Sultan ausgestellten Krönungs-Diploms Tököly zum König von Ungarn aus und belehnte ihn mit Fahne und Roßschweif, mit Schwert und Streitkolben. Uebrigens nahm Tököly den Königstitel nicht an, wohl aber ließ er in den Bergstädten Münzen mit seinem Bildnisse und der Legende prägen: „Emericus comes Tekeli, princeps Hungariæ", und auf der anderen Seite: „Pro Deo, pro patria et pro libertate"; anderes Geld soll aber auch cursirt haben, welches die Aufschriften „Ludovicus XIV." und „Patronus Hungariæ" führte. In ganz Ober-Ungarn war er Herr, wenige Puncte, welche die zersplitterten österreichischen Streitkräfte beherrschten, ausgenommen. Selbst nach Mähren und Schlesien drangen seine Schaaren bereits vor und plünderten namentlich Bielitz.

22.

Die zweite Türkenbelagerung Wiens 1683.

Ueber die Betheiligung der türkischen Paschas an dem Unternehmen Tököly's brachte die österreichische Regierung Beschwerden bei der Pforte ein. Diese ließ erwiedern, „daß man dieses für keinen Friedensbruch annehmen sollte, sintemal man

nur alleine die Diebe und strassenräuber verfolgte, welche in dem türkischen gebiete allerhand unfug gestiftet und sich in die Städte retirirt hätten.“ Zu dieser höhnischen Abfertigung gesellten sich die Nachrichten anfangs von den Vorgängen zu Fülek, dann von der Ausstecknng der Kriegszeichen in Constantinopel und vom Ausmarsche des Sultans nach dem gewöhnlichen Sammelplatze aller westlichen Eroberungszüge, Adrianopel. An dem Leibe eines im Gefechte getödteten Agas in Ungarn fand man eine Anzahl von Steuerausschreiben; die Höhe der Forderungen war nach dem Kriegsfalle berechnet.

Bei Hofe machte man sich über die bestimmte Aussicht auf den Krieg kein Hehl. Die Existenz Oesterreichs war unläugbar bedroht. Man wußte, daß des Großwesirs Ehrgeiz drängte und daß Frankreich schürte, dem jetzt mehr als je an Oesterreichs Lähmung gelegen war. Schon hatte es Straßburg weggenommen und sich unmittelbar an den Rhein gedrängt, eine Anzahl von Besitzergreifungen deutschen Reichsgutes war diesem Gewaltschritte vorangegangen oder stand in Aussicht. Der Kaiser legte Protest ein und rief den Regensburger Tag an; diesen wußte Ludwig, unterstützt von dem Kurfürsten von Brandenburg, in Unthätigkeit und Gleichmuth zu erhalten. Da Leopold nach dieser Richtung ohne die Hilfe des Reiches, das er eben vertreten wollte, nichts vermochte, blieben seine Bündnisse mit Spanien, Holland und Schweden ohne Frucht. Im Gegentheil, die kaiserlichen Truppen am Rheine mußte er allmälig in's eigene Haus abrufen. Caprara war gezwungen den Sultan auf dem Marsche zu begleiten und wurde erst von Belgrad entlassen, dem Kaiser die Kriegszeichen zu überbringen. Saponara, der anfangs bei Tökölyi gewesen, ihm die Souveränetät der Districte, die er besetzt hielt, nach dem Vertrage mit Bocskay von 1606 anzubieten, und der dem Großwesir auf dem Marsche entgegenkam, richtete auch hier nichts

aus. Der Großwesir stellte als Bedingung der Friedens-Verlängerung die Abtretung der Mur-Insel, der Schütt und der Festung Raab, und das lehnte der Kaiser ab.

Zwei Mittel allein blieben übrig: entschiedenes Aufraffen nach Innen und Bündnisse mit auswärtigen Fürsten. Für das Erstere erflossen der Befehle genug. Die Werbe-Trommel schlug allenthalben: 6 Regimenter Cavallerie und 4 Kroaten-Compagnieen wurden neu formirt, unvollständige Regimenter ergänzt, einige auf zwei gehoben. Der Patriotismus Einzelner, die ganze Geschwader zur Ausrüstung und Unterhaltung übernahmen, trat wie je, wenn Oesterreich bedroht war, mit glänzendem Beispiele hervor. Voran der Kaiser, der aus seiner Chatulle 4000 Polen besoldete, die Fürst Lubomirski commandirte. In Wien befahl man, auf eine etwaige Belagerung sich vorzubereiten. Die Bauern der Umgebung sollten Bäume fällen zu Pallissaden, selbst von Neuburg am Inn kamen 200.000 Stück solcher herab. Die Keller der Vorstädte sollten verschüttet werden, die Baraken und Häuschen, welche an den Stadtmauern lehnten oder das Glacis einnahmen, vorzüglich als Soldatenquartiere benützt, wurden abgetragen. Der „untere Wörth“, die Leopoldstadt von heute, bedeckte sich mit Erdwerken für ein festes Lager, die Donaubrücke in der Brigittenau wurde durch eine neue, dem Tabor näher gelegene ersetzt, und die Bürgerschaft begann fleißig in militärischem Dienste sich zu üben. Allein man darf nicht verhehlen, daß eben nur ein Theil der Befehle vollzogen wurde. Bei einer schwerfällig oder nicht gewissenhaft arbeitenden Verwaltung ist die Mangelhaftigkeit aller militärischen Vorkehrungen um so unausweichlicher, wenn der Krieg bereits einige Zeit währte. Die unregelmäßig bezahlten Soldaten desertirten (so das Regiment Thun, das im Frühjahre 1683 mit Sack und Pack zu Tökölyi überging); die Vorräthe verdarben oder verschwanden,

die Kriegs-Cassen reichten trotz der Steuer- und Privilegien-Gelder, der Pfandschulden u. dgl. nicht aus; Verschleppungen und Veruntreuungen spielten in dieser Zeit der Verwirrung neben den Beispielen der wärmsten Vaterlandsliebe. So kam es, daß Wien trotz allen Befehlen zur Sicherung unbewehrt dalag, als die Türken die Leitha überschritten, daß die Geschütze seines Zeughauses nach Raab kamen, das man nicht halten konnte, und im Lager von Kittsee der Kaiser nicht mehr als 30.000 Mann als gesammte Feldstreitmacht vereinigte.

Besser stand es mit den auswärtigen Bündnissen. Mit Bayern schloß der Kaiser ein solches durch den Grafen Kaunitz, 27. März 1683. Nach Sachsen und zu anderen deutschen Reichsständen war Graf Windischgrätz gesendet. In Polen verhandelte Graf Waldstein. König Johann Sobieski ging mit dem Kaiser, trotz gewaltigen Hindernissen, die eine von Frankreich bezahlte Partei in den Weg legte, einen Vertrag ein, worin er sich zur Unterstützung mit 40.000 Mann verpflichtete, deren Bezahlung der Kaiser übernahm. Dieser entsagte zugleich den Ansprüchen auf Ersatz von 2 Millionen Gulden aus den Wieliczkaer Bergwerken, die noch aus dem polnischen Kriege von 1657 bis 60 zu Recht bestanden. Gleichzeitig waren auch im Auftrage Tökölyi's der Siebenbürger Bischof Andreas Sebestenyi und Johann Görgei, Hauptmann von Leutschau, in Polen, um König Johann wenigstens vom Bündnisse zurückzuhalten. Allein zu Warschau wußte man zu gut, daß die Freundschaft der Pforte mit Tökölyi keine Dauer haben, daß erstere das ganze Land sich unterwerfen würde, und dann war eben Polen so bedroht, wie jetzt der Kaiser. In Italien hatte die Sendung des Grafen Martinic namentlich beim Papste großen Erfolg durch Geldbeisteuer. Die Bitte des Kaisers an Ludwig XIV., während dieses Krieges ihn nicht feindselig zu behandeln, wurde schroff

abgewiesen. Ja als der Kurfürst von Brandenburg sich verstand, 12.000 Mann zum Entsatze zu schicken, wußte der Pariser Hof auf befreundetem Wege dem Kaiser Verdacht zu erregen, jener habe es auf Schlesien abgesehen und bewirkte so, daß Leopold auf's erste die Hilfe von dieser Seite an gewisse sicherstellende Bedingungen knüpfte.

Mit besseren Hoffnungen auf die Zukunft als Tröstungen aus der Gegenwart mochte Leopold sich zum sogenannten „Rendez-vous“ bei Kittsee gegenüber von Preßburg begeben, 7. Mai. Man kannte die Strategie der Osmanen, die stets mit dem Zunächstliegenden sich abmühten und langsam in den Bewegungen dem Gegner stets einige Zeit des Sammelns oder Ausholens gaben. So war jetzt der Zweck der kleinen Armee, die Türken, wenn möglich, vor festen Plätzen, Schanzen oder im Felde aufzuhalten, bis endlich die auswärtige Hilfe gestattete, von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen. Den Kaiser begleitete zur Musterung der junge Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, dann Herzog Karl von Lothringen, der Ober-Commandant der kaiserl. Truppen. Diese begriffen 13 Regimenter Fußvolk, 12 Reiterei, nebst 3 Dragoner-Regimentern und 4 Compagnien Kroaten. Die Artillerie zählte 72 Kanonen und 15 Mörser. Außerdem fanden sich daselbst 8000 Ungarn von dem Palatin Ezterhazy und 4000 Polen von Fürst Lubomirski befehliget, endlich 1200 Mann aus den Besitzungen Schwedens in Pommern und Bremen ein.

Im kaiserlichen Kriegsrathe drang die Ansicht des Herzogs von Lothringen durch, welcher mit einem Angriffe auf Gran oder Neuhäusel die türkische Armee zuvörderst von Wien abzulenken gedachte. Es brauchte aber drei volle Wochen, ehe die Geschütze von Wien in Komorn anlangten. Der Herzog wendete sich gegen Neuhäusel. Schon waren die Batterien errichtet,

7. Juni, als ein Befehl des Kaisers das Aufgeben der Unternehmung angesichts der Bewegung der türkischen Armee gegen Steiermark und gegen Stuhlweißenburg veranlaßte. Man kam sonach auf den alten Platz vor Raab und Ungarisch-Altenburg wieder zurück. Dort begann die Defensive. Der Herzog sollte an der Raab, auf der Insel Schütt Leslie, an der Waag der Palatin, bei Trentschin aber Lubomirski dem Vordringen der Feinde wehren.

Wenig Tage nach jener Musterung vor Kittsee war der Großwesir mit dem Vortrabe der Armee zu Belgrad angelangt. Der Sultan folgte dahin am 3. Juni. In Essegg hatte Tököly eine Zusammenkunft mit Kara Mustapha. Ersterer verlangte, daß Ungarn zuerst vollkommen frei gemacht würde, der Großwesir wollte Thaten und vor allem Besitznahme von Wien. Seine Meinung entschied. Unter den beim Entsatze von Wien im Zelte des Großwesirs gefundenen Papieren soll ein Schreiben Ludwig XIV. gefunden worden sein, das namentlich die Belagerung Wiens anrieth und zu ihr aneiferte. Tökölyi's Manifest im Verein mit dem Schrecken, den der Anzug einer so riesigen Armee verbreitete, trieb ihm neue zwangsweise Anhänger zu. Papa, Totis, Veszprim öffneten ihre Thore, von anderen Orten war das gleiche zu besorgen und der Kaiser befahl die Räumung von Saros-Patak, Neutra und den Bergstädten, deren sämmtliche Verbindungs-Linien Tökölyi ohnehin beherrschte. Am 1. Juli traf das türkische Herr mit Kara-Mustapha an der Spitze, Kara Mohammed, Pascha von Diarbekir als Commandanten des Centrums, und Hussein, Pascha von Damask als Befehlshaber der Nachhut, in Stuhlweißenburg ein. Seine äußersten Ausläufer streiften schon im Bakonyer-Walde, angesichts der Armee des Kaisers. Nach mäßig gehaltenen Zeitberichten betrug die Zahl der Streiter 200.000 Mann, die der Artilleristen, Mineurs und

Pioniere, dann der Leute vom Gepäcksdienste an 50.000; die Zahl der Geschütze wird auf etwa 400 Kanonen und Mörser angegeben. Bereits drangen die Spahis südlich vom Neusiedlersee in Oesterreich ein und bedrohten die Rückzugs-Linie der Kaiserlichen. Angesichts dieser Lage begann der Herzog den Abmarsch mit der Reiterei; die Infanterie ging den Weg über die Schütt. Bei Petronell kam es am 7. Juli zu einem ernsten Conflict. Die leichten türkischen Reiter griffen von der Leitha den Gepäcks-Train an. Die österreichischen Regimenter der Deckung wurden überrascht, die Kürassiere und Dragoner von Montecucculi, Dupigny Taaffe, Styrum und Savoyen geriethen in Unordnung oder wurden geworfen; der Chevalier Ludwig von Savoyen, des Prinzen Eugen älterer Bruder, und Prinz Ahremberg fielen. Erst dem herbeieilenden Herzog gelang es die Türken zu werfen. Am 9. Juli zog derselbe mit seinem Corps von 10.000 Reitern in Wien ein und lagerte in der Leopoldstadt und am Tabor.

Vor Raab war die Belagerung Wiens im osmanischen Kriegsrathe trotz der Einsprache mehrerer Paschas endgültig beschlossen worden. Kara Mustapha ging damit von der alten Taktik, keine Veste im Rücken zu lassen, ganz ab. Man postirte nur ein Corps von 10.000 Mann vor Raab, um es zu beobachten und die Verbindung zu decken. Allein über 14 Tage ließ sich der Großwesir Zeit, um sein Heer angesichts des Stephansdomes zu lagern. Hainburg wurde erobert, seine Straßen füllten sich mit dem Blute der Vertheidiger; Bruck, Eisenstadt uud Oedenburg blieben unberührt, da sie in Tökölyi'schen Schutz sich begaben. Aber kein Mann des österreichischen Heeres stand mehr zwischen der Wien und Leitha, die weite Ebene bedeckte sich von Tag zu Tag mehr mit türkischen Schaaren, und in deren Gefolge mit Feuersäulen, die allenthalben aufzündeten. Die

Residenz lag unbewehrt, ihr Schicksal in der Hand ihrer Bürger. —

Daß die Türken geraden Wegs nach Wien zogen, rief hier namenloses Entsetzen hervor. Es war so gegen all ihren Kriegsbrauch, daß man die letzten Vorbereitungen des Empfanges verschob und der Hoffnung günstiger Nachrichten vom Schlachtfelde sich hingab. Um so fühlbarer war jetzt die Enttäuschung; die Schlappe von Petronell, an sich unbedeutend, wurde in Uebertreibungen weitergetragen, und als auch der kaiserliche Hof zur Abfahrt rüstete, löste sich alles verzweifelnd in tollem Wirrsal auf.

Der Hof konnte in der vom Feinde umschlossenen Stadt unmöglich verbleiben. Von der Confusion jener Tage zeigt der Rath, daß Leopold in die Berge nach Lilienfeld, und von da nach Linz flüchten sollte. Kein Versuch des Entkommens hätte schlechter enden können. Der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher die Tataren selbst in die entlegensten Gebirgsgräben vordrangen, hätte der schwerfällige Hofstaat nie entgehen können. Das linke Donau-Ufer allein war der geeignete Weg. Zur Deckung des Abzuges wurden die Regimenter Dünewald und Thürheim in die Gegend des Bisamberges beordert. Am 8. Juli um 8 Uhr Abends verließ der Kaiser mit seiner hochschwangeren Gemalin, den Kindern und der Kaiserin-Witwe die Residenz. Der Abschied sah einer Flucht ähnlich; eben nur die größten Kostbarkeiten des Schatzes und die nothwendigsten Reise-Bedürfnisse wurden auf die Wägen geladen; 200 Kürassiere unter dem Schotten-Hauptmann Thaddäus d'Hassie gaben bis zur nächsten Station das Geleite. Hier, in Korneuburg herrschte Verwirrung und Schrecken mehr als in Wien. Durch die Masse der Flüchtigen konnten die Hofwägen nur mit Gewalt vordringen. Das

Nachtlager bestand aus den Reisemänteln der Edelknaben, und da alle Vorräthe bereits aufgebraucht, litt die kaiserliche Familie thatsächlich Hunger. Allein man war in Sicherheit, ein Gefühl, dem freilich der Brand des Camaldulenser-Klosters am Kahlenberge, von türkischen Streitschaaren in Brand gesetzt, einen düstern Hintergrund gab. Von da setzte Leopold die Reise nach Krems, dann über Linz nach Passau fort, nicht ohne Bedrohung seitens der Spahis, die seine Wegspuren glücklicherweise zu spät entdeckt hatten. Nicht wenig peinigend mögen dem Fürsten die bitteren Worte gewesen sein, die sowohl „der ungehaltene Pöbel“ in Wien, als auch das „sogenannte landlerische Bauernvolk“ in jenen trüben Stunden ihm nachsendeten, die aber nicht gegen ihn, vielmehr gegen seine geistlichen Räthe gerichtet für diese wenig schmeichelhaftes enthielten.

Wer außer dem Leben noch etwas Besitz zu retten hatte, sah in des Kaisers Aufbruch das Signal zur Flucht. „Was nur von Schiffen, Karren, Wägen, Pferden“ sagt der Zeitgenosse Välkeren, „was nur von Knechten, Dienern und andern Lumpen, sonst nit geachteten Gesindel und allerley Rossen und Trossen, ja Spitzbuben, was nur von Zug- und Bagage-Pferden vor zehnfaches Geld in der Eyl aufzutreiben waren, das ward alles gemietet und auffgedingt, umb jeden die Flucht zu facilitiren. Schade und zu bedauern war es, so viel hundert starke, wol ausgenährte und versuchte waffentragend Laqueyen, die der Stadt wol angestanden wären, darvon gehen sehen und anstatt deren schwache und elende Leuthe in loco zu lassen. Aus Mangel genugsamber Fuhren warffen sich ansehentliche wohlhabige Matronen und Mütter mit ihren erwachsenen Töchtern und Söhnen auff offene vnbedachte und verachtete Leiterwagen, liessen Haus, Hoff und schön austapezirte Zimmer, in Summa alles und jedes was sie nit eng zusammenpacken und bey sich stecken mögten, im

Stiche. Manche Frauen, denen ihre Männer vorher kein Pferd vor ihre Kobelwagen verschaffen konnten, die ihnen schön genug wären, die waren nun froh, wann sie ihre Carossen mit zweifarbigen, krumpen, einaugeten und nur für einen Mistwagen dienenden Schindtguhren zu bespannen gehabt haben, und diese alsdann thaten sie mit denen Lasten der Dienstmenscher und Bagage so unverständig überlasten, daß ihrer vielen die Räder zerbrachen, die elende Wägen zu Scheittern fiellen und auf dem Wege erliegen blieben, da stunden sie dann und wusten ihres Leyds keinen Rath, wahren darzu noch in Gefahr augenblicklich vom Feind, oder von unsern eigenen Leuthen überfallen, geplündert oder gar todtgeschlagen zu werden. Man sagt, es seien diese wenig Täg mehr als 60.000 Leuth von Wien weggeflohen." So weit wirkte der Schrecken, daß selbst in Bayern und Schwaben fürsorgliche Leute bereits ihre besten Sachen nach der Schweiz schickten, um nachzufolgen, wenn die Kaiserstadt etwa fallen würde.

Vor seiner Abreise hatte Leopold die Vertheidigung der Stadt in die Hände eines sogenannten „geheimen Deputirten-Collegiums" gelegt. Der Vorsitzende in Militär-Angelegenheiten war Graf Heinrich Ernst Rüdiger von Starhemberg, Feldzeugmeister und Stadt-Commandant; er zählte 48 Jahre; kein hervorragendes Talent für den Angriff, aber für die Vertheidigung ganz der Mann. Ihm war ein Rath von vier Herren zur Seite gestellt, darunter der Präses für Civilsachen Graf Caspar Zdenko von Kaplíř. Nach den Maßnahmen, welche diese Commission zur Abwehr ins Leben rief, blieb es zweifelhaft, was mehr zu bewundern, die Energie der Belagerten oder die Unfähigkeit der Belagerer; denn der Vertheidigungsstand der guten Stadt konnte nicht schlechter gedacht werden, als er am 7. Juli war. Nicht nur, daß das Schanzen-System unvollendet, fehlte es

trotz aller früheren Anordnungen an Pallissaden, standen kaum 12 Geschütze auf den Wällen und lag selbst der Stadtgraben nicht vollständig ausgehoben. An Wehrkraft zählte Wien außer der Bürgerschaft und der geringen Stadt-Miliz nur etwa 1000 Mann Fuß-Truppen. Der langsame Anzug des Großwesirs gönnte die nöthigste Zeit, und als er vor den Thoren stand, waren die gröbsten Mängel behoben. Was in der Stadt blieb, mußte schanzen helfen; Alt und Jung, Arm und Reich, Mann und Frau, Priester und Laien karrten und scharwerkten um die Wette, deren Einsatz das Leben war. Der Herzog von Lothringen und der Bürgermeister Lilienberg gaben das beste Beispiel. Und wie die Schanzen wuchsen, die Pallissaden mehr sich schlossen, die Mauern mit Geschütz, die Magazine mit Proviant und Munition sich allmälig füllten, trat auch ein gewisses Vertrauen in die eigene Kraft wieder ein. Von dem Theile der Armee, welche über die Schütt gegangen, rückten vom Tabor her die Regimenter Beck, Heister, Kaiserstein, Mannsfeld, Pfalz-Neuburg, Schärffenberg, Souches, Starhemberg, Thüngen und Württemberg ein, bei 14.000 Mann. Der Herzog von Lothringen gab 9 Schwadronen des Kürassier-Regimentes Dupigny ab. Die angesessene Bürgerschaft zählte an 2400 Mann, die Zünfte und Kaufleute stellten an Herren und Gesellen 4000 Bewaffnete, und die Studenten bildeten ein Corps von 700 Mann unter dem Befehle ihres Rectors, des Leibarztes der Kaiserin, Paul v. Sorbait. Freiherr von Kielmannsegge hatte auf eigene Kosten eine kleine Schaar von Forstleuten geworben, die als Scharfschützen vortreffliche Dienste leisteten. Allein gegenüber der Belagerungs-Armee stand das Verhältniß immer wie 1 zu 12.

Am 13. Juli erschien diese, am 14. der Großwesir vor Wien. Er schlug sein Zelt zu St. Ulrich auf, dessen erhöhte Lage ihm freien Blick gewährte. Die Armee des Großwesirs umschloß

Wien in einem mächtigen Halbkreise, dessen Sehne die Donau und der sogenannte Donau-Canal bildeten und dessen westlicher Gränz- oder Fußpunct bei Nußdorf, der östliche bei Schwechat lag. Noch hielt Herzog Karl die Leopoldstadt besetzt; erst am 16. Juli gab er diesen Platz auf, unter dem Drängen der Osmanen und nicht ohne Verluste, welche sein Nachtrab erlitt. Die Donaubrücke ward abgeworfen, der Herzog lagerte am Bisamberge und Wien war vollkommen abgeschlossen.

Schon in der Nacht vom 13. auf den 14. begannen die Türken ihre Batterien auf den Trümmern der in Brand gesetzten Vorstädte zu errichten. Durch diesen war eine Stunde lang selbst die innere Stadt in größter Gefahr, vertheidigungslos zu werden. Aus den Flammen der Rossau trieb nämlich der Wind brennende Schindel und Funken auf die Bedachungen des Schottenhofes und der Nebengebäude desselben. Unter letzteren war auch das kaiserliche Zeughaus, worin der gesammte Pulver-Vorrath der Besatzung ziemlich offen aufgespeichert lag; ein hölzerner Gang, der in das Arsenal führte, begann schon zu brennen. Hier rettete der kühne Muth eines einzigen Mannes die Stadt, man kann sagen das Reich. Der Neffe des Stadt-Commandanten, Graf Guido von Starhemberg, begoß im Hofe die Tonnen, leitete die Abreißung jenes verhängnißvollen Ganges und die Vermauerung der Magazinsfenster, durch welche die Flammen bereits an einigen Orten Eingang fanden. Als die Arbeiter Miene machten, der augenscheinlichen Gefahr zu entspringen, trieb er sie mit dem Degen in der Faust zur Vollendung der Sicherungsmaßregeln an und die Stadt war gerettet. Wenn die Explosion nicht verhindert wurde, mußte sich Wien in der nächsten Stunde ergeben. Die Bevölkerung sah in dem Brande nur absichtliche Brandstiftung und konnte sich noch längere Zeit nicht beruhigen. Da sie ihre bedrängte Lage nur den ungarischen Wirren ver-

dankte, war es gefährlich für jedermann, in ungarischer oder kroatischer Nationaltracht sich sehen zu lassen.

Während die Residenz für diesen Augenblick vor dem Untergang sich bewahrte, wurden täglich Dörfer, Märkte und Städte der Umgebung demselben geweiht. Nur solche Plätze, an welche die Osmanen eine Art Verehrung aus geschichtlicher Erinnerung knüpften, blieben verschont; so das Neugebäude bei Ebersdorf, wo 1529 Sultan Suleiman's Zelt gestanden hatte. An der oberen Stadt Klosterneuburg, deren Vertheidigung der Priester Lebsaft und der Sacristan Ortner leiteten, prallte der dreimalige Angriff von 12.000 Türken ab, während die untere Stadt in Flammen aufging. Perchtholdsdorf aber, das nach kurzem Widerstande gegen Lösegeld auf's Wort sich ergab, wurde in Brand gesteckt und seine Bürgerschaft in scheußlicher Weise niedergemetzelt. Den Vernichtungskrieg gegen Wehrlose hatte Abu Bekr, der Statthalter von Aleppo, zu leiten; seine Schaaren drangen bis in die engsten und unwegsamsten Thäler der Bielach, Traisen, Erlaf und Ybbs, und von allenthalben schleppten sie Beute und Gefangene in dem Lager vor Wien zusammen. Auf diese Weise soll das rechte Donau-Ufer nicht weniger als 100.000 Menschen verloren haben.

So standen die Dinge um die Mitte Juli, und Wien glich einem losgerissenen Felsen im Meere gegenüber den Stürmen, die wider ihn sich sammelten. Der Großwesir dachte Wien durch das Feuer seiner Riesengeschütze zu bezwingen, an einem Flecke unschließbare Bresche zu öffnen und damit die Capitulation der Stadt herbeizuführen. An der Eroberung durch allgemeine Stürme, sagt man, sei ihm weniger gelegen gewesen; dieß hätte der Armee das Beuterecht gesichert und das wollte er sich allein bewahrt wissen. Sultan Suleiman hatte 1529 seine Angriffe auf die Kärnthnerthor- und Wasserkunst-Bastei gerichtet, Kara

Mustapha lenkte sie namentlich auf jene Befestigungswerke, welche die kaiserliche Burg einfaßten, die Burg- und Löwel-Bastei. So nahmen die türkischen Batterien vornehmlich den Raum zwischen den Vorstädten Laimgrube und „an der Als" ein. In der Leopoldstadt gegenüber den Basteien vom Neu- bis zum Rothenthurmthor war eine abgesonderte, vielfach die Belagerten von dem bedrohten Hauptpuncte abziehende Batterie errichtet. Die Beschießung begann am 15. Juli, da des Großwesirs Aufforderung an den Commandanten zur Uebergabe ohne Antwort geblieben war. Zugleich wurden die Laufgräben vom heutigen Auerspergischen Palais aus eröffnet und 8 Tage später die Stürme. Innerhalb der achtwöchentlichen Belagerung wurden an 20 derselben durchgeführt, öfters drei bis vier innerhalb weniger Stunden. Immer wurden sie abgewiesen und die Gräben verschlangen Tausende von Stürmenden. Was an den Vertheidigungswerken das Geschützfeuer oder die Minen niederwarfen, bauten die rastlosen Vertheidiger bei Nacht oder in den Sturmespausen wieder auf, und hatten sie einige Fuß breit Erde dem Gegner überlassen müssen, so errichteten sie hinter den verlorenen Bollwerken ein neues. Gleich erbittert wie über der Erde tobte der Kampf unter deren Oberfläche. Den türkischen Minengängen arbeiteten die Vertheidiger mit anderen entgegen, welche die Richtungen jener durchschnitten und ihre Pulverkammern aufdecken und verschütten sollten. Oft kam es da zum Handgemenge, oft gelang es die Pläne der Belagerer unschädlich zu machen, oft auch warfen diese ganze Strecken der Basteimauern in Trümmer.

Durch häufige Ausfälle suchten die Belagerer den Gegner zu schwächen oder ihm Vorräthe abzunehmen. Die Erfolge waren oft glänzend und richteten den guten Muth stets wieder auf. Dieser war wohl auf die härteste Probe gestellt. Die Verluste durch den Feind an sich, bei so kärglicher Wehrkraft immer-

hin in Anschlag zu bringen, wogen nicht viel gegen jene, welche die Feldseuchen verursachten. Mit Bangen sah man jedem kommenden Tage, mit Besorgniß jeder Nacht entgegen. Schließlich trat die Hoffnuug des nahenden Befreiungsheeres stärkend mit ein. Bis zu Ende August sollte es erscheinen; allein Woche um Woche verging und kein Brief, kein Zeichen hob den Muth. Durch einzelne muthige Männer, wie einen Schiffer und einen Diener des österreichischen Residenten Kunitz im türkischen Lager, den Lieutenant Gregorović, namentlich aber durch Georg Franz Kolschitzky (Kulczycki) und dessen Diener Georg Michailović erhielt man um diese Zeit mehrfache Nachrichten. So, daß der Herzog von Lothringen wiederholt Tökölyi und den Pascha von Großwardein an der March geschlagen, daß die polnische und die Reichsarmee bei Krems sich bereits sammle rc. Jetzt wußte auch die Besatzung, daß die härtesten Kämpfe unmittelbar bevorstünden.

Nicht allein, daß der Großwesir um jeden Preis sich in Besitz der Stadt setzen mußte, ehe das Entsatzheer den Wienerwald erreichte, sondern auch der Stimmung seines eigenen Heeres wegen war alles daran zu wagen. Von den bisherigen Erfolgen war dasselbe keineswegs befriediget; die Soldaten murrten, ließen sich am Ende nur mit dem Säbel in die Schanzen treiben und keine Anfeuerung durch ihre Oberpriester wollte mehr verfangen. Außerdem beherrschte den gemeinen Türken der Aberglaube, daß jede Belagerung nutzlos sei, die über 40 Tage dauere. Und dieser Zeitraum war bereits stark überschritten. So erfolgte der Sturm vom 3. September, der dem Großwesir den Besitz des Burg-Ravelins brachte; drei und zwanzig Tage hatte man darum gekämpft. Den 4. und 5. ließ er vergeblich die Burg-Bastei stürmen, warf am 6. durch Minen die Löwel-Bastei nieder und setzte am 9. im unteren Walle sich fest. Es war der letzte energische Ver-

such. „Nicht fünf Tage“, sagt König Johann von Polen, „hätte sich die Stadt mehr halten können. Die kaiserliche Burg ist von Kugeln wie durchsiebt; diese ungeheuren geborstenen und halb eingestürzten Basteien bieten einen grausenerregenden Anblick . .“ Die Mannschaft Starhemberg's andrerseits war erschöpft; schon bereitete sich alles auf einen Straßenkampf vor, denn nur mehr ein dünner Raum trennte beide Gegner. Roth-Signale stiegen vom Stephansthurme auf und — am 11. September fanden sie auf den Ost-Abhängen des Wienerwaldes die so lange ersehnten Feuerzeichen als Antwort.

Herzog Karl von Lothringen hatte von Mitte Juli bis Ende August das Marchfeld gehalten, sowohl die Versuche des Großwesirs bei Wien über die Donau zu dringen, als auch jene Tököly's die Verbindung mit Kara Mustapha auf dem linken Ufer herzustellen, glücklich abgewehrt. Dann zog er seine Streitkräfte stromaufwärts nach Krems, wo für die vom Norden kommenden Schaaren der Sammelpunct sein sollte. Anfangs September langten die bayerischen und sächsischen Truppen, jene des fränkischen und schwäbischen Kreises und die Polen an. Die Letzteren hatten aus inneren Ursachen erst am 15. August die Grenze ihres Königreiches überschreiten können. Am 7. September vereinigte sich das gesammte Heer am Tulnerfelde. Die Kaiserlichen zählten 27.000, die Polen 26.500, die Sachsen 11.500, die Bayern 11.300, die Franken und Schwaben 8400 Mann; im Ganzen bei 85.000 Mann, darunter 38.000 Mann Infanterie und 46.000 Mann Reiterei. Die Oesterreicher befehligte Herzog Karl von Lothringen, die Polen König Johann selbst, dessen Name den Türken gefürchtet war. Ein Glück, daß beide Männer in gegenseitiger Achtung und Zuneigung sich einigen konnten. An des Königs Seite glänzte die Blüthe des pol-

nischen Adels, die Jablonowski, Lubomirski, Potocki, Zamoyski, Sapieha. An der Spitze der Bayern stand der thatenlustige Kurfürst Max Emanuel, an jener der Sachsen Kurfürst Johann Georg, und die Kreisvölker befehligte der Fürst von Waldeck, ein erfahrener General. Auch sonst hatte der hohe Adel Deutschlands in dem Heere eine glänzende Vertretung: Herzoge und Fürsten von Lauenburg, Hannover, Württemberg und Sachsen-Anhalt dienten in verschiedenen Stellungen in der Armee. Der klangvollste Name der späteren Jahre, jener des Prinzen Eugen von Savoyen, taucht hier zum erstenmal in großer Action auf. Der noch nicht zwanzig Jahre zählende junge Mann war damals Oberst-Lieutenant und dem Herzoge von Lothringen für den Adjutanten-Dienst beigegeben.

Am 10. September brach das Heer vom Tulnerfelde auf. Den schwierigen Marsch durch das Gebirge und am engen Donau-Strande versuchte der Großwesir gar nicht zu hindern. Nur Tataren umschwärmten den Vortrab, wurden aber durch die Kosaken Maczynski's leicht abgewehrt. Am 11. erstieg die Armee die Höhen des Kahlenberges und übersah die geängstigte Stadt und die zahllose Zeltmenge des türkischen Lagers. „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ ließ Starhemberg dem Könige in der Nacht durch einen Boten sagen, und so ward der 12. September zur Schlacht bestimmt. Den Oberbefehl führte König Johann. Das Heer bildete drei Treffen, den rechten Flügel bei Weidling commandirte der König, den linken bei Döbling der Herzog und im Centrum der Kurfürst von Bayern und der von Sachsen mit dem Fürsten von Waldeck.

Kara Mustapha erblickte das Entsatz-Heer erst mit dem Tagesanbruche des 12. September, also wenig Stunden vor Beginn der Schlacht. Nach einigen Berichten soll er darüber den

äußersten Kleinmuth gezeigt haben; erst die Paschas mußten ihn an seine Pflicht erinnern. Da ließ er in Grimm die meisten Christen-Sclaven in seinem Lager niedermetzeln, befahl erneuten Sturm auf die Stadt und warf die Reste seines Heeres in fünf Treffen der kaiserlichen Armee entgegen. Er behielt sich das Centrum vor, während der Pascha von Diarbekir am rechten Flügel dem Herzoge und der von Großwardein am linken dem Könige entgegentrat. Die Oesterreicher und Sachsen begannen bei Nußdorf den Angriff und bis 2 Uhr Nachmittag war nur dieser Theil der Armee im Kampfe thätig; er war äußerst blutig und hartnäckig. Erst um 2 Uhr griffen die Polen bei Dornbach an, doch ohne Erfolg gegenüber der dichten Masse der Türken. Da stürmte der Herzog von Lothringen die große Batterie von Döbling und drängte die Türken gegen Währing und Weinhaus. Jetzt wurden diese von den Polen auch durch Hernals geworfen und bis zur Rossau zurückgetrieben. Zugleich machte Starhemberg, der den letzten Sturm glücklich abgeschlagen, einen Ausfall und vermehrte so die Verwirrung der Osmanen. Von zwei Seiten angegriffen begannen sie zu weichen und um 6 Uhr Abends war mit ihrer tollen Flucht der Sieg entschieden.

Die Beute an den verschiedensten Vorräthen und Kostbarkeiten war eine riesige. An 15.000 Zelte, an 2 Millionen baren Goldes, 10.000 Stück Ochsen und Büffel, 5000 Kameele, abgesehen von Pferden Maulthieren und Schafen, fielen in die Hände der Sieger. Die Heereslisten in des Großwesirs feenhaft ausgestattetem Zelte, das dem Könige überlassen blieb, wiesen aus, daß Kara Mustapha in der Belagerung über 50.000 Mann verloren. Die Schlacht selbst kostete ihm weitere 25.000. Die Vertheidiger waren von 22.000 auf 4000 Mann zusammengeschmolzen und im Kampfe vom 12. September zählte das Entsatzheer an 5000 Todte.

Erst am 13. September wagte man sich aus der Stadt, an dem Tage, als die Feldherren, von der Bevölkerung in fast wahnsinniger Freude empfangen, den Dankgottesdienst bei St. Stephan feierten. Am 14. hielt auch der Kaiser seinen Einzug. Graf Starhemberg wurde mit dem Marschallsstabe, der Würde eines Staatsministers und einem bedeutenden Geldgeschenke belohnt, sein Wappen mit einem auf die Vertheidigung sich beziehenden Schilde gemehrt. Die ganze Christenheit triumphirte. Nur Ein Mann vielleicht zürnte über diesen Ausgang, König Ludwig von Frankreich: ihn soll die Nachricht davon so erbittert haben, daß er durch drei Tage allem Verkehre sich entzog.

23.

Die Ausläufe des Jahres 1683.

Der Taumel des übergroßen Glückes aus dem Entsatze und dem Siege begann zu verfliegen und als erste Folge ergab sich die Frage über die Ausnützung des gegen die Türken geführten Schlages.

Er hatte für sie doch eigentlich nur einen Verlust mit sich gebracht; auf ihrem eigenen Boden standen sie fest genug, um sich mit der Zeit wieder zu erholen. Allein eben diese Erholung durfte man ihnen um so weniger gönnen, als der Zauber der Unwiderstehlichkeit türkischer Macht nun gebrochen war. Diese Ansicht machte sich auch im Haupt-Quartiere geltend. Ihr wesentlicher Vertreter war Herzog Karl von Lothringen. Ihm schloß sich auch König Johann an, der übrigens nach dem Allianz-Vertrage verpflichtet war, den Krieg fortzusetzen und in Ungarn Winter-Quartiere zu nehmen. Nicht so fest zeigten sich die übrigen Bun-

des Feldherren. Der Kurfürst von Sachsen erklärte seiner Bundespflicht genügt zu haben und zog heim. Der Fürst von Waldeck, an die Befehle seiner heimatlichen Kreisregierung gebunden, konnte selbständig nicht vorgehen. Selbst Max Emanuel gerieth ins Schwanken. Schon hatte er bei Ort im Marchfeld ein Lager bezogen, als er plötzlich, die Schwächung seiner Mannschaft durch die früheren Strapazen vorschützend, Anlaß nahm zur Umkehr. Den persönlichen Bemühungen des Markgrafen Ludwig von Baden gelang es endlich, ihn zum Bleiben zu bewegen. Es hatte zwischen den hohen Herrschaften an unangenehmen Berührungen und Empfindlichkeiten nicht gefehlt, auf deren Grund sich nicht überall klar sehen läßt.

Der Großwesir hatte in unaufgehaltener Flucht Raab erreicht. Hier hielt er blutige Rast. Den Statthalter Ibrahim von Ofen, den er beschuldigte, aus persönlichem Hasse wider ihn sich zum Rückzuge gewendet und so die Niederlage entschieden zu haben, ließ er mit einer Anzahl von Officieren unter gleicher Anklage hinrichten. Dasselbe Schicksal theilten später die Paschas Omar von Essegg und Halil von Požega. Dem Sultan wurde die Sachlage besser, als sie war, und der Tataren-Chan und Tökölyi als Verräther geschildert. Erst in Ofen, wo der Großwesir tröstende Nachrichten über die Stimmung seines Herrn erhielt, sammelte er das Heer wieder.

Am selben Tage, 18. September, brachen die kaiserlichen und polnischen Truppen aus dem Lager von Fischamend auf. Sie zählten mit dem Reste der Wiener Garnison und 3000 Mann Brandenburgern, die eben erst angelangt waren, etwa 50.000 Streiter. Am 25. September rückte diese Armee auf die Insel Schütt über. Herzog Karl schlug die Wegnahme von Gran vor und zwar nicht durch Operationen am rechten Donau-Ufer allein, sondern wesentlich am linken. Die Verbindung dieser

Veste mit Neuhäusel sollte auf solche Art abgeschnitten, Párkány gegenüber von Gran genommen und als Stützpunct gegen letzteres verwendet werden. König Johann stimmte bei. Allein sein Feuereifer und der Wunsch mit seinen Polen allein den Türken eine Schlappe zu versetzen, riß ihn fort. Da sich nirgends Feinde zeigten, ging er ohne die nöthigen Vorsichten vor. Eine Stunde vor Párkány erst kamen Osmanen in Sicht. Die Polen warfen sich mit Ungestüm auf sie, wurden in einen Hinterhalt gelockt, geschlagen und in regelloser Flucht rückwärts getrieben. Es fehlte wenig, daß Johann selbst und sein Sohn in Gefangenschaft geriethen; den Ersteren hieb ein deutscher Reiter aus dem Gedränge, den Prinzen rettete sein schnelles Pferd. Weit über 1000 Polen, darunter der Palatin von Pomeranien, deckten das Schlachtfeld. Das eiligst heranziehende deutsche Fußvolk unter General Dünewald, nahm die Flüchtigen auf und zwang die Türken zur Umkehr, 7. October. Dieser Unfall brachte unter den Polen solche Entmuthigung hervor, daß die Officiere den König um den Bezug der Winter-Quartiere bestürmten und dieser seine Armee ganz in die kaiserliche vertheilen lassen mußte.

Herzog Karl entschied für raschen Angriff auf Párkány. Den Polen sollte Gelegenheit gegeben werden, mit den deutschen Truppen zusammen die Scharte auszuwetzen. Zudem hatte auf die Kunde des Sieges Kara Mustapha bereits 20.000 Reiter unter Halil Pascha von Aleppo und den Paschas von Silistria und Cairo nach Párkány abgeschickt. Der Angriffstag war der 9. October. Der kaiserlichen Armee standen 26.000 Osmanen unter Kara Mehemed, Pascha von Ofen, gegenüber. Diese warfen sich mit aller Heftigkeit auf den linken Flügel, wo Polen unter Jablonowski mit deutschen Truppen gemischt standen; zehnmal wurde der Anfall erneuert und abgeschlagen. Nicht besser glückte es den Türken am rechten Flügel und im Centrum, aber sie

stritten mit solcher Wuth im Handgemenge, daß nur die Ruhe, Ausdauer und Ueberzahl des kaiserlichen Heeres zuletzt den Sieg errang. Regellose Flucht erhöhte noch die Verluste des türkischen Heeres, wovon ein großer Theil durch den Bruch der Schiffsbrücke von Párkány nach Gran oder sonst im Wasser das Leben einbüßte. Auch Párkány fiel, und seine Besatzung wurde niedergemacht, da man an Lanzenspitzen daselbst die Köpfe von Gefangenen des Treffens vom 7. October gefunden hatte. In liebenswürdiger Bescheidenheit lenkte König Johann die Ehre des Sieges auf Herzog Karl. Auch Jablonowski gestand, daß nur des Letzteren rechtzeitige Unterstützung dem Schwanken, in das die Polen abermals gerathen waren, ein Ende setzte. Nur dieses Einverständniß der Führer konnte die Mißhelligkeiten bannen, die in den Truppen der beiden Nationalitäten bereits einrissen; ohne dasselbe wäre es zwischen den Deutschen und den beutesüchtigen Polen schon zu Párkány selbst zum Handgemenge gekommen.

Die Schlacht hatte Tökölyi von den nahen Hügeln aus verfolgt. Seine Stellung war mit einemmal eine andere geworden; von den Türken verdächtigt hatte er bereits Ende September die Vermittlung König Johann's nachgesucht. Ohne die kaiserliche Armee zu hindern und die Türken sonderlich zu unterstützen, beobachtete er ihre Kämpfe aus nächster Nähe. An ihm hatte es gelegen, in einem Augenblicke des Schwankens bei Párkány den Ausschlag für die Türken zu geben. Als die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft, nahm auch er den Rückzug. Vor sechs Monaten hatte der Kaiser Tökölyi's Bedingungen gesucht, jetzt war es umgekehrt. Schon am 15. October erschien Graf Homonay im Lager, die Annahme jener Zugeständnisse anzubieten, die der Kaiser vor dem Kriege angeboten hatte. Jetzt zeigte dieser Vorschlag nur von gänzlichem Mißkennen der veränderten Lage und der Herzog,

nur Amnestie den Rückkehrenden zusichernd, brach alle weiteren Unterhandlungen ab.

Im Kriegsrathe von Párkány ward beschlossen, den Feldzug mit der Eroberung von Gran abzuschließen. Es standen verhältnißmäßig wenig Truppen in der Veste und selbst diese waren meist den muthlosen Resten aus der Schlacht bei Párkány entnommen. Die Verstärkung, welche der Großwesir hineinzuwerfen versuchte, gelangte nur unvollständig zum Ziele. Die Belagerung Grans konnte angesichts des türkischen Lagers bei Ofen als Wagniß gelten, allein schon am 10. October gab Kara Mustapha dieses auf und so war von dieser Seite jede Gefahr beseitigt. Dafür gab es jetzt im eigenen Lager Zwiespalt. Schon hatte die Recognoscirung Grans stattgefunden und man den Angriffs-Plan sich zurecht gelegt, als der Polenkönig seine Absicht der Heimkehr zu wissen that. In seiner Umgebung ließ sich eine Hinneigung, die Interessen der Malcontenten nicht in rascher Folge zu vernichten, erkennen. Der Herzog hatte alle Mühe, König Johann zurückzuhalten. Jetzt begann die Belagerung unmittelbar. Am 25. October nahm man die Wasserstadt mit Sturm und am 26. ergab sich die Besatzung, der durch vier Tage mit Geschütz war zugesetzt worden, auf die Bedingung freien Abzuges. Kurfürst Max Emanuel kam eben recht, um die Stunden des heftigsten Artillerie-Kampfes, die Capitulation und den Ausmarsch der Türken nach Ofen und Wyšegrad noch mitzumachen.

Damit hatte der Feldzug von 1683 ein glorreiches Ende. Der Spruch von der Erniedrigung der Hochmüthigen hatte sich hier im großen Style bewährt. Mit einem Heere, zahllos wie der Sand am Meere, siegesgewiß wie kaum eine der früheren Armeen, die Völkerwogen gleich das Abendland überschwemmten, war Kara Mustapha in Ungarn eingerückt; um die Hälfte schwä-

cher und im Reste verkommen und entmuthigt kehrte er heim und die Kanonenschläge der Niederlage von Párkány gaben ihm das erste Gelei e. Sein Schicksal ereilte ihn bald genug. Die eigentlichen Ursachen der Verluste wurden dem Sultan offen gelegt und Palast-Intriguen halfen mit, den sonst allmächtigen Wesir zu stürzen. Am 25. December überbrachte ihm sein Schützling, der oberste Kämmerer Achmed Aga, die seidene Schnur nach Belgrad und der gewöhnliche Henker, dessen er bei Erdrosselung seiner Untergebenen sich bediente, erwürgte auch ihn. Dem abgeschnittenen Kopfe zog man die Haut ab, stopfte sie mit Stroh aus und brachte dieses Beweisstück des Befehlsvollzuges dem Großherrn nach Adrianopel. Durch eigenthümliche Verhältnisse kam der Kopf selbst später nach Wien und befindet sich nun unter Trophäen aus der Belagerungszeit im bürgerlichen Zeughause daselbst.

Mit der Eroberung von Gran löste sich das verbündete Heer auf. Der Kurfürst von Bayern zog am 29. ab und mit ihm zugleich der Markgraf von Baden-Durlach, der erst zwei Tage vorher mit 3000 Schwaben angelangt war. König Johann, der einen Theil seiner Truppen in der Gegend von Kaschau und Eperies überwintern ließ, eilte am 5. November durch die Zips, wo er noch Zeben und Käsmark einnahm, nach Krakau. Die Oesterreicher aber bezogen Winter-Quartiere in der Umgebung des letzten Kriegsschauplatzes.

24.

Von 1684 bis 1688.

Trotzdem die Dinge am Rhein, wie wir im Laufe des nächsten Capitels zeigen werden, durch Frankreichs Gewalt-

maßregeln immer bedrohlicher sich anließen, beschloß Leopold dennoch, das bisherige Kriegsglück in Ungarn weiter zu verfolgen, und für diesen Zweck vorerst das Element der Malcontenten ganz von den Türken zu lösen. So ließ der Kaiser am 12. Jänner 1684 eine Amnestie proclamiren, die allen Insurgirten freie Heimkehr, Rückgabe ihrer Güter, Ersatz für die verlornen Aemter, den Soldaten und Officieren Unterhalt in kaiserlichen Garnisonen bot. Um den Eid den Rückkehrenden abzunehmen, trat zu Preßburg eine Commission unter dem Herzoge von Lothringen und Graf Christoph von Abele zusammen; sie sollte zugleich die Forderungen der Einzelnen hören und ihnen entweder sogleich entsprechen oder sie an den Kaiser leiten.

Früher hatte man seitens der Tököl yi'schen Partei solche Bedingungen beiseite geschoben, jetzt waren sie genügend, um den bisherigen Führer nahezu einsam zu stellen. Zwei Herren v. Barkóczy und jener Graf Homonay, der im polnischen Lager bei Párkány unterhandelt hatte, verließen zuerst Tökölyi's Lager und gingen auf ihre Schlösser. Ihnen folgten bald mehrere der Hervorragenden; der Abfall drohte allgemein zu werden. Da trat Tökölyi mit Gewaltmitteln ein. Er erstürmte die Castelle der Weichenden und ließ diese Abtrünnigen zu Kaschau enthaupten. Den älteren Barkóczy allein rettete General Rabatta, der die belagernden Kuruzen von der Burg Zakvár zurücktrieb. Allein diese Härte brachte die gegentheilige Wirkung hervor. Eine große Zahl der angesehensten Führer meldete sich in den Monaten Februar und März vor der Preßburger Commission; so die Magnaten Batthiányi, Zichy, Drašković, Kolonics, Erdödy, Nádasdy; außer ihnen schwuren die Abgeordneten von 17 Comitaten und 20 Städten den Eid der Treue. Manche wagten es nicht, ihre Sitze zu verlassen und nach Preßburg zu kommen; sie fürchteten von den Streifschaaren Tökölyi's aufgehoben zu

werden. Diese waren an den Grafen Csáky als Generalcapitän von Ober-Ungarn und Commandanten im Zipserhaus gewiesen. Andererseits forderte auch Tökölyi auf, vor seinen Machtboten zu Eperies den früheren Bund zu erneuern. Allein es kamen nur jene, die seine Nähe unmittelbar beherrschte und bedrohte.

Zur Führung des Krieges machte man die äußersten Anstrengungen. Dem Bündnisse mit Polen trat am 31. März 1684 auch Venedig bei. Die Meinungs-Verschiedenheiten der kaiserlichen Generale, ob man Neuhäusel oder Ofen angreifen solle, entschied der Kaiser für Letzteres. So wurde der Feldzug Mitte Juni eröffnet. Der Herzog von Lothringen überschritt aus dem Sammelplatze bei Párkány die Donau, zwang Wyšegrad nach zweitägiger Bestürmung am 18. Juni zur Capitulation, ging dann auf das linke Ufer zurück, schlug bei Waitzen den Oberbefehlshaber aller türkischen Streitkräfte, nahm die Stadt selbst und erschien am 30. vor Pest. Die Türken wehrten von Ofen aus durch Geschützfeuer den Donau-Uebergang und der Herzog bewerkstelligte ihn etwas oberhalb; die Osmanen suchten ihn abzuschlagen, erlitten aber am 10. Juli bei dem Dorfe St. Andrä eine weitere Schlappe.

Jetzt ging man an die Umlagerung Ofens. Noch vor den Mauern der Veste herrschte Uneinigkeit zwischen den Generälen. Graf Rüdiger von Starhemberg gehörte zu den entschiedensten Gegnern des Unternehmens. In der That besaßen Stadt und Veste bedeutende Werke im besten Vertheidigungszustande; ihre Streitkräfte beliefen sich auf 10.000 Mann vortrefflich geleiteter Truppen; Suleiman Pascha, der etwas südlich davon ein Lager mit 12.000 Mann bezog, unterstützte sie. Dem Herzog von Lothringen standen zwar 34.000 Mann zur Verfügung, allein ihre Kräfte mußten getheilt werden. Glückte auch das Unternehmen, bemerkte Starhemberg, so konnte dieß nur mittelst

Opferung des besten Theiles des Belagerungsheeres sein und dann hatte Oesterreich eben keine Armee mehr.

Die Beschießung begann am 14. Juli; am 19. wurde die Wasserstadt genommen, am 22. Suleiman Pascha bei Hamzsabég geschlagen. Damit waren aber auch die Erfolge erschöpft. Gegen die Türken in der oberen Veste mußte der langsame und beschwerliche Minenkrieg eröffnet werden. Geschickte Vertheidigung und Verrath hinderten dessen Fortschreiten und das sogenannte ungarische Fieber zehrte das Heer auf. Die Verstärkung von 15.000 Mann, die anfangs September Max Emanuel von Bayern brachte, deckte eben kaum die Lücken. Dazu drängten sich die Türken außerhalb immer stärker an den Belagerungs-Rayon; von ihren Versuchen in die Veste zu gelangen, hin und wieder abgewiesen, erzwangen sie sich dennoch zuweilen den Eintritt. Das Regenwetter verdarb schließlich alle Aussicht auf Erfolg, und so wurde die Belagerung Ende October aufgehoben. Sie hatte 25.000 Mann an Todten und Kampfunfähigen gekostet. Als Ursachen des Mißlingens gibt man an, daß sie zu spät begonnen worden, daß es zwischen den Generälen an Einverständniß gemangelt, endlich, daß im Minirkriege die österreichischen Truppen den Türken zurückstanden. Glücklicher waren die kaiserlichen Waffen an anderen Orten. So nahm General Schulz Mitte September die kleine Stadt Zeben ein, stürmte gleich darauf nach forcirten Märschen Tökölyi's Lager, dem er 8 Kanonen und alle Kriegsvorräthe abnahm, und bezwang nach einem vergeblichen Versuche auf Eperies Bartfeld und Makovetz. Ebenso hatte General Leslie Slavonien weggenommen. Dagegen fiel Waitzen durch die Uneinigkeit des deutschen und ungarischen Commandanten wieder in die Hände der Osmanen.

Es ist in hohem Grade interessant zu sehen, wie sich, obgleich die letzten Kämpfe nicht immer auch Erfolge waren, der

staatliche Credit Oesterreichs hob. Waren früher Hilfstruppen schwer und mißlich zu erlangen, so zogen seit 1684 jahrjährlich große Schaaren deutscher Mannschaft donau-abwärts dem kaiserlichen Sammelpuncte zu. Man hatte eben wieder zu Oesterreich Vertrauen gewonnen. Daß man mit Frankreich einen Waffenstillstand geschlossen (1684), förderte diese Bethätigung deutscher Waffen im Osten. Dieser gestattete, daß von Braunschweig-Lüneburg, von Sachsen und Bayern je 6000 bis 10.000 Mann die österreichische Armee verstärkten. Andere Fürsten lieferten statt der Contingente Geld, wie der Erzbischof von Salzburg, der Kurfürst von Brandenburg. Darum ergänzte man die lückenhaften Regimenter und errichtete neue und den Feldzug von 1685 konnte Oesterreich mit nahezu 100.000 Mann eröffnen. Der neue Großwesir Kara Ibrahim suchte denselben zu vermeiden. In seinen Friedens-Anerbieten, die er mit klingenden Gründen bei den Ministern befürworten wollte, bot er vortheilhafte Bedingungen und Geld. Allein Oesterreich lehnte sie mit Hinweis auf seine Verpflichtungen gegen Polen und Venedig ab, die keinen einseitigen Friedensschluß zuließen.

Da die Vorbereitungen etwas lässig geführt bis in den Sommer sich hinzogen, ließ man den Gedanken, wieder vor Ofen zu beginnen, bei Seite. Man legte sich daher vor Neuhäusel, welches Heißler schon den Winter über blockirt hatte. Die Belagerung währte bereits an drei Wochen, als die Nachricht kam, Ibrahim, Pascha von Ofen, habe Wyšegrad genommen und stehe vor Gran. Unter Zurücklassung von 15.000 Mann unter Caprara zog der Herzog den Türken entgegen. Ibrahim Pascha nahm eine vortheilhafte Stellung hinter einem Moraste; es war unmöglich, ihn da anzugreifen. Nun lockte ihn der Herzog durch falsche Nachrichten über seine geringe Stärke und einen verstellten Rückzug aus seinem Halte heraus und schlug ihn ent-

scheidend, 16. August. Dem Stürmen der Janitscharen in Schwärmen wurde eine Gefechtsart in geschlossenen Massen entgegengesetzt und nur etwas mehr als 100 Mann verloren; dagegen lagen an 2000 Türken am Schlachtfelde, 31 Kanonen, 40 Fahnen und große Vorräthe wurden eine Beute der Sieger. Gleich nach der Schlacht kehrte die Armee nach Neuhäusel um. Aber schon am Marsche erreichte sie die Botschaft, Caprara habe dieses am 19. mit Sturm genommen. Der Pascha war an der Spitze seiner von 3000 auf 1200 Mann zusammengeschmolzenen Besatzung gefallen und das „Thor des Westens" befand sich wieder in den Händen des Kaisers. In Folge dieser Eroberung gaben die Osmanen Neograd und Wyšegrad freiwillig auf. Im Süden nahmen die Generäle Leslie und Herberstein Vojnovec und Dubica, schlugen den Pascha von Požega und plünderten Essegg. In Ober-Ungarn fiel Eperies, Tokay, Patak, Ónod, Szered, Homona, Regécz und Unghvár, aus dessen Kerker der Vertheidiger Füleks, Stephan Kohárh, befreit hervortrat. Noch im November bemächtigte sich Caprara Kaschau's, umzingelte Munkács, das Tökölyi's Gemalin Helena vertheidigte. Anfangs 1686 fielen Szolnok und Arad in die Gewalt Mercy's, Szent-Job bei Großwardein in jene Caraffa's, der auch den Pascha von Erlau schlug.

Mit dem Schlusse des Jahres 1685 thaten die Osmanen einen Schritt, der den Plan des Kaisers, die Malcontenten-Partei aufzulösen, gewaltig unterstützte. Bisher hatten sie die eine Friedensbedingung des kaiserlichen Hofes, die Auslieferung Tökölyi's beständig abgewiesen. Als aber dieser an Leopold ein Unterwerfungsgesuch stellte, worin er sich mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen versprach, wenn ihm Gnade zu Theil würde, und die Türken davon Nachricht bekamen, bemächtigten sie sich seiner Person zu Großwardein und führten ihn in Ketten

nach Adrianopel. Dieser Gewaltstreich zerstörte die ganze Partei. Petróczy ging zwar zu den Türken über, allein Petneházy führte an 7000 Mann in Caprara's Lager vor Kaschau, wo er mit ihnen dem Kaiser Treue schwur. Zwar gab der Großwesir Suleiman Tököly die Freiheit wieder, allein mittlerweile waren seine Burgen gefallen und der geringe Rest von Anhängern, der ihm blieb, erlangte keine Bedeutung mehr.

Es schien, als habe sich der Sieg unlösbar mit den kaiserlichen Waffen verknüpft. Die Zahl der Bündnisse wuchs durch den Beitritt der beiden russischen Zare und die alten befestigten sich unter dem Eindrucke der Erfolge.

Für das Jahr 1686 war die Wiederaufnahme der Belagerung von Ofen beschlossen. Diese Veste galt den Türken, was Wien etwa für Deutschland gegolten, als Hauptbollwerk, mit dessen Fall sich auch die Herrschaft über große Gebiete entscheiden mußte. Mit dem Gedanken von Ofen's Eroberung verband sich der tiefere, daß es die Residenz der Könige des Landes gewesen, und die Anschauung, wer es besitze, dem müsse das ganze Reich zufallen. Aber nicht das allein. Dem türkischen Einflusse auf den Westen, den steten Bedrohungen des Christenthums durch den Islam war mit dem Falle Ofens der Halt und Nerv abgeschnitten und der letztere auf sein ursprüngliches europäisches Gebiet zurückgeworfen. In dem Falle Ofens lag daher die Entscheidung des zweihundertjährigen Kampfes zwischen Türken und Christen an der Donau. Die Art von Kreuzzugsbegeisterung, mit der man sich allerorts den Rüstungen anschloß, gibt Zeugniß für diese Auffassung. Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer traten zahlreich in die österreichische Armee und zwar nicht blos aus dem Adel, dem der Waffendienst noch durchaus Standespflicht war, sondern aus den niederen Classen der Bürger und

Handwerker, in deren Opfermuth die fromme Begeisterung der Zeit ihren schönsten Beleg fand.

Gegen den Willen des Hofkriegsrathes, der Ofen nur zu umschließen und Stuhlweißenburg und Essegg zu nehmen dachte, befahl der Kaiser die Belagerung des ersteren. Das österreichische Heer zählte über 90.000 Mann, darunter 30.000 Mann deutsche Hilfstruppen und 20.000 Ungarn. Ein Theil unter General Schärfenberg sollte Apaffy zum Anschlusse an den Kaiser nöthigen, ein anderer in Ober-Ungarn unter Caraffa, ein dritter unter Schulz in Slavonien und an der Drau operiren und der vierte unter dem Herzoge von Lothringen und dem Kurfürsten von Bayern mit etwa 50.000 Mann vor Ofen gehen. Hier befehligte Abdurrahman Pascha, ein alter erprobter Krieger, an der Spitze von 16.000 Vertheidigern, welche unter der Drohung des Sultans, dem Richtschwerte zu verfallen wenn sie die Festung übergäben, einen Verzweiflungskampf eingingen.

Am 18. Juni traf das Heer vor Ofen ein. Die Festung sollte an zwei Seiten angegriffen werden: vom Herzog Karl beim Wienerthore und vom Kurfürsten von Bayern vom Gerhards- oder Blocksberge aus. Bis anfangs August wurde auf beiden Seiten mit gleicher Begeisterung und Ausdauer gestritten, doch ohne entscheidenden Erfolg. Geschützfeuer, Minenkrieg und Stürme wechselten. Schritt für Schritt drangen die Belagerer vor, wurden aber immer wieder zurückgeworfen. Selbst die Explosion des türkischen Hauptzeughauses am 22. Juli, die eine große Basteienstrecke niederwarf, brachte die Entscheidung nicht näher, da auf beiden Seiten das Entsetzen gleich groß und die Mauerlücke eben an der steilsten Bergseite war. Erst ein verzweifelter, bereits halb vergeblicher Sturm am 27. Juli setzte die Belagerer in den Besitz der Außenwerke und drängte den Pascha nach dem inneren Theile der Festung, dem heutigen Schloßberge, wo der Kampf neuerdings begann.

Mittlerweile zog der Großwesir mit 50.000 Mann heran. Max Emanuel drängte nach einer Feldschlacht, der Herzog von Lothringen aber wollte nur hindern, daß in die Festung Verstärkungen geworfen würden. In der That war es dem Großwesir nur um letzteres zu thun; doch unter drei Versuchen, Truppen an die Veste zu bringen, gelang es ihm allein bei dem zweiten mit 300 Mann, und dieser kümmerlichen Hilfe wegen hatte er nahezu 8000 opfern müssen. Aber auch die kaiserliche Armee verstärkte sich durch General Schärfenberg, den der Herzog eilends aus Siebenbürgen abrief. Und jetzt beschloß man Ofen mit Sturm zu nehmen. Die Veste unterlag am 2. September nach einem der blutigsten Angriffe; der ehemalige tökölyische Oberst Petneházy soll der Erste auf den Mauern gewesen sein. Abdurrahman Pascha fiel mit dem Säbel in der Faust beim Wiener Thore. Der Kampf zog über seine Leiche in alle Straßen und Häuser und erst mit dem Einbruche der Nacht war Ofen vollständig in den Händen der Christen. Unthätig hatte der Großwesir von den nächsten Bergen der Katastrophe zugesehen; am nächsten Morgen war er gegen Süden abgezogen. Der Herzog eilte ihm, 6000 Mann als Besatzung zurücklassend, nach. Er nahm Kalocsa, Markgraf Ludwig von Baden Simontornya und Fünfkirchen, General Schärfenberg Siklós, Graf Wallis Szegedin und Ende October schlug General Veterani mit 6000 Mann bei Szenta ein vielfach überlegenes türkisches Heer, welches der Großwesir Szegedin zu Hülfe geschickt hatte.

Wenngleich die Forderungen des Kaisers in Siebenbürgen dießmal nicht durchgesetzt wurden, brach doch die Partei Teleky's gänzlich mit Tökölyi, den vielleicht die Türken nur seiner eigenen Sicherheit wegen in Gewahrsam brachten, nachdem er von dem Siebenbürger Kálnoki gänzlich war geschlagen worden. Da war es das Treiben Caraffas in seinen Winterquartieren zu Eperies,

1686—87, das jenem neue Anhänger zuführen zu wollen schien. Dem kaiserlichen General war nämlich die Anzeige zugekommen, daß unter Anstiftung der Bürger von Eperies, denen er ihre frühere mannhafte Vertheidigung nicht recht verzeihen konnte, einige Städte Ober-Ungarns ein Bündniß geschlossen hätten und aus dieser Denunciation construirte sich Caraffa ein Complot, das die Insurgirung des Landes und ein Attentat auf den Kaiser zum Ziele habe. Einen Befehl Leopold's, die Sache nach ungarischen Gesetzen zu untersuchen, die Amnestie nicht zu verletzen, Ungerechtigkeiten und Uebereilungen zu vermeiden, benutzte Caraffa nur, um in entsetzlicher Weise Gericht zu halten. Eine große Anzahl Personen aus Eperies und anderen Orten wurde verhaftet, gefoltert, hingerichtet oder so mit Geldstrafen belegt, daß sie in ihrem Vermögen zu Grunde gerichtet waren. Viele flüchteten sich und schwuren in ihrer Verzweiflung zur Fahne Tökölyi's. Es war beiläufig dieselbe Form, in der während der siebenziger Jahre gegen Verdächtige vorgegangen wurde und die wesentlich nur Ausrottung des Protestantismus, dann aber auch die Verdrängung des deutschen Städte-Elementes durch die Magyaren zum Ziele hatte. Erst nach mehreren Monaten drangen die Klagen angesehener Fürsprecher vor den Kaiser, der nicht allein das Gericht abschaffte, den Ersatz aller Schäden befahl, sondern auch Caraffa das Commando der ober-ungarischen Armee an den Grafen Wallis abgeben ließ.

Inzwischen hatte sich die kaiserliche Armee für den Feldzug von 1687 wieder bei Párkány gesammelt. Der Großwesir stand mit etwa 60.000 Mann bei Essegg und mit einer gleich starken Armee ging ihm Herzog Karl entgegen. Ueber seine Stellung hatte man sich keine genaue Kunde verschafft. Der Marsch ging daher ziemlich sorglos, aber durch Morast und Wälder auch mühevoll bis in die Nähe jener Veste. Da stieß man plötzlich bei

dem Austritte aus einem Walde auf den Großwesir in einem nach europäischer Kriegskunst wohl verschanzten Lager, 18. Juli. Da bisher die Türken solche Vorsichten nicht beachtet, nahm man an, daß französische Officiere in der Umgebung des Großwesirs sich befänden. Der Herzog ließ demungeachtet durch zwei Tage das Lager angreifen, doch vergeblich. Wegen der unwirthsamen Gegend in seinem Rücken wurde seine Stellung sehr gefährlich; es blieb zuletzt nichts übrig als der Rückzug. Ohne bedeutende Verluste gelangte das kaiserliche Heer über die Drau zurück und der Wesir ließ es durch kleine Abtheilungen verfolgen. Erst als er sich überzeugt, daß es ein wirklicher Rückzug, ging auch er nach; doch sobald der Herzog ihm eine Schlacht bot, legte er sich hinter neue Schanzen. Endlich in der Nähe von Mohács, beim Berge Hárkány, verwickelte sich der kleine Rückzugskampf zu einem Treffen von wachsenden Dimensionen. Durch den Eifer seiner Truppen wurde der Großwesir dorthin gerissen, wo ihn der Herzog eigentlich haben wollte. Mit Mühe gelang es diesem, noch rasch die Schlachtordnung zu bilden, und namentlich dem Kurfürsten von Bayern, die stürmischen Angriffe der Janitscharen abzuweisen. Markgraf Ludwig von Baden warf die türkischen Reiter, Prinz Eugen von Savoyen verfolgte sie mit seinen Dragonern bis an das Lager, ließ absitzen und begann letzteres zu stürmen. Jetzt drang die geschlossene Masse der ganzen österreichischen Armee vor; die Türken wurden geworfen, die Schanzen mit etwa 100 Kanonen erstürmt und der Großwesir suchte mit einem Verluste von 10.000 Mann eiligst den Rückzug über die Drau, 12. August.

In Belgrad erhob sich gegen ihn eine Verschwörung der Paschas, die in ihrer weiteren Folge auch Sultan Mohammed IV. den Thron kostete. Dieß brachte die türkischen Besatzungen in Slavonien in Verwirrung und sie zogen entweder freiwillig ab

oder wurden niedergeworfen. So fielen Essegg, Peterwardein, Vukovar, Illok, Karlovic, Požega und Černek (August-September). Herzog Karl, der die Verfolgung nach Süden an General Dünewald übertragen, zog acht Tage nach der Schlacht bei Mohács über die Donau und von Szolnok aus gegen Siebenbürgen. Was dem General Schärfenberg im Vorjahr nicht gelungen, die Annahme eines Vertrages mit dem Kaiser, wollte er jetzt zu Stande bringen. Trotz der anfänglichen Weigerung der Stände wurde derselbe unter dem Drucke der eisernen Nothwendigkeit am 27. October abgeschlossen. Die Regierungsverhältnisse sollten unverändert bleiben, aber die ganze Armee des Herzogs in 12 Städte Siebenbürgens über Winter in Garnison gelegt werden; für deren Verpflegung würde der Kaiser sorgen, für die Bezahlung das Land; einige Plätze sollten zur ständigen Besatzung dem Kaiser überantwortet werden. Als der Herzog später nach Wien abging, wurde Caraffa als Ober-Commandant nach Siebenbürgen gesendet, wohin ihm panischer Schrecken voranging und wo im Gegentheile gerade er durch tactvolles Betragen so eigentlich das Ziel erreichte. Durch einen neuen Vertrag vom 9. Mai 1688 entsagten die Stände Siebenbürgens jedem Bunde mit den Türken und anerkannten in Leopold ihren Schutz- und Schirmherrn, wogegen dieser ihnen volle Aufrechthaltung ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten und nach Apaffy's Tode freies Wahlrecht zusicherte.

Mitten im Winter war endlich auch Munkács gefallen, die letzte Stütze Tököly's, drei Jahre vertheidiget durch seine Gattin Helena, 19. Jänner 1688. Der Besatzung wurde Amnestie bewilliget, die Kinder Helena's aus ihrer ersten Ehe mit Franz Rákóczy übernahm der Kaiser zur Erziehung. Ihr väterliches Erbe sollte ihnen ungeschmälert bleiben; als ihren Vormund setzte Leopold den Bischof von Raab, Cardinal Kolonics,

als den Verwalter ihrer Güter dessen Stellvertreter Klobušicky ein. Der Knabe Franz wurde den Jesuiten übergeben, die Fürstin und ihre Tochter Juliane in das Ursulinerinen-Kloster zu Wien gewiesen. Drei Jahre später entließ man Helena ihrer Haft im Austausche gegen den am 21. August 1690 bei Zernescht von Tökölyi gefangenen General Heisler; sie theilte ihr späteres Schicksal mit Tökölyi im Felde und in der Verbannung.

Für den Feldzug 1688 bestand die Verlegenheit in der Wahl des Oberfeldherrn. Sicherlich verdiente niemand die Ehre mehr als Prinz Karl von Lothringen. Andererseits meinte aber der Kurfürst von Bayern, durch den Hof-Kriegsraths-Präsidenten Hermann von Baden angeeifert, ein selbständiges Commando beanspruchen zu dürfen. Prinz Karl schätzte seine Tapferkeit, schlug aber seine militärische Leistungsfähigkeit nicht so hoch an, daß er ihm das Commando des verfolgenden Corps nach der Schlacht bei Mohács anvertraut hätte. Darüber hatte Max Emanuel die Armee verlassen, und drohte sein ganzes Contingent zurückzuziehen, wenn ihm nicht der Oberbefehl zu Theil würde. Die Krankheit des Herzogs von Lothringen allein bot hier einen Ausweg, und der Kurfürst trat den gewünschten Posten an.

Der Feldzug nahm bereits glücklichen Anfang. Graf Veterani führte die Armee im Frühjahr aus Siebenbürgen ab, nahm Solymos im Arader Comitate, Lippa und Lugos; am rechten Donauufer geriethen Stuhlweißenburg, in Slavonien Kostajuica, Dubica, Gradiška und Brod in die Hände der Kaiserlichen. Später, bei Derbend, wurde der Pascha von Bosnien mit 5000 Türken erschlagen und Banjaluka von der osmanischen Besatzung geräumt.

Aus dem Sammel-Lager vor Essegg bewegte sich die kaiserliche Armee gegen Belgrad. Ihren Rücken deckte sie sich, daß sie Großwardein, Gyula und Jenö durch kleinere Abtheilungen beobachten ließ. Bei ihrem Anzuge verließ der türkische Ober-Commandant mit den kostbarsten Werthgegenständen den Platz; außerhalb desselben wollte er den Stromübergang des Kurfürsten und die Umzingelung der Veste hindern. Ersterer wurde erzwungen und der Seriasker zog sich auf Semendria zurück, Belgrad seinen Vertheidigern überlassend.

Der Festungs-Commandant lehnte jede Aufforderung zur Uebergabe ab und so wurde die Beschießung am 15. August begonnen. Bis Anfang Septembers währte sie und der Minenkrieg. Am 6. September war hinlänglich Bresche geöffnet, um einen allgemeinen Sturm wagen zu können. General Dünewald hatte ihn durch Vormarsch gegen Semendria, wo der Seriasker mit Tököly noch immer stand, zu decken. Auf fünf Puncten geschah gleichzeitig der Angriff. Es gelang den Christen einzudringen, allein an weiterem Vorgehen hinderte sie ein tiefer Graben, den die Osmanen im Rücken der Bresche gezogen. Unter dem heftigsten Musketenfeuer und gegenseitigem wiederholten Anstürmen hielten beide Theile den schmalen Fleck durch zwei Stunden; schon wollte man das Vorgehen lassen und nur auf der Bresche sich festsetzen, als der Kurfürst selbst sich an die Spitze der Stürmenden warf. Die Türken wurden zurückgedrängt und zogen sich in das innere Schloß; auch dieß wurde genommen und erst im letzten Castelle ergab sich ihr Rest von 1300 Mann mit ihrem Führer Ahmed Pascha. Von der Beute betrugen das meiste die Geschütze, 77 an der Zahl, darunter Riesenkanonen. Die Moscheen wurden in Kirchen verwandelt; in jener, welche die Jesuiten überkamen, fand sich die Leiche Kara Mustapha's,

deren Haupt und Todtenhemd jetzt eine so merkwürdige Erinnerung des Wiener bürgerlichen Zeughauses bilden.

Zwei Tage später empfing der Kurfürst türkische Friedensboten in demselben Kioske, in welchem Mohammed IV. 1683 so lange nach den Siegesboten von Wien ausgeschaut hatte. Die Gesandtschaft ging nach Wien. Ihre Angelegenheit zerschlug sich an den hohen Forderungen namentlich Venedigs und Polens, ohne deren Zustimmung kein Friede geschlossen werden sollte. Der Kaiser selbst verlangte außer dem augenblicklichen Besitzstande nur die drei bereits genannten umschlossenen Orte, dann Temesvár und Kaniža. Man hatte eben den Zweck im Auge, daß auf ungarischem Boden kein Türke mehr hausen solle. Und an diesem Gedanken hielt man auch fest, trotzdem das Verhältniß zu Frankreich bereits ein entschieden kriegerisches geworden.

25.

Verfassungs-Aenderungen in Ungarn, 1687.

Wir müssen hier auf eine Wendung im ungarischen Verfassungsleben zurückgehen, die im Laufe des Jahres 1687 sich vollzog. Sie war eine Folge des Siegeszuges der österreichischen Waffen, der jetzt dem Kaiser gestattete, auf Wünsche zurückzukommen, die seine und seines Vaters Regierungen nie ganz hatten fallen lassen.

Die Triumphe der letzten vier Jahre hatten die Türken bereits an die Save zurückgedrängt und somit das österreichische Gebiet sehr erweitert. Es mußte wohl die Frage sich ergeben, und den Politikern am kaiserlichen Hofe lag sie besonders nahe, ob der gewonnene Boden als ein eroberter anzusehen sei, der während der langen türkischen Oberherrschaft den Charakter verloren, den

er vor derselben als Theil des ungarischen Gebietes besessen hatte, oder ob dieser Charakter unmittelbar nach Vertreibung des Halbmondes wieder auflebte. An Stimmen der ersteren Richtung mangelte es nicht, und Versuche wären jedenfalls gemacht worden, hätten die Leiter der Politik aus den ersten Jahren Leopold's noch gelebt und wären die Erfahrungen von 1670 ab nicht gewesen. Aber gegen solche Stimmen entschied die bessere Meinung des Kaisers, die sicherlich davon ausging, daß Projecte dieser Art zu neuen Verwirrungen führen müßten und daß die Zeit gar nicht angethan sei, sich dadurch etwa die Bewegung gegen die Türken erschweren zu lassen.

Nur zwei Puncte in der Verfassung waren es, deren Aenderung Leopold fordern mußte. Dem Gedanken eines großen einheitlichen Staatswesens, wie er in Oesterreich namentlich seit 1648 Wurzel fassen mußte, widersprach es, daß innerhalb derselben Staatsgrenzen der Monarch auf der einen Reichshälfte Erb-, auf der anderen nur Wahl-Fürst sein sollte. Seit dem 14. Jahrhundert war in Ungarn das Wahlrecht geltend geworden, gemischt mit erblicher Nachfolge; nur bei den Habsburgern war letztere dem ersteren ganz gewichen. Die Resultate in der Nachfolge blieben sich zwar stets gleich, aber gerade dieß lieferte den Beweis, daß die Wahl nur zur Formsache geworden. Die königliche Würde konnte sich durch Verewigung des Anrechtes auf dieselbe nur heben und der Nation und ihrem Verfassungsleben kein Nachtheil daraus erwachsen, wenn sie vom Wahlrechte zur Einführung der Erblichkeit der Krone zurückkehrte.

Der zweite Punct stand in inniger Verbindung mit den geschichtlichen Anschauungen in Ungarn über Verfassungsleben, mit dem Temperamente der Nation. Es war die sogenannte Andreanische Clausel, der 31. Artikel des 1222 dem Könige Andreas II. abgezwungenen Gesetzes. Darnach war den Ständen

des Reiches im Ganzen und im Einzelnen das Recht zugesprochen, bei Verletzungen der Reichsgesetze durch den König diesem mit bewaffneter Hand Widerstand zu leisten, ohne deßwegen des Hochverrathes schuldig zu sein. Dieser Punct hatte bisher als Stütze vieler Unruhen gedient, er stand auch mit der Zeit und ihren neuen Schöpfungen im Staatsleben nicht mehr im Einklang. Wenn der Landtag eine vollkommen constituirte Behörde neben der königlichen Regierung bildete, wie dieß im 17. Jahrhunderte bereits der Fall, wenn er durch Beschwerden und namentlich durch Steuer-Verweigerungen auf die Regierung drückte und endlich sämmtliche Landesbehörden nicht durch die Regierung, sondern durch die Wahlen der Bevölkerung wirkten, so gab es Rechtsmittel genug, um dem etwa verletzten Gesetze zur Achtung zu verhelfen. Allein auch die königliche Macht war in Waffengewalt gewachsen, und geschickt geführt mußte sie solche Widerstände um so eher niederzudrücken vermögen, als sie füglich doch stets nur vereinzelte waren. Mit der Fortdauer jenes Gesetzes wäre eigentlich nur jene des Bürgerkrieges sanctionirt gewesen.

Wenn der Kaiser den jetzigen Zeitpunct wählte, um die Aenderung der zwei Gesetze zu verlangen, so geschah es auch, weil er in dieser Beseitigung eine Anerkennung der Verdienste seines Hauses um das Land erblicken konnte. Diese Forderungen an den Landtag zu stellen, der für den 18. October 1687 nach Preßburg einberufen war, hatte der Hof in einem größeren Rathe beschlossen. Es geschah am 12. August, am Tage der ruhmvollen Mohácser Schlacht. Eine Anzahl Magnaten nahm an der Berathung Theil, darunter der Graner Erzbischof Georg Széchényi und der Palatin Paul Esterházy. Nur der Oberst-Landrichter Draškovič versuchte Einwendungen; bei allen Anderen stand der dem Wunsche des Kaisers beifällige Beschluß fest. Als Leopold mit dem Erzherzoge Joseph die ungarische

Grenze bei Wolfsthal überschritt, begrüßte ihn auch der Primas bereits als erblichen König des Reiches. Nicht ohne Einstreuungen lief jedoch die Verhandlung bei der Deputirten-Tafel ab. Wo die Institutionen eines mehrhundertjährigen Verfassungslebens in einem Volke sich einlebten, werden selbst wohlthätige Aenderungen auf Widerspruch stoßen. Zum Theile ist es die Neigung am Hergebrachten, zum Theile persönliches Interesse, das die Einsprache erklärt. Die Geistlichkeit trat der Vorlage rasch bei und mit ihr die Mehrzahl der weltlichen Landtagsmitglieder, so daß ohne weitere Discussion ihre Aufnahme entschieden wurde, 14. November. Dafür, daß die Erbfolge auch auf die spanische Linie ausgedehnt ward, festigte Leopold die bisherige Amnestie durch Erneuerungen. Nur Tököly blieb davon ausgeschlossen.

So wurde am 9. December die erste Krönung eines erblichen ungarischen Königs an Erzherzog Joseph vollzogen.

VI.

Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts.

26.

Zweiter französischer Krieg 1688—1697.

Was einem Volke an höhnischem Siegesübermuth geboten, was an Friedensbruch verübt, an ungerechtem Gute gefordert werden konnte, das alles hatte Frankreich in den Jahren vom Nymweger Frieden bis 1688 Deutschland gegenüber gethan. Es währte eben nur einige Monate nach dem Friedensabschlusse von 1679, und man konnte der schreiendsten Vertragsbrüche eine Anzahl namhaft machen.

Bekanntlich überlieferte der Abschluß des dreißigjährigen Krieges Frankreich den Elsaß mit der Landvogtei Hagenau; ausgenommen davon blieb das Reichsgut, also vornehmlich die zehn Reichsstädte im Elsaß; denn was abgetreten werden sollte, war nur österreichischer Hausbesitz. Demgemäß forderte der Friede von Nymwegen unter allgemeiner Bestätigung des betreffenden Punctes aus dem Münsterer Vertrage die Räumung der von Frankreich besetzten, Reichsständen gehörigen Orte.

Demungeachtet ließ Ludwig diese Besetzung fortdauern, erhob Contributionen über die vertragsmäßig festgesetzte Zeit hinaus gab Mümpelgard an Württemberg nicht zurück und schleifte Dachsburg. Gering übrigens waren diese Beeinträchtigungen der Reichs-Interessen aus dem Nymweger Frieden gegenüber jenen, die der Münsterer erlitt. Ludwig XIV. steifte sich dabei auf den Wortlaut des bezüglichen Artikels, welcher von der Abtretung der genannten Gebiete „sammt Dependenzen" sprach, und ließ durch den Advokaten Raveaux von Metz jene „Dependenzen" heraussuchen. Anfangs nur auf jene Bezirke greifend, welche zu den schon im 16. Jahrhunderte abgetretenen Bisthümern Metz, Toul und Verdun gehört hatten, aber dem deutschen Reiche verblieben waren, ging man im gleichen Manöver auch auf den Elsaß über. Sämmtlichen Reichslehensleuten daselbst und den zehn Reichsstädten forderte Ludwig den Eid der Treue ab und verbot ihnen den Recurs an das Reichskammergericht zu Speyer, das sie als oberste Gerichtsbehörde in ihren Streitigkeiten bis jetzt anerkannten. Zu Metz, Breisach und Besançon wurden 1679—80 sogenannte „Reunions-Kammern" errichtet, welche feststellen mußten, was zu den seither an Frankreich abgetretenen Landschaften und Plätzen je gehört hatte So geschah es, daß mehr als achtzig Lehen von Fürsten und Grafen des Reiches, die im Elsaß oder in den ehemaligen Gebieten der drei Bisthümer gelegen waren, der französischen Krone zugesprochen und ihre Besitzer als Vasallen derselben vorgeladen werden konnten. Erschienen diese zur Eidleistung nicht, so zog man jene einfach ein. Auf diese Weise wurde Mümpelgard behalten, Homburg und Bitsch weggenommen, Karl XI. von Schweden wegen des Besitzes von Zweibrücken vorgerufen. Im Einklange damit standen auch publicistische Schritte, worin den deutschen Fürsten außerordentliche Vortheile zugesichert wurden,

wollten sie den französischen Dauphin zum römischen Könige wählen.

Die Protestationen des Kaisers wider diese Maßregeln waren vergeblich. Ludwig ließ erklären, er habe seine Auslegung früher bereits bekannt gegeben, und da der Nymweger Friede sie mit Stillschweigen übergangen, betrachte er sie als angenommen. Erst als der Regensburger Reichstag den Beschluß faßte, ein Heer von 40.000 Mann an den Rhein zu schicken, 1681, ging Frankreich von seinem Vorschlage einer Revision der Urtheile der Reunions-Kammern auf den anständigeren eines Congresses über. Dieser sollte zu Frankfurt tagen. Allein während derselbe in kleinlichen Etiquette-Fragen die Zeit versplitterte, überrumpelte der französische General Montglas Straßburg, 30. September, und Ludwig erklärte, der Elsaß sei ihm abgetreten und Straßburg gehöre dazu.

Ganz gleiche Schritte vollzogen sich auch seit anfangs 1680 wider Spanien in dessen niederländischem Besitzreste. Durch Einmarsch in das Luxemburgische wurde es zur Abtretung von Charlemont gezwungen; die königliche Kammer von Metz sprach die Zugehörigkeit der Grafschaft Chimay zu Frankreich aus und der König von Spanien habe ihrethalb Ludwig zu huldigen. Als letzteres nicht geschah, griff er weiter auf Alost und ließ Spanien die Wahl, diese Besitzungen oder Luxemburg abzutreten. Eben so ging es den Besitzungen des holländischen Erbstatthalters, des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Luxemburg.

Auf Anregung des Letzteren wurde zwischen Holland und Schweden am 10. October 1681 ein Bündniß wider diese Rechtsverwirrung geschlossen. Das Jahr darauf traten auch Spanien und der Kaiser bei, und während in Frankfurt noch immer der Friede unterhandelt wurde, trachtete man, es durch den Anschluß der Reichsstände zu erweitern. Bei der allgemeinen

Gährung, die sich im Reiche bereits zeigte, war dieß unschwer zu erlangen. Nur der Kurfürst von Brandenburg vereitelte sie. In seinem Grolle wegen des Nymweger Friedens und in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit gegen Frankreich Vortheile zu erlangen, hatte er mit diesem sich vertragen und sich anheischig gemacht, feindliche Schritte des Reiches zu hintertreiben. Den deutschen Fürsten legte er es nahe, wie es besser sei, durch Verzicht auf das Weggenommene den Frieden zu erhalten.

Darüber kam das Jahr 1683. Der Kaiser suchte es mit Frankreich auf einen Stillstand zu bringen, daß nichts mehr gegen das Reich vorgenommen und daß die Pforte nicht unterstützt würde. Die Ablehnung des Antrages war eine ungewöhnlich schnöde; man adressirte den Großwesir förmlich nach Wien und setzte das Reunions-Verfahren fort. Ludwig ließ Courtrai wegnehmen und Luxemburg beschießen. Spanien antwortete am 11. December mit der Kriegserklärung. Es hoffte, Holland und England würden es unterstützen; allein dort war die Partei der Friedenssüchtigen in Ueberzahl, und hier beherrschte französisches Geld den Boden. Luxemburg fiel am 4. Juli 1684. Spanien, zu schwach für den Widerstand, nahm den Vorschlag eines durch Holland vermittelten Waffenstillstandes an. Auch der Kaiser schloß sich demselben an, da es ihm jetzt unmöglich war, die Reichsstände zu einigen und neben dem türkischen Kriege zugleich einen französischen zu führen. Straßburg, Kehl und was Ludwig seit dem 1. August 1681 besetzt hatte, sollte für die Zeit des Waffenstillstandes in seinem Besitze bleiben, er aber auch während desselben allen weiteren Maßregeln entsagen.

Allein auf diesem Wege gab es für Ludwig XIV. keinen Stillstand. Die Annexionen dauerten fort. Auf einer Rheininsel bei Hüningen baute man ein Fort und von diesem aus eine Brücke auf das rechte Rheinufer. Im Zusammenhange mit dieser

bodenlosen Vergrößerungssucht stand, daß Ludwig nach dem Aussterben der Linie Pfalz-Simmern unter Bruch des üblichen Erbfolgerechtes Ansprüche auf den besten Theil der Pfalz für seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, Schwester des letzten Pfalzgrafen Carl, erhob. Derlei Schritte brachten es endlich dahin, daß der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg sich wieder zusammenfanden. In drei Verträgen, vom 25. December 1685, vom 4. Jänner und 22. März 1686, verband er sich mit Leopold zum Schutze des Reiches. Der Kaiser trat ihm bei dieser Gelegenheit den Schwiebuser Kreis in Schlesien ab, wogegen derselbe auf die Herzogthümer Brieg, Jägerndorf, Liegnitz und Wolau Verzicht leistete. Dem Augsburger Bündnisse vom 9. Juli 1686, welches der Kaiser mit Spanien, Schweden, Bayern, den sächsischen und oberrheinischen Fürsten und dem fränkischen Kreise angesichts der Forderungen Ludwig's wegen der Pfalz schloß, traten zwar weder der Kurfürst noch Holland bei, immerhin aber waren so für einen Angriff die Allianzen doch bereits gesichert. Und dieselbe Gesinnung legte auch Kurfürst Friedrich III. an den Tag, als er seinem Vater 1688 in der Regierung von Brandenburg und Preußen folgte.

Jedenfalls war es hohe Zeit, daß man auf die Katastrophe sich gefaßt machte. Denn am 24. September 1688 erklärte Ludwig, sich an den Waffenstillstand nicht mehr zu halten; der Kaiser reize den Kurfürsten von der Pfalz zum Widerstande gegen Frankreichs Ansprüche und verweigere die Anerkennung des Cardinals von Fürstenberg als Erzbischofs von Köln, weil derselbe französisch gesinnt sei. Und ehe noch diese, alle Rechtsgrundsätze niedertretende Erklärung dem Reichstage in Regensburg zukam, hatte General Boufflers bereits Kaiserslautern angegriffen und der Städte Worms, Speyer, Bonn und Trier sich bemächtiget; Mainz ging aus den Händen des Kurfürsten an ihn

über, Philippsburg nahm er Ende October durch Capitulation, Heidelberg, Mannheim und Heilbronn zwang er zur Ergebung. Dabei streiften die Franzosen weit in den fränkischen und schwäbischen Kreis und besetzten auf kurze Zeit sogar Stuttgart. Zu alle dem fügte Ludwig noch den Hohn, zu verkünden, „er wolle mit Philippsburg nicht das Reich angreifen, sondern seine Feinde blos vom Eindringen in Frankreich abhalten; er wünsche aus dem Waffenstillstande einen ewigen Frieden zu machen, dann wolle er die Stadt nach Schleifung ihrer Festungswerke an den Bischof von Speyer als Landesherrn zurückgeben." In ganz Deutschland erregte diese Erklärung den höchsten Abscheu. Sie war die Veranlassung, daß man endlich einmal die Fürsten sämmtlich mit dem Kaiser Eines Sinnes sah, und das, versichert der venetianische Botschafter, sei früher nie der Fall gewesen. Die eben so gelehrte als begeisterte Gegenstaatsschrift von Leibnitz war der erste Schritt und angesichts des nahen Winters vorläufig auch das einzige Mittel, Frankreich zu antworten.

Dießmal hatte Ludwig weder die eigene Kraft noch seine Stellung zu den Nachbarn hinlänglich angeschlagen, von denen allen nur Jacob II. von England, wider den Willen des Landes zu ihm stand. Allein eben dieser Genosse war in seiner eigenen Stellung der schwächste; am 15. November 1688 von dem Prinzen von Oranien verdrängt, der als Wilhelm III. nun König von England wurde, mußte er selbst auf französischem Boden Zuflucht suchen. An Spanien erklärte Ludwig im April 1689 den Krieg, weil es den neuen König anerkannte, und so war Frankreich über Winter nur von Feinden umgeben. Der Tag von Regensburg erklärte Ludwig für einen Reichsfeind, 14. Februar 1689, Holland trat mit dem Kaiser zu Wien in Bündniß, 12. Mai, dem auch König Wilhelm von England sich anschloß.

Dieser Gestaltung der Sachlage begegnete Ludwig mit entsetzlichen Mitteln. Um das Vordringen auf französischem Boden wo möglich zu erschweren, wurde das Grenzland, die Pfalz, auf beiden Seiten des Rheins zur Wüste gemacht. General Melac vollzog die Ausführung. Das Schloß von Heidelberg wurde gesprengt, die Stadt selbst mit einer Menge Orte niedergebrannt. Mannheim, Pforzheim und viele Dörfer und Schlösser ihrer Nähe hatten das gleiche Schicksal. Speyer und Worms kauften sich los, schleiften ihre Festungswerke und wurden dann dennoch in Flammen gesteckt. In Speyer wurden die Gräber erbrochen und mit den Gebeinen der deutschen Kaiser ein Schandspiel getrieben. Mehr als tausend Städte, Märkte, Dörfer, Flecken, Burgen und Weiler fielen in Schutt. Man bringt mit diesen Gräueln vielleicht nicht mit Unrecht häufige und große Brände in Verbindung, welche eben damals auch die österreichischen Provinzen heimsuchten; Prag wurde dadurch zu großem Schaden gebracht, in Wien blieb's beim Versuche. Hier kam man einem Franzosen als Brandleger auf die Spur, und es ging das Gerücht, daß Ludwig organisirte Brandlegerbanden auch nach Oesterreich gesendet habe, um Verlegenheiten und Schaden zu stiften.

Am Wiener Hofe handelte es sich darum, ob nicht etwa der türkische Krieg durch einen Frieden abzuschließen wäre. Die Mehrzahl der Minister und Generäle stimmte dafür; die Reichsfürsten drängten eben so sehr in dieser Richtung. Die geistliche Partei indeß, voran der päpstliche Stuhl, endlich das Bündniß mit Polen und Venedig ließen den Kaiser in gegentheiliger Ansicht handeln. Das Commando in Ungarn übernahm Markgraf Ludwig von Baden; was an Truppen entbehrt werden konnte, ging nach dem Rhein, wohin Oesterreich im Ganzen an 24.000 Mann stellte. Nach und nach sammelte sich ein Angriffsheer von

drei Armeen: die eine unter Max Emanuel von Bayern stand am Ober-Rhein und sollte Süddeutschland vor den französischen Streifungen schützen; die zweite am Nieder-Rhein unter Friedrich von Brandenburg hatte Köln von den Franzosen zu reinigen, und endlich die dritte unter Karl von Lothringen, das Hauptcorps, stellte sich am Main zur Wiedereroberung von Mainz auf. Um die Kette der Bündnisse ganz zu schließen, mußte noch Herzog Victor Amadeus von Savoyen gewonnen werden und seinem Vetter, Prinz Eugen, gelang es wenigstens, ihn halbwegs einzunehmen und für den Abschließer der Verhandlungen, Abbé Grimani, zugänglicher zu stimmen.

Anfangs September fiel Mainz, im October auch Bonn; allein über der hartnäckigen Vertheidigung dieser Vesten verrann die Zeit zum Einmarsch in Frankreich, das sich nur abwehrend hielt. Jetzt schien dem Kaiser auch die Zeit gekommen, Frankreich, das stets an die Kaiserkrone drängte, durch Veranstaltung der Wahl eines römischen Königs den Weg zu verlegen. Zu diesem Behufe rief Leopold im Winter 1689/90 einen Kurfürstentag nach Augsburg, entwickelte demselben die Vortheile einer solchen Wahl in der Person seines Sohnes Joseph und fand allgemeine Zustimmung. Zwei Tage nach der Wahl, 26. Jänner, wurde der kaum zwölfjährige Prinz auch gekrönt.

Dagegen erlitt das Reich und die Armee einen herben Verlust durch den Tod des Herzogs Karl von Lothringen am 18. April 1690, der nur dadurch zum Theile sich wieder ersetzte, daß dem Kaiser des Verstorbenen erster Schüler, Prinz Eugen von Savoyen, blieb.

Der Kriegsschauplatz breitete sich bereits über den ganzen Westen Mitteleuropas und auch über den Süden aus, als durch den Beitritt des Herzogs von Savoyen zum Bunde des Kaisers (1690) auch Italien in den Kampf gezogen wurde. Prinz Eugen

führte 5000 Mann nach Piemont, wo die Franzosen unter Catinat bereits eingedrungen waren. Den Oberbefehl über die italienisch-österreichisch-spanische Armee nahm der Herzog selbst in die Hand, leider nicht mit Geschick, denn bei Staffarda am 18. August wurde er geschlagen; kaum daß es Prinz Eugen noch gelang, den Rückzug zu decken. Über dem Eigensinne und der Unthätigkeit des spanischen Generals Fuensalida kam es auch später zu keinem Erfolge mehr und Catinat konnte sich ganz Piemonts bemächtigen. Auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatze waren die französischen Waffen glücklich. Marschall Luxemburg schlug am 1. Juli den Fürsten Georg von Waldeck bei Fleurus und am 10. Juli der französische Vice-Admiral Tourville die englisch-holländische Flotte bei der Insel Wight, während das süddeutsche Armeecorps, seit dem Tode Karl's von Lothringen verwaist, unthätig blieb.

Im März 1691 erschien Marschall Luxemburg vor Mons, das nach dreiwöchentlicher Belagerung fiel und der Marschall de Lorges drängte die Reichs-Armee über den Rhein. In Piemont, das die Franzosen den Winter über fast geräumt hatten, nahm Catinat im Frühjahre 1691 Nizza, Avigliano, später Carmagnola und bedrohte sogar Turin. Von Cuneo durch Prinz Eugen abgedrängt, erlitt er bei Carignan eine Schlappe; aber zu mehr vermochte es unter dem vielköpfigen Kriegsrathe des Herzogs von Savoyen nicht zu kommen. Im Feldzuge von 1692 kehrte Ludwig sich wesentlich gegen die Niederlande, und gedachte gleichzeitig die englische Flotte durch zwei Geschwader aus Brest und Toulon angreifen zu lassen. Der Verrath aber, den er auf den englischen Schiffen zu Hilfe gezogen, wurde noch frühzeitig genug entdeckt und das Geschwader von Brest beim Vorgebirge La Hogue vollkommen geschlagen, 29. Mai. Dagegen fiel Namur, 1. Juli, Marschall Luxemburg drängte König Wilhelm

bei Steenkerken zurück, 3. August, und de Lorges die deutsche Armee aus dem Elsaß.

Einen entschiedenen Weg des Angriffes schlug dagegen Prinz Eugen in Piemont ein. Er löste so das Wort, das er als Jüngling beim Abschiede vom Pariserhofe ausgestoßen haben soll: er werde Frankreich nur mit dem Degen in der Faust wieder betreten. Mit drei Corps drang er in Süd-Frankreich ein, nahm Quillestre, Barcellonette, Embrun und Gap; allein die Kühnheit, die ihn beseelte, mangelte den meisten seiner Generäle; kaum war man so eigentlich auf französischem Boden, als das Unternehmen ihnen zu gewagt vorkam. Dem Prinzen fehlte so die moralische Unterstützung und schließlich war man zufrieden, daß eine plötzliche Todeskrankheit des Herzogs von Savoyen eine geeignete äußere Veranlassung zum Rückzuge bot.

Auch während des Jahres 1693 gestaltete sich die Kriegführung am Rheine nur schleppend. Ein Glück, daß König Ludwig XIV. bei der Armee sich befand und durch seine eigenen Fehlgriffe die Absichten seiner Marschälle vereitelte. So ward es König Wilhelm trotz der Schwäche seines Heeres möglich, Brüssel zu decken und Charleroi zu nehmen. Doch bemächtigte sich de Lorges Heidelbergs, das er im Style Melac's auf das brutalste behandelte; ihm fast gegenüber, bei Heilbronn, stand Markgraf Ludwig von Baden, zu schwach, ihn zu hindern. Dieselbe Mattheit gewann auch in Italien trotz dem Drängen des Prinzen Eugen die Oberhand. Zwar fiel S. Giorgio bei Casale, dieses selbst und Pignerol wurden belagert. Aber durch Truppen vom Ober-Rhein verstärkt ergriff Catinat die Offensive und schlug den Herzog bei Marsaglia in der Nähe von Moncaliero, 4. October. Dadurch wurde Victor Amadeus schwankend; er selbst immer geschlagen, der Kaiser in Deutschland ohne entscheidende Vortheile kämpfend, das konnte ihm unmöglich die

gehofften Gebietsvergrößerungen zuwegebringen. Vorerst im tiefsten Geheimniß trat er zu Frankreich über, mit der Absicht alle ernsteren Unternehmungen wider dieses in irgend welcher unscheinbaren Weise zu hintertreiben. So stand Prinz Eugen, der 1694 das Commando in Italien führte, eigentlich unter dem Oberbefehle des Feindes und ereignißlos verlief das Jahr in der Blokade von Casale — ein Seitenstück zur Kriegsführung am Rhein, wo es mit gleichem Mißerfolge zu Ende ging. Franzosen und Reichs-Armee kreuzten wiederholt den Rhein, allein da jene immer auswichen, rückte die Entscheidung stets in die Ferne.

Der Gegensatz zwischen diesem matten schlappen Kriege und dem frischen thatenreichen Kampfe in Ungarn bis 1690 war zu grell! Höchstens zur See, an den englischen, holländischen und französischen Küsten entfaltete sich mehr Kampfesleben, aber an großen Thaten mangelte es selbst da. Frankreich suchte hinzuziehen; denn ein vielgliedriger Körper, wie das deutsche Reich, und ein vielfach lockerer Bund, wie jener seiner Gegner, war damit noch am ehesten zu besiegen. Der offene Uebertritt des Herzogs von Savoyen durch seinen Neutralitäts-Vertrag mit Frankreich, 29. August 1696, beförderte den Bruch. Gegen den Herzog und die Franzosen konnte Eugen nicht ankämpfen und so verließen seine Truppen im October Piemont und zogen an den Rhein, wo übrigens die Friedens-Verhandlungen in vollem Gange waren.

Schweden und Dänemark nämlich hatten bereits mehrere Jahre hindurch vermittelt. Ludwig erbot sich an den Kaiser Freiburg und Breisach, an Spanien die Eroberungen in Catalonien, Namur und Mons zurückzugeben, dem Herzoge von Lothringen aber ein Gebiet mit gleichen Einkünften wie sein Land anzuweisen. Die Verbündeten dachten übrigens den König auf den Fuß des Nymweger Friedens zu bringen und ließen sich der-

malen von den Bestrebungen sie zu trennen, nicht irre führen (1693). Die großen Erfolge aber blieben jahrjährlich aus, in Holland empfand man den Schlag, den der Krieg dem Handel versetzte, sehr tief, und in England gab es überdieß innere Unruhen, die sehr auf die Regierung drückten. Als Ludwig sich herbeiließ, König Wilhelm anzuerkennen, als ihm durch den Turiner Vertrag die Möglichkeit geboten war, seine Rheinarmee zu verstärken und endlich die Dinge in Ungarn immer schlechter gingen, ließen der Kaiser, England und Holland die schwedische Vermittlung sich gefallen, Februar 1697.

Die Verhandlungen wurden zu Ryswik gepflogen und bestand bei denselben Leopold auf Rückgabe der dem Reiche entrissenen Gebiete und des Herzogthums Lothringen. Allein Frankreich wußte sich mit England und Holland über den Kaiser hinweg zu einigen und stellte dem Kaiser ein Ultimatum der Wahl zwischen Straßburg einerseits und Freiburg und Breisach andererseits. Zur Annahme waren sechs Wochen gegeben. Umsonst wirkte Leopold bei König Wilhelm und den Holländern; nur Spanien hielt noch zu ihm. Da trennte es die Niederlage seines Heeres gegen den Herzog von Vendôme und der Fall Barcelonas vom Kaiser. Seine Gesandten schlossen sich dem Frieden an, den die englischen und holländischen eingingen. Jetzt stellte Ludwig ein weiteres Ultimatum für das Reich, dessen Termin mit 1. November ablief und worin er Straßburg auf alle Fälle zu behalten erklärte. Unvermögend, allein in den Kampf zu treten, ging auch Leopold den Frieden von Ryswik ein, 31. October 1697, den der Volkswitz in bitterer Laune den von Reißweg nannte, wie jenen von Nymwegen den von Nimmweg. Deutschland verlor den Elsaß und was die Reunionen in demselben Frankreich zugesprochen; nur das außerhalb Gelegene kam an das Reich wieder, so Philippsburg, Breisach

und Freiburg, letztere beide zu den österreichischen Vorlanden. Der Herzog von Lothringen erhielt das Erbe seiner Väter nach dem Stande von 1670 wieder, mit Ausnahme von Sarlouis, Longwy und einer Etappen-Straße durch das Land. Die Ansprüche Ludwig's auf die Pfalz sollte ein Schiedsgericht entscheiden.

27.

Die letzten Türkenkriege — Friede von Karlovic, 1699.

Den Winter von 1688 hindurch bis in den Sommer des nächsten Jahres unterhandelte eine türkische Botschaft zu Wien den Frieden. Abgesehen von den hohen Forderungen der sogenannten „heiligen Allianz“ von Oesterreich, Venedig und Polen, wie von der entschiedenen Neigung des Kaisers den Krieg fortzusetzen, traten auch die Umtriebe Frankreichs dem Abschlusse in den Weg. Auch Tököly, schon seit langem in den Hintergrund getreten, war wieder hervorgesucht worden.

Den Oberbefehl führte Prinz Ludwig von Baden. Er stand mit etwa 24.000 Mann in Serbien an der Morava, in ziemlich schlechter Verfassung, da der Hofkriegsrath, mit den rheinischen Angelegenheiten vollauf beschäftiget, ihn an Geld und Lebensmitteln Mangel leiden ließ. Seine Lage verschlimmerte sich, als nicht allein des Sultans Armee von angeblich 70.000 Mann aus dem Südosten, sondern auch der Seriasker Radscheb Pascha mit 40.000 Mann von Kruševac gegen ihn heranzog. Der Markgraf überschritt die Morava und schlug an deren linken Ufer bei Batočina den türkischen Oberbefehlshaber so entschieden, 30. August 1689, daß derselbe außer 3000 Mann noch 200 Kanonen und 1000 Kamele am Schlachtfelde ließ

und eiligst gegen Nissa sich zurückzog. Dort legte er sich in ein wohlbefestigtes Lager, dessen Besatzung Sultan Suleiman von Sophia aus verstärkt hatte. Aber auch Nissa wurde angegriffen, 24. September, und die Osmanen erlitten eine solche Niederlage, daß sie in vollster Auflösung nach Sophia sich wendeten. Nissa fiel und, da der Markgraf es vorzog die nördlichen festen Plätze an der Donau zu besetzen, auch Widdin, vor welchem der Pascha von Silistria in die Flucht getrieben wurde. Mit gleichem Glücke focht Graf Drašković in Kroatien. Daß dagegen Zwornik von den Türken erobert, die kaiserliche Donau-Flotille zerstreut und Orsowa von den Türken entsetzt wurde, wog dem Vordringen der Oesterreicher gegenüber nicht sehr schwer.

Diese standen jetzt auf dem engeren Gebiete des Halbmondes selbst. Die christlichen Bewohner Serbiens nahmen die Befreier mit offenen Armen auf. Der Commandant von Nissa, Aeneas Silvius Piccolomini, verstand es eben, sie zu behandeln. Mit ihrer Hilfe dachte man in Wien die Osmanen ganz aus Europa zu verdrängen und sendete dem Häuptlinge Karpoš den Fürstenhut von Serbien. So sicher fühlte man sich, daß man bereits die neuen Anträge der Pforte ablehnte.

Allein auch in der Türkei ging eine Personal-Aenderung und damit ein System-Wechsel vor sich, welche dieselbe aus der größten Klemme befreiten. An die Stelle des friedensuchenden Großwesirs trat, November 1689, der kluge und strenggesinnte Mohammed aus dem Geschlechte Köprili, das der Pforte bereits eine Anzahl tüchtiger Staatsmänner und Feldherren gegeben. Obwohl Feind der Christen erkannte er doch, daß deren fortwährende Bedrückung sie dem Gegner in die Arme führen mußte und daß eine Behebung ihrer Lasten ein Kraftgewinn und Sicherheitsmittel für die Pforte sei. Den Paschas der früheren Jahre wurden ihre der Bevölkerung abgepreßten Gelder abgenommen,

bei Hofe Ersparungen eingeführt, Gold- und Silbergeschirre eingeschmolzen. Zum Kriegsdienste sollte niemand gezwungen werden, aber der grünen Fahne des Propheten, unter deren Aufpflanzung die Gefahr des Glaubens allenthalben verkündet wurde, fielen Tausende in Begeisterung zu. Und wie der Schatz gefüllt, so war auch das Heer zahlreich, als die Zeit in's Feld zu rücken heranbrach.

Weit weniger hatte dagegen die österreichische Regierung für ihre Süd-Armee gesorgt, und die Folgen ließen nicht auf sich warten. General Straſſer erlitt im Jänner 1690 die erste Niederlage in Serbien; er hatte die Albanesen mißachtet — der kluge Piccolomini war kurz zuvor gestorben — und sie gingen während des Treffens zu den Osmanen über. Der Fall Kanižas am 13. April ließ zwar weitere Erfolge hoffen, allein sie blieben aus. General Veterani konnte den Entsatz von Nissa, das der Großwesir bedrängte, nicht durchführen; er mußte sich nach Siebenbürgen zurückziehen, wo Tökölyi mit Unterstützung des abtrünnigen Fürsten der Walachei, Konstantin Brankovan, nach dem Tode Michael Apaffy's († 14. April) eingebrochen war (August) und den General Heisler bei Zerneſcht geschlagen und gefangen hatte. Die Pforte ernannte Tökölyi gegen den schon früher erwählten Sohn Apaffy's zum Fürsten. Zwar vertrieb ihn Markgraf Ludwig und abermals nach einem zweiten Einfalle durch den Törzburger Paß. Allein Nissa fiel, Widdin wurde durch vorschnelle Uebergabe, Semendria und Belgrad mit Sturm (und letzteres noch durch Verrath des venetianischen Ingenieurs Cornaro) genommen; in wenig Monaten waren die Eroberungen von zwei Jahren verloren, ganze Regimenter vernichtet oder aufgelöst und mehrere Hunderte von Geschützen in Feindes Hände gerathen. Nur an den Mauern von Essegg brach sich der Osmanen Glück. Guido Starhemberg, Neffe des Vertheidigers

von Wien, setzte durch mannhafte Abwehr ihrem Vorschreiten eine Grenze.

Der Einfluß, den Oesterreich auf die Geschicke der türkischen Christen nehmen wollte, hatte sich auf kurze Zeit beschränkt, und das Aufstands-Patent vom 6. April 1690 die mißlichen Ereignisse nicht hindern können. Obwohl der neue Großwesir den Rajahs bessere Aussichten als bisher bot, hatten sich doch viele Serben zu sehr an die Oesterreicher angeschlossen, als daß sie den Türken gegenüber nicht Gefahr gelaufen wären. Dieß und die Hoffnung, eine bessere Existenz sich zu gründen, führte an 30.000 Menschen zur Auswanderung aus Serbien und Bosnien, denen die Regierung am rechten Theiß-Ufer bei Szenta, Becse u. s. w. Ansiedlungen bot.

Die Unfälle dieses Jahres brachten es wenigstens dahin, daß der Hofkriegsrath es dem Heere nicht wieder anheimstellte, sich zu helfen, wie es könne, sondern daß er dasselbe wirklich verstärkte. Die Zahl der Streiter wurde auf 85.000 Mann gebracht; davon sollte ein Theil Siebenbürgen decken, ein andere die Save-Grenze, während der Kern von 50.000 unter dem Markgrafen Ludwig für die Operationen an der Donau bestimmt war. Dieser Letztere wendete sich Ende Juli 1691 gegen Peterwardein und traf Mitte August bei Semlin ein, wo das türkische Heer, offenbar von französischen Officieren geführt, wohl verschanzt stand. Das Lager war unangreifbar und der Markgraf kehrte donau-aufwärts gegen Slankamen. Der Großwesir folgte ihm und gewann ihm durch treffliche Manöver die bessere Stellung und die Verbindung mit Peterwardein ab. Der Markgraf nahm am 19. August die Schlacht an, aber die Vorzeichen derselben standen schlecht. Die kaiserliche Armee versuchte auf dem rechten Flügel mehrfache Stürme, sie prallten alle an den Schanzen ab. Auf der Donau rangen die beiden Flotillen; das

österreichische Geschwader unterlag. Nur Feldmarschall Dünewald auf dem linken Flügel warf mit seiner Reiterei die Osmanen, sprengte ihre inneren Linien und ihre Verschanzungen und hob so den Muth des rechten Flügels zu neuem Sturme. Der gelang. Von zwei Seiten in's Feuer genommen, half den Türken bald das wackere Beispiel des Großwesirs nichts mehr; an der Eisenmauer der anstürmenden Oesterreicher zerschellte die rasende Vertheidigungswuth der Janitscharen. Es war ein Sieg, wie er unsicherer nicht erwartet und glanzvoller nie errungen sein konnte. Der Großwesir selbst lag todt am Platze, mit ihm der Seriasker, der Befehlshaber der Janitscharen und 18 Paschas; an 20.000 Mann, das ganze Lager mit mehr als 150 Kanonen und allen Vorräthen hatte diese Niederlage der Pforte gekostet. Aber auch die kaiserliche Armee hatte ihren Sieg mit 7000 Mann bezahlt, darunter de Souches, Commandant des rechten Flügels. Nach einigen Ruhetagen rückte der Markgraf nach Belgrad vor. Nachdem der Vorstadtwall im Sturm genommen, zogen sich die Türken in die Citadelle zurück, 24. October; allein diese zu belagern war die Jahreszeit zu weit vorgerückt. Man mußte sich mit dem Gewonnenen begnügen, mit Lipa, das Caprara, mit Brod und Gradiška, das Prinz Croy nahm.

Epidemische Krankheiten in der österreichischen Armee, daran übrigens auch die osmanische litt, bewirkten, daß der Feldzug von 1692 auf kleinere Unternehmungen sich beschränkte. Im Norden des eigentlichen Kriegsschauplatzes fiel Großwardein nach andauernder Beschießung durch Uebergabe, 6. Juni; Jenö nahm General Heisler anfangs 1693.

Dießmal führte den Oberbefehl der Prinz Karl Eugen von Croy. Er verdankte diese hohe Stellung „der Anciennität, dieser Schutzgöttin der Mittelmäßigkeit", der Gnade des Kaisers und der guten Meinung der Minister. Der Hofkriegsrath

verlangte, und dießmal wohl nicht ohne Grund, der Prinz solle sich abwehrend verhalten, wenn die türkische Armee bedeutend stärker als die seine, im Gegentheile aber Belgrad oder Temesvár nehmen. Den Oberfeldherrn zog Belgrad an, das theilweise durch seine Schuld verloren worden. Die Festung war mit ausgewählter Mannschaft besetzt; ihr Commandant ging auch auf Kriegslisten, die ihn herauslocken sollten, nicht ein. Vom 1. August bis 9. September dauerte die Belagerung. Sturm auf Sturm folgte und kein Fortschritt wollte sich ergeben; die Ausfälle der Türken, die Angriffe auf schlecht gewählte Puncte der Festung, die Sumpffieber rafften Tausende der Belagerer hin. Schließlich hatte der Prinz nur mehr 25.000 Streiter, als der Großwesir Mustapha mit 60.000 Mann anzog. Die Belagerung mußte aufgegeben werden, nicht ohne mannigfachen Verlust an Geschütz, Gepäck und Vorräthen. Es war ein Glück, daß der Großwesir die Abziehenden nicht verfolgte; denn ein Theil der Reichstruppen ging heim, aller Bitten und Vorstellungen ungeachtet, und ließ die Armee natürlich nur um so schwächer zurück, als sie moralisch durch den Mißerfolg ohnehin schon geworden.

Es lag so viel Unheil auf der Kriegführung, daß jetzt die Regierung sich entschloß, Frieden anzutragen. General Veterani ging deßhalb nach Adrianopel und wurde bei der Pforte von England unterstützt, das schon seit mehreren Jahren die Vermittlerrolle übernommen hatte. Indeß überwog der Eindruck der Erfolge des letzten Jahres und der Einfluß Frankreichs, dem ein Friedensschluß sehr unzeitig schien.

Statt des Prinzen Croy übernahm Graf Caprara das Ober-Commando, bedächtig wie sein Verwandter und Lehrer Montecucculi, dabei schon hoch in Jahren und kränklich. Von ihm war entschiedenes Eingreifen, wie es damals so nothwendig gewesen, nicht zu erwarten (1694). So lagerte er sich bei Peter-

wardein innerhalb fester Schanzen. Er behauptete, den Zuzug aus dem Reiche abwarten zu müssen, und setzte sein Heer durch vier Wochen dem Geschützfeuer der Feinde und dem Fieber der Moräste aus. Als die Türken abzogen, war er froh, aus der Klemme zu sein und verfolgte sie nicht einmal.

Den Hof erregte es in hohem Grade, daß nun schon durch zwei Jahre der türkische Krieg blos nachtheiliges brachte. Man wußte, daß eine Schwäche darin bestand, erst spät ins Feld zu ziehen; der sollte begegnet werden und 1695 der Ausmarsch frühzeitig erfolgen. Statt Caprara's führte der Kurfürst Friedrich August von Sachsen das Commando. Er hatte der Armee an eigenen Truppen an 8000 Mann zugebracht, und dieses Verdienstes wie seines hohen Ranges wegen vertraute man ihm auch den Oberbefehl an. Ein Riese an Körperkraft, aber größere Heeresmassen zu führen nicht gewohnt, jeder Zoll ein Lebemann, um die Bedürfnisse der Armee sich nicht kümmernd, besaß er weder das Vertrauen der Officiere, noch das der Soldaten. An seiner Seite stand als Rathgeber der Zauderer Caprara.

Man hatte für dießmal die Belagerung Temesvárs in's Auge gefaßt. Aber trotz allen Befehlen des Hofes stand das Heer im Frühjahre noch nicht feldbereit, und erst Ende August langte der Kurfürst an dem Sammelplatze zu Peterwardein an. Er nahm seine Stellung bei Klein-Kaniža, von wo aus er die Bewegungen Sultan Mustapha's II., der persönlich mit ausgezogen war, beobachten wollte. Veterani, der bei Lugos stand, weigerte sich zur Armee des Kurfürsten zu stoßen, da sonst der Weg nach Siebenbürgen freigegeben wäre. Der Sultan nahm Lipa und Titel, Friedrich August zog sich zurück, ohne Veterani zu verständigen. Als dieser vorrückte, um, wie er meinte, den

Sultan zwischen zwei Feuer zu bringen, warf sich nahezu die gesammte türkische Streitmacht auf sein Corps von 8000 Mann. Trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr während eines ganzen Tages ward dasselbe zur Hälfte niedergehauen und der General mit ihm. Der Kurfürst stand 10 Meilen vom Kampfplatze, hielt es aber für zu gewagt anzugreifen. Der Großwesir begnügte sich mit dem Triumphe, den er mit einer fünffach überlegenen Gewalt davongetragen, und zog nach Adrianopel zurück, Tököly gleichsam als Gefangenen mit sich führend.

Woran es bei der Armee eigentlich fehlte, zeigte das Kriegsjahr 1696. Dießmal ließ man dieselbe im südlichen Ungarn überwintern und der Kurfürst stellte sich bereits im Mai zu Ofen ein. Allein da ergaben sich bei der Artillerie solche Mängel, daß es sechs Wochen brauchte, bis sie feldtüchtig wurde. Niemand wollte liefern, da von der Regierung keine Zahlung zu bekommen war. Waren Vorräthe am Lager, so fehlte es an Wägen sie zu verfrachten oder an Bespannung derselben. Die Soldaten hatten monatelang keinen Sold bekommen, hielten sich an den Einwohnern schadlos und diese begegneten dem Raube und der Plünderung mit Gewalt. Die Gährung war im Heere wie in der Bevölkerung gleich groß. „Von letzterer durfte es dann nicht Wunder nehmen“, sagt Arneth, „wenn sie, ihre frühere Lage unter dem Türkenjoche noch für beneidenswerth haltend, sich da und dort im Aufstande erhob gegen die kaiserlichen Regimenter, und eine Herrschaft abzuschütteln dachte, welche zu ohnmächtig war, um sie gegen Freund und Feind zu schützen“. Die Folge war eben, daß in Ober-Ungarn neuerdings Kuruzen-Horden sich bildeten, welche in Tököly's Namen Patak, Tokai und Szerencs überfielen, und erst im Sommer 1697 von Károlyi, Negrelli und dem Prinzen Vaudemont zu Paaren getrieben werden konnten. Demungeachtet kam man so weit, thatsächlich vor

Temesvár sich zu legen. Allein kaum hatte die Belagerung begonnen, als die Nachricht vom Anmarsche des Sultans sie aufheben machte. Man zog ihm entgegen und kehrte wieder um, als sich das Gerücht falsch erwies. Erst später war Mustapha II. bei Pančova über die Donau gegangen, bei Titel von Guido Starhemberg zurückgedrängt worden, und hatte am 26. August am Bega-Canale dem Kurfürsten eine Schlacht geboten, die nach großen beiderseitigen Verlusten schließlich doch unentschieden blieb. Noth herrschte im österreichischen wie im türkischen Lager; für die kaiserliche Armee war dieß die Veranlassung, die Osmanen auf ihrem Rückzuge nicht zu verfolgen.

Seit der Schlacht bei Slankamen waren fünf kostbare Jahre verflossen. Zeit, Geld und Menschenleben waren vergeblich in die Schanze geschlagen worden, und was auch der Zukunft wenig günstige Aussichten bot, die Armee hatte nicht an Zahl allein, sondern auch moralisch gelitten. „Unsere Truppen," schrieb General Rabutin an den Fürsten Montecucculi im Februar 1697, „haben ihren Muth eingebüßt und dafür haben die Türken ihn wieder gewonnen; es ist eben kein Herzog von Lothringen mehr da, kein Prinz von Baden. Aber es wäre sonderbar, daß man keine Generäle finden sollte, die dasselbe leisteten; nur müssen sie das Vertrauen der Mannschaft haben, denn das ist eines der wesentlichsten Mittel zum Siege. Früher waren die Türken die Hasen und wir hetzten; jetzt liegt die Sache nahezu umgekehrt. Sagen Sie unserem erhabenen Herrn, er möge sich auf Unglücksbotschaften gefaßt machen, wenn die Armee nicht bald mit Geld versehen wird. Diese Schlaffheit in Wien läßt alles befürchten und muß nothwendig die schlechtesten Folgen haben."

Vor allem herrschte in der Armee die Ueberzeugung, daß der Kurfürst von Sachsen als Ober-Commandant sehr leicht zu entbehren sei. Die Generäle achteten ihn nicht, weil er vom

Kriege nichts verstand, aber doch alles besser wissen wollte; die Soldaten, weil er um ihre Lage sich nicht kümmerte und seine verwirrten Befehle sie wohl in den Tod, aber nicht zum Siege führten. Demungeachtet konnte der kaiserliche Hof die Stelle nicht so leicht ihm abnehmen; man brauchte eben sein Contingent. So wurde ein Mittelweg gewählt: früher den Feldzug beginnen und dem Kurfürsten einen anerkannt tüchtigen Mann an die Seite stellen. Die besten Stimmen nannten dafür Eugen von Savoyen, dem der Abzug aus Italien und die Thatlosigkeit am Rhein das Feld wieder in Ungarn öffnete. Freilich hätte der Kurfürst den Grafen Styrum vorgezogen, einen tüchtigen Reiter und fügsamen Hofmann, aber als General mit Eugen nicht zu vergleichen. War schon der Eintritt Eugen's ein Glück für die Armee in Ungarn, so erhöhte sich die freudige Stimmung noch, als der Kurfürst durch seine Wahl zum polnischen Könige veranlaßt wurde, den Oberbefehl abzulegen, wodurch Prinz Eugen ganz an seine Stelle trat.

Anfangs hatte man gedacht, sich neuerdings gegen Belgrad zu wenden. Die Verhandlungen wegen der Commandanten-Wahl hatten aber auch dieß verschleppt; zudem fand Eugen die Armee in der traurigsten Verfassung. Unter solchen Umständen konnte er nicht an zwei Unternehmungen gehen, an den Angriff einer starken Festung und an den sicheren Kampf mit dessen Entsatzheer; genug, wenn er vorläufig aus dem Streite im offenen Felde mit Ehren hervorging. Die in Ober-Ungarn, Siebenbürgen und sonst zerstreuten Truppen wurden sogleich zum Hauptheere einberufen, das etwa 50.000 Mann zählte; nur ein kleiner Theil unter dem Prinzen Vaudemont ging zur Unterdrückung der Unruhen nach Ober-Ungarn.

Eugen nahm bei Peterwardein Stellung. Das türkische Heer sammelte sich bei Belgrad, über 100.000 Mann stark, durch

eine Donau-Flotille von mehr als 100 Galeeren und Tschaiken unterstützt; Sultan Mustapha selbst befehligte es. Er wagte indeß das befestigte Lager Eugen's nicht anzugreifen, warf seine ganze Armee auf das linke Donau-Ufer und zog die Theiß aufwärts, um sich Szegedins zu bemächtigen. Eugen eilte ihm zuvorzukommen. Da hielt der Sultan bei Szenta an. Auf die Nachricht, daß Szegedin stark genug sei sich zu wehren, bis das kaiserliche Heer anrückte — und dem wollte er eben ausweichen — beschloß Mustapha über die Theiß zu gehen und den Weg nach Siebenbürgen zu nehmen. Der Uebergangs-Punct wurde in kürzester Zeit mit Gräben umzogen, jede Schanze mit Kanonen gut besetzt und alles vorgerichtet, um den langsamen Uebergang des Heeres für den Fall eines Angriffes zu decken. In größter Eile durch Wald und Sumpf war Eugen ihm nachgezogen. Den 11. September N. M. traf er vor dem türkischen Lager ein, aus dem bereits der größte Theil der Reiterei und das schwere Geschütz auf das linke Theiß-Ufer gegangen war. Schon die Ankunft der kaiserlichen Armee brachte unter den Türken, namentlich auf der einzigen Brücke, Verwirrung hervor. Wollte Eugen den Augenblick benützen, so mußte es rasch geschehen; denn schon begann der Tag sich zu senken. Innerhalb zwei Stunden war die Schlachtordnung hergestellt. Die österreichische Armee umgab das türkische Lager im Halbkreise; der rechte Flügel unter Heisler griff zuerst an, dann der linke unter Guido Starhemberg, endlich die ganze Armee. Starhemberg drang ungeachtet des rasenden Widerstandes der Janitscharen von der Flußseite in's Lager, indem er eine Strominsel benützte, und bemächtigte sich der Wagenburg sowie des Vorwerkes, das die Brücke zunächst schützen sollte. Bald standen auch die Oesterreicher des rechten Flügels und des Centrums auf den Wällen inner dem Lager. Selbst die Reiterei war abgesessen

und hatte sich in's Handgemenge geworfen. Der Kampf im Lager war ein wüthender; die Osmanen suchten die Wagenburg zu gewinnen, fanden sie jedoch von den Oesterreichern schon genommen und sich von der Brücke abgeschnitten. Es war kein Kampf mehr, nur ein Morden. Gnade fand kein Türke; wer dem Schlachten entging und etwa das Ufer gewann, fand in der Theiß sein Grab. In kaum zwei Stunden waren an 20.000 Osmanen erschlagen, der Großwesir und viele Paschas mit ihnen, an 10.000 im Flusse ertrunken. Dem Sultan war es beschieden, vom linken Ufer den Untergang seines Heeres zu sehen, und keine Hand konnte er rühren, um die Vernichtung abzuwenden.

Erst am nächsten Tage erfaßte man die Größe des Sieges und der Beute; denn jetzt wurde auch das Lager am linken Ufer in Besitz genommen, das Mustapha mit Rücklassung ungeheurer Vorräthe eilends verlassen hatte. Was in die Hände der Unsern fiel, überstieg weitaus die eigenen bisherigen Einbußen: 160 größere und kleinere Kanonen, 7 Roßschweife, 423 Fahnen, die Kriegs-Casse mit 3 Millionen gemünzten Geldes, die Privat-Casse des Sultans, 9000 Wagen und 6000 Kameele, sämmtlich bepackt, 15.000 Ochsen und 7000 Pferde — der Reichthum eines Königreiches! Und die österreichische Armee hatte nur 430 Todte und an 1600 Verwundete. Der Kaiser belohnte den Sieger (1698) mit großen Gütern in Ungarn, als Baranyvár, Bellye, 11 anderen Orten und 21 kleineren Liegenschaften.

Für die Belagerung von Temesvár, das zunächst lag, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt; aber jetzt bereits den Feldzug schließen, wollte Eugen doch nicht. So versuchte er mit einer kleinen aber sehr gewählten Schaar von 7000 Mann einen militärischen Ausflug auf türkisches Gebiet. Durchaus mit Glück drang er bis Sarajevo vor, hier Bergfesten nehmend, dort widerspänstige Türkenstädte zerstörend. Auch dießmal zogen

bedeutende Schaaren türkischer Christen mit ihm auf ungarischen Boden, ihren früher übergewanderten Glaubensgenossen in deren Ansiedlungen folgend.

Während Eugen in Serbien und Bosnien recognoscirte, fiel Rabutin aus Siebenbürgen in das Grenzgebiet ein und nahm den 9. October Ujpalanka an der Donau bei Bazias.

Die Niederlage bei Szenta hatte die Folge, daß die Türken von einer Feldschlacht nichts mehr wissen wollten, dann, daß sie die Vermittlung Englands gern annahmen. Während es also Eugen (1698) weder durch einen vorgespiegelten Angriff auf Temesvár noch durch andere Mittel gelang, sie aus ihrem verschanzten Lager bei Belgrad zu locken, bereitete sich allseits mehr die Lage zum Frieden vor.

Der kaiserliche Hof ließ sich durch das Drängen auswärtiger Mächte, durch die Geneigtheit Polens, durch die immer stärker auftauchende Frage um die spanische Erbschaft, namentlich aber durch den bösen Stand der Verwaltung und Disciplin in der Armee, endlich durch die Finanzlage bestimmen, dem Frieden nichts in den Weg zu legen. Anfangs October 1698 wurde der Waffenstillstand proclamirt und noch im Laufe desselben Monates trafen die Bevollmächtigten der interessirten Parteien zu Karlovic, zwischen Peterwardein und Slankamen, zusammen. Die Verhandlungen gingen in eigens vorgerichteten Baulichkeiten in der Nähe jenes Ortes vor sich. Von sieben Mächten waren Abgeordnete zugegen, davon vier dem sogenannten „heiligen Bunde" angehörten, zwei aber, England und Holland, die Vermittlung führten. Oesterreich vertraten die Grafen Wolfgang von Öttingen und Leopold Schlick; Venedig hatte seinen Botschafter am Wiener Hofe Carlo Ruzzini, Polen Malachowski und Rußland Voznicyanov gesendet. Von tür-

kischer Seite waren der Reis Effendi Rami und der Oberhofdolmetsch Maurocordato, ehemals Vertrauter Kara Mustapha's, anwesend, von Seite Englands Lord William Paget und von jener Hollands Jakob Coliers, Beide Gesandte ihrer Regierungen an der hohen Pforte.

Da es sich zunächst um Feststellung handelte, die Dinge sämmtlich zu belassen, wie jeder kriegführende Theil eben sie beherrsche, ließ Eugen Arad in aller Eile befestigen; der Friede sollte eben hier eine Festung finden und nicht mehr untersagen können, eine solche da anzulegen. Die Verhandlungen dauerten vom 13. November 1698 bis 26. Jänner 1699. Im wesentlichen erreichte der kaiserliche Hof sein Ziel. Nur Temesvár herauszugeben, obgleich es ganz von kaiserlichem Besitze umgeben war, schlugen die Türken auf's äußerste ab. Zum Schutze dieses verlangten sie sogar Plätze wie Lugos, Lipa, Karanšebeš, Alt-Csánad, Becse und Becskerek. Man einigte sich zuletzt dahin, diese Plätze ihnen zu belassen, doch mit der Verbindlichkeit, die Befestigungswerke daselbst zu zerstören und keine neuen dort zu errichten. Das Temeser Banat sollte also den Türken bleiben; Siebenbürgen aber und ganz Ungarn, Kroatien und Slavonien an den Kaiser fallen, ebenso die Inseln der Theiß und Maros, der Grenzflüsse des Banates gegen Westen und Norden, jene der Save dagegen ihm und dem Sultan gemeinschaftlich gehören. Auch Tökölyi ward in den Frieden in sofern einbezogen, als die Pforte verhalten sein sollte, ihm weit von der Grenze einen Wohnort anzuweisen. Er zog mit seiner Gemahlin nach Bithynien.

Von den Verbündeten erhielt Venedig Morea und mehrere Plätze an der dalmatinischen Küste; Polen Kamieniec, Podolien und die Oberherrlichkeit über die Ukraine; Rußland war für sich nur auf einen Waffenstillstand von zwei Jahren eingegangen.

Seit Jahrhunderten war dieß der erste Friede, in welchem die Pforte Opfer brachte, Opfer, die ganz der Größe ihrer Niederlagen entsprachen. Sechzehn Jahre vorher stand der Halbmond noch an der Raab und Waag, allgebietend, übermüthig, und jetzt hatte er nur mehr an dem Thore des Reiches, das er verloren, einigermaßen Fuß. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts war er auch an die Schwelle Ungarns zurückgewiesen worden.



Inhalt

